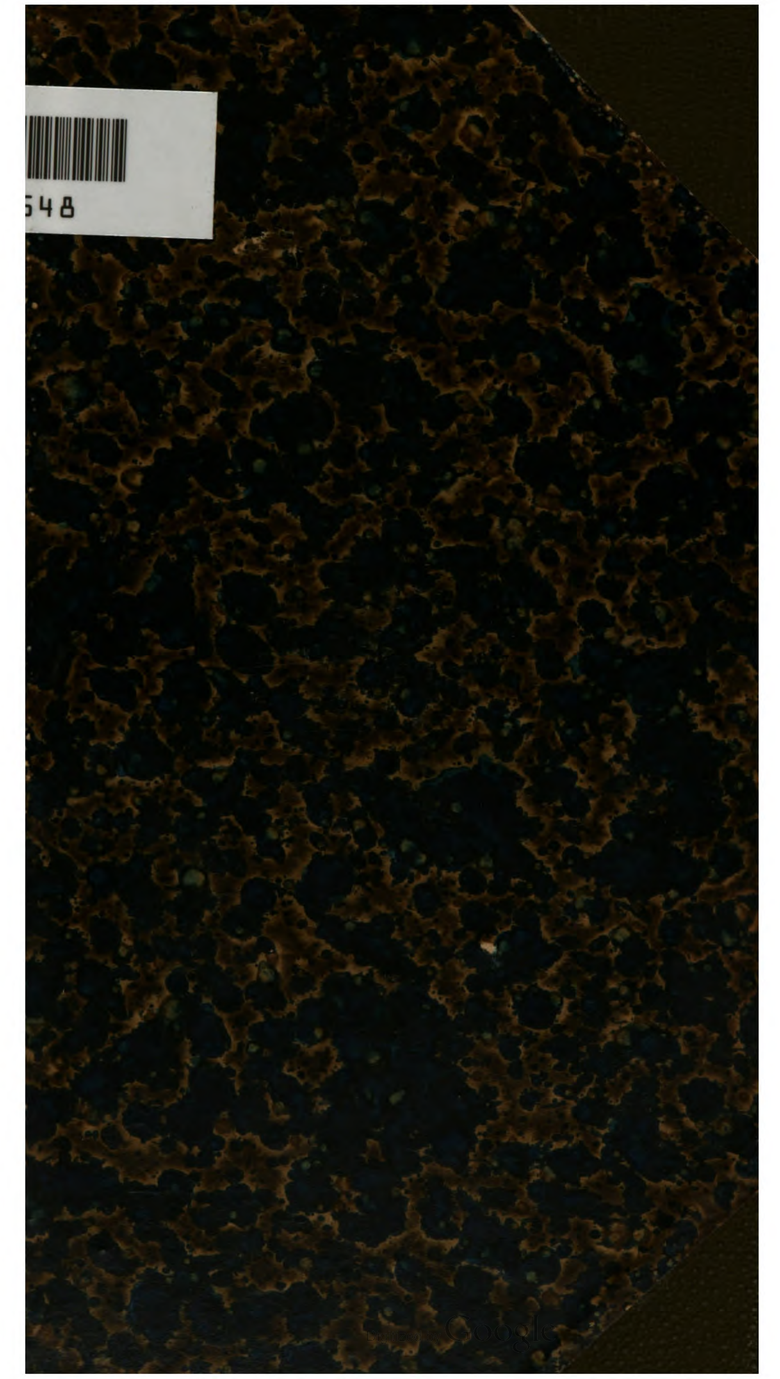
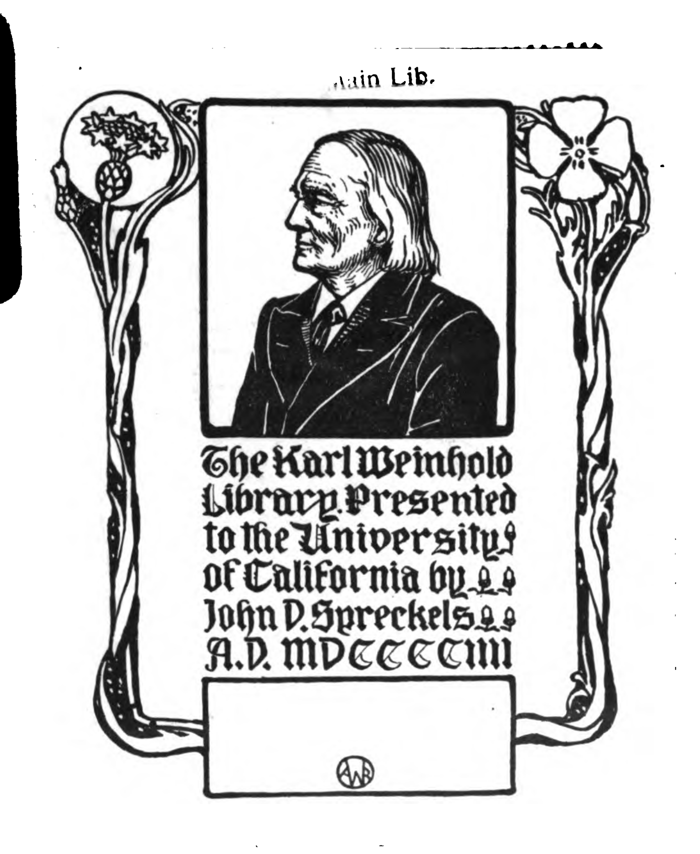

548


The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII


BILDER
aus dem
Sächsischen Bauernleben
in
Siebenbürgen.
von
Fr. Fr. Fronius.

Franz Friedrich Fronius
geb. 1829, 9. Jan. in Nadesch
gest. 1886, 14. Febr. in Agnetheln.

Bilder

aus dem

sächsischen Bauernleben

in

Siebenbürgen.

Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte

von

Fr. Fr. Fronius,
evangelischer Pfarrer in Agnetheln.



Wien
Verlag von Carl Graeser
1879.

Dem

siebenbürgisch-sächsischen Bauern

von guter Art,

dem treuen Hüter deutscher Sitte

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Angeregt durch W. H. Riehl's treffliches Buch: „Die Naturgeschichte des Volkes etc.“, Stuttgart 1855, hat der Verfasser der vorliegenden schmucklosen Blätter es versucht, in einzelnen Bildern Brauch und Sitte des siebenbürgisch-sächsischen Bauern zu schildern. In seiner amtlichen Stellung als sächsischer Pfarrer hatte er reiche Gelegenheit, lohnende Blicke in die Bauernsitte, dies „lebendige Archiv von unschätzbarem Werth“, zu thun.

Die in Zeitschriften und Kalendern abgedruckten Bilder fanden beifällige Aufnahme und weckten den Wunsch nach einer Sammlung und Zusammenstellung derselben.

Das vorliegende Büchlein will diesem Wunsch entsprechen und den Nachweis liefern helfen, daß, was Riehl vom Bauern unsers deutschen Mutterlandes sagt: er sei „die unüberwindliche conservative Macht in der Nation, der rohe aber ungefälschte Kern deutschen Wesens, ein rechtes Originalstück, dazu kein anderes Volk ein Gegenstück aufstellen könne, in ihm rage die Geschichte alten deutschen Volksthums leibhaftig in die moderne Welt herüber“, — auch von unserem siebenbürgisch-sächsischen Bauern mit vollem Recht gesagt werden könne, der während einer ehrenvollen siebenhundertjährigen Vergangenheit mitten unter fremden Elementen Glauben und Volksthum, Brauch und Sitte mit derselben Zähigkeit vertreten und erhalten hat, als irgendwo im deutschen Mutterland der stammverwandte Bruder.

Dies Büchlein möchte aber auch unsern Bauern aufmerksam machen auf den reichen, herrlichen Schatz, den er in seiner instinctmäßig treu gehüteten, guten alten Sitte besitzt, und ihn warnen vor der Gefahr, mit der die Alles ausebnende Civilisation im bösen Sinne — „die städtische Nichtsnutzigkeit" — denselben bedroht, damit er dereinst, wenn die Zeit erfüllt ist, geläutert und gereinigt, mit zur Quelle jener Erneuerung unseres socialen Lebens werde, deren Bedürfniß wir von Tag zu Tag mehr empfinden.

Es will endlich unserem städtischen Bürgerthum, dessen nahe Stammburg ja auch das einfache sächsische Bauernhaus ist, die Erwägung nahelegen, daß der unaufhaltsam fortschreitende Eintausch importirter kosmopolitischer Sitte gegen die in der Volksseele wurzelnde, durch ihr Alter, ihren Boden und ihren tiefen sittlichen Kern geweihte echte deutsche Volkssitte nicht immer vortheilhaft ist, und daß es in gar mancher Beziehung gerathen wäre, zu ihr zurückzukehren oder sie mindestens bei der Einführung und Anbahnung neuer, den modernen Lebensanschauungen angepaßter Sitten und Gebräuche eingehender zu Rathe zu ziehen, als es leider geschieht. Denn „ein Volk ist nur einmal jung, und nur aus den Sitten der Jugendzeit der Nation strömt dem bewußt schaffenden Alter ein verjüngtes, gemüthfrisches Leben zu".

Die vorliegenden Bilder bieten — mit Ausnahme des letzten, das nur als Anhang beigegeben ist — eine Uebersicht des Lebenslaufes unseres sächsischen Bauern von der Wiege bis zum Grabe.

Während das erste Bild in allgemeinen Umrissen den Schauplatz seiner Thätigkeit zeichnen will, heben die folgenden die hauptsächlichsten Momente seines Lebens ausführlicher hervor und betonen überall das Culturhistorische, das sich in Brauch und Sitte, in Lied und Spruch, in Glaube und Aberglauben um dieselben gruppirt.

Das zweite Bild führt den Leser an die Wiege des sächsischen Bauernkindes und schildert des Vaters und der Mutter Freud' und Leid am Lebensmorgen des Neugebornen; zeigt, wie das junge „Ehezweiglein" (Mädchen) oder der „Leibeserbe" (Knabe) in das Buch des Lebens eingetragen und zur Taufe befördert wird; und wie die Gevattersleute sich beim Taufschmaus (Kaimes) wohlfühlen.

Das dritte Bild beobachtet das Bauernkind in der Wiege, an der die Bauernmutter ihre einfach sinnigen Lieder singt, begleitet den auf die Beine gekommenen Kleinen auf geraden und krummen Wegen, in Spiel und Scherz, in Streit und Zank mit seinen Altersgenossen, im Verkehr mit der Natur wie im peinvollen Sitz auf der harten Schulbank.

Im vierten Bild nimmt die treffliche Einrichtung der „Bruderschaft" den erwachsenen Burschen (Knecht) in jene heilsame Zucht, durch deren gegenseitige Uebung sich die „Brüder" für den Ernst des kommenden Lebens erziehen.

Das fünfte Bild zeigt uns den heiratsberechtigten Burschen in seinem Hangen und Bangen, wie er sich, nachdem er „sich in seiner christ-evangelischen Gemeinde herumgedacht und Gott angefleht hat, er möge sein Wegweiser sein", den erfahrenen „Freund" (Brautwerber) an die Seite nimmt, den man „in drei Fällen am merkwürdigsten bedarf, erstens, wenn der Mensch geboren und zur heiligen Taufe befördert wird, zum Andern, wenn er in den heiligen Ehestand tritt, und zum Dritten, wenn er zu seiner Ruhestätte befördert wird"; wie er sich durch diesen die Braut freien läßt, „dem Vater zu einem Kinde, der Mutter zu einer Tochter, dem Freund zu einer Freundin, dem Bräutigam zu einer lieben Haushälterin, ihm zu einer Bäckerin, ihm zu einer Wäscherin, ihm zu einer Kehrerin, ihm zu einem Ehegenoß, wie es Gott im Paradies beschloß" — und dann unter wohlthuend anheimelnder Freude des ganzen Dorfes mit der Erwählten seines Herzens die „große

Bindung für das ganze Leben macht, die nur der liebe Gott im Himmel zerschlagen kann".

Das sechste Bild zeigt uns den Verheirateten als Mitglied der Nachbarschaft, jener uralten, ehrwürdigen sächsischen Volks-Institution, deren heilsame Zwecke und Ziele auf gegenseitige Hilfeleistung in Freud' und Leid, auf Emporhaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, sowie auf die Pflege sittlicher Wohlanständigkeit und besonders des kirchlichen Sinnes in der Gemeinde gerichtet sind, einer Institution, die, aus dem Recht eigenster Selbstbestimmung hervorgegangen, auch in den Zeiten ringsum herrschenden Sittenverfalls unter dem sächsischen Volk stramme Selbstzucht und Ordnung emporgehalten hat.

Das siebente Bild zeigt den jungen Wirthen, wie er sein Haus aufbaut, sich seine „Genährung" einrichtet und in schweißerfüllter Arbeit seinen Lebensberuf treibt.

Im achten Bild finden wir ihn Sonntag Nachmittags mit den Nachbarn im Gespräch vor den Gassenthüren, wo ihm kirchliche, politische und wirthschaftliche Fragen Stoff zu seinem bald naiven, bald derben, in der Regel das Rechte treffenden Urtheil bieten.

Das neunte Bild schildert den sächsischen Bauern im Verkehr mit „seinem Wohlehrwürdigen Herrn Vater", dem Pfarrer; das zehnte endlich schildert Brauch und Sitte, die sich um Tod und Begräbniß unseres Bauern gruppiren.

Mögen die vorliegenden schmucklosen Bilder wohlwollende und nachsichtige Leser finden und eine nicht unwillkommene Gabe sein für die mitstrebenden Freunde, die Brauch und Sitte unseres Volkes zum Gegenstand ernsterer und tieferer wissenschaftlicher Forschung machen, als es in der Absicht und Kraft des Verfassers lag.

Sollten diese Blätter auch in die Hände von Heimatsgenossen anderer Zunge gelangen, so mögen sie ihnen mit eine Erklärung

dafür bieten, warum der Sachse an seiner deutschen Eigenart so zähe festhält und warum er auch letzthin wieder seine uralte volksthümliche Verfassung, deren erste Keime schon in den Institutionen der Bruderschaft und Nachbarschaft liegen, sich nur in muthigem, gesetzlichem Kampf abringen ließ, der des Schweißes der Edelsten werth war.

Sollten sie auch über die Grenzen des lieben Vaterlandes hinaus den Weg in's deutsche Mutterland finden, so mögen sie der treuen Mutter einen freundlichen Gruß von der treuen Tochter bringen und ihr ein Zeichen sein, daß der sächsische Bauer als Colonist im fernen Waldland, wohin ihn vor sieben Jahrhunderten der germanische Wander- und Freiheitstrieb und der ehrende Ruf wohlwollender ungarischer Könige hinzog, nicht nur seinen vertragsmäßig eingegangenen Verpflichtungen nachgekommen und treu geblieben ist, sondern auch die weiteren Aufgaben zu lösen versucht hat, die einer der hervorragendsten Culturhistoriker der Gegenwart dem deutschen Bauern stellt, wenn er von ihm sagt:

„Als ob ein dunkles Verhängniß ihn triebe, stürzt er sich oft kopflos in den Strom der Auswanderung. Aber sowie er wieder einmal festen Boden unter seinen Füßen hat, sowie er einmal beginnt, die alten Sitten in der neuen Heimat aufzurichten, kehrt ihm auch der alte praktische Blick, der Mutterwitz, das heilsame Mißtrauen wieder. Seine Ausdauer und Zähigkeit macht den deutschen Bauern zum gebornen Colonisten, sie hat ihn zum großartigen weltgeschichtlichen Beruf geweiht, der Bannerträger deutschen Geistes und deutscher Gesittung an allen Welt-Enden zu werden."

Agnetheln, am 1. December 1878.

Fr. Fr. Fronius.



Inhalt.

Berichtigungen.

Pag.	40	Zeile	15	von	unten	lies	Kniee.
„	77	„	10	„	oben	„	dieser.
„	124	„	15	„	„	„	mierten.
„	124	„	9	„	unten	„	Hinterländer.
„	127	„	9	„	oben	„	drei- bis viermal.
„	133	„	2	„	unten	„	mildere.
„	166	„	20	„	oben	„	Ivegelsees.
„	168	„	5	„	unten	„	Töchter.
„	194	„	8	„	oben	„	verkommen.



I.

Das sächsische Bauernhaus und seine Bewohner.

Drâser Brît
Hêltner Kreokt,
Strektferder Båflîsch
Bûlkescher Wénj
Schêszbriger Frâ'n —
Bæ dên æsz geât sénj.
Sächsischer Volksspruch.

Wer die Vergangenheit der deutschen Colonie in Siebenbürgen auch nur oberflächlich kennt[1], wer das Leben und Treiben in ihren Städten und Dörfern mit aufmerksamem und unparteiischem Auge angeschaut, wird es kaum ernstlich in Abrede stellen wollen, daß sie die zäheste und treueste geblieben ist, die je das deutsche Mutterland nach irgend einer Richtung der Windrose ausgesandt. — Mag, was sie in verzeihlichem Stolz von sich selbst behaupten zu dürfen glaubt,

[1] Zu tieferem Studium ihrer Geschichte und ihrer Eigenart seien empfohlen:

1. Dr. G. D. Teutsch: „Geschichte der Siebenbürger Sachsen." 2. Auflage. Leipzig, 1874. S. Hirzel.

2. Fr. Müller: „Siebenbürger Sagen." Kronstadt, 1857. Gött.

3. J. Haltrich: „Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen." 2. Auflage. Wien, 1877. Graeser.

4. Fr. W. Schuster: „Siebenbürgisch-sächsische Volksdichtungen." Hermannstadt, 1856. Steinhaußen.

auch noch so kühn bestritten werden: daß sie dem Land, in dem sie gastliche Aufnahme gefunden, den Stempel der Bildung und Gesittung wesentlich mit aufgedrückt hat; schon daß sie den schweren und ununterbrochenen Kampf um das Dasein überhaupt durchgerungen und sich bis auf den heutigen Tag deutsch zu erhalten vermochte, ist eine That, deren sich auch ein größeres Volk mit Recht rühmen könnte.

Deutsch aber ist sie geblieben ihrem innersten Wesen nach von der Zehe bis zum Scheitel, ein einfaches Bürger- und Bauernvolk.

Dies reine deutsche Wesen zeigt sich am deutlichsten in Sitte und Brauch des deutschen Colonisten in Siebenbürgen. Und wie draußen im herrlichen deutschen Mutterland, so ist es auch hier die conservative, am Alten zäh festhaltende Eigenart des Bauern, die den harmlosen Hausschatz deutscher Volkspoesie im weitesten Sinne des Wortes, der in Märchen und Sagen, in Volksliedern und Volksspielen, in Rede und Spruch niedergelegt ist, so rein und treu erhalten hat, wie er ihn vor Jahrhunderten mit Schwert und Schild, mit Pflug und Rebe als leicht bewegliche Habe aus der alten Heimat mitgebracht.

Wohl ließen ihm des neuen Lebens Last und der neuen Heimat ernste Aufgaben wenig Zeit zum Dichten und Singen, und er hat diesen Schatz nur um ein Geringes vermehrt: aber lausche der Mythe und Sage, die in versteckten Thälern, auf waldigen Bergeshöhen, an Quellen und Flüssen wurzelt, die an hundertjährigen Eichen und an den Trümmern deutscher Bauernburgen emporrankt; vernimm die ergötzliche Thiersage, die Meister Reineke's listige Thaten verkündet und Mäuschen und Läuschen vor den Wagen spannt; lausche der wundervollen Poesie des Märchens, das die Großmutter dem horchenden Enkel erzählt; höre die Bauernjugend an milden Sommerabenden ihre Lieder singen; schaue die be-

rittenen Umzüge der männlichen Jugend zur Feier von Brunnen- und Frühlingsfesten; achte auf die dramatischen Spiele bei sächsischen Bauernhochzeiten, in denen der christliche Gedanke den altheidnischen germanischen Mythus nur lose verdeckt; höre Spott und Schelte, Spruch und Räthsel der sächsischen Bauern; erlausche von der kühnen Heilkünstlerin die dämonisch erhabene Zauberformel, mit der sie die Krankheit bannt; merke auf den vielgestaltigen Aberglauben, der sich an alle hervorragenden Momente des Lebens knüpft; lies den sinnigen Spruch, der des Hauses Giebel ziert; achte auf Brauch und Sitte des sächsischen Bauern in Lust und Leid: und du fühlst dich, falls du Lust hast an diesen ureignen Offenbarungen des deutschen Volksgeistes und Volksgemüthes, so recht zu Hause in dieser Colonie!

Es bedurfte darum nur jener fleißigen Sammlung und Sichtung unserer Volkspoesie, wie sie strebsame Forscher unseres Volkes dem deutschen Bauern, der sie zu vergessen drohte, in mehreren einschlägigen, der deutschen Literatur ebenbürtigen Werken zurückgaben, um den Beweis endgiltig herzustellen, daß die Urheimat der flandrischen Ansiedler dort zu suchen sei, wohin sie die historische, auf spärlich fließende Quellen gegründete Forschung verlegt hatte — am Mittel- und Niederrhein.

Ueber Sitte und Brauch des siebenbürgisch-deutschen Bauern nun möchte dies Büchlein gar Manches auch dir erzählen, freundlicher Leser: So tritt denn mit ihm zu einem kurzen Besuche ein in ein sächsisches Bauernhaus.

Es kehrt uns die schmale Gassenfront zu. Die breitere Seite sieht in den Hof, damit der Bauer die Wirthschaftsgebäude und die Arbeit der Hausgenossen im Hof besser übersehen könne. Du fragst, wozu der gedeckte Vorsprung an der breiten Hofseite auf den die kleine Treppe führt? Der

Bauer nennt ihn Lîf (Laube) und schaut von da Morgens nach Wind und Wetter, Abends nach den Pferdedieben aus, wenn der zottige Hofhund die Nähe derselben bellend verkündet; die Bäuerin sitzt da mit den Nachbarinnen im Gespräch, wenn der Regen sie von der Steinbank vor der Gassenthüre ins Trockne treibt, und die Bauerntochter pflegt auf der Brüstung derselben im Sommer ihre Blumen: Levkoyen, Nelken, Reseden, Rosmarin und Pelargonien. Unter dem kleinen Dach derselben hat der Bauernknabe seinen Taubenschlag.

Unter diesem Vorsprung befindet sich der Eingang zum Keller. Auf vierseitig behauenen eichenen Trämen (Gåner) liegen zweireihig die Weinfässer, gefüllt mit jenem „flüssigen Gold" der siebenbürgischen Rebe, das Boner so würdig gepriesen und dessen Werth der schlaue Chemiker Liebig auf der Münchener Ausstellung trotz der unförmlichen Flaschen und der schlechten Stöpsel schnell herausfand und mit der großen goldenen Medaille krönen half. Wir hier zu Lande sind eben in der Pflege der äußeren Etikette noch weit zurück, trinken aber lieber guten Wein aus schlechten, als schlechten Wein aus schönen Flaschen. Und weil wir die Flasche gleich ganz austrinken, so braucht der Stöpsel nicht eben hermetisch zu schließen.

Der „Beßte" liegt neben dem eichenen Bottig (Kampestbid), in dem die sächsische Bäuerin ein Kraut für den Winterbedarf einzusäuern versteht, wie es ganz Deutschland nicht aufzuweisen vermag. Die fein zerschnittenen Krautköpfe liefern im Winter den Grundbestandtheil zu einer Nationalspeise, die mit viel Fleisch und Speck gekocht wird und die der Sachse „sächsisches Kraut" nennt. — Die Suppe, in der die Krautköpfe gesäuert wurden (Géch), gibt, über dünngeschnittenes Brod gegossen und mit geschnittenem Speck belegt, eine häufige Speise für Arme. — Reichere legen eine gebratene

Wurst darauf und benützen die Speise als Frühstück, wenn die vergangene Nacht flott und schlaflos verlief. Sie vertritt dann mit Erfolg den Häring, Heine's „salzigen Tröster im bittern Katzenjammer“.

Seine eigentliche Bestimmung vermag der Keller nur im sogenannten „Weinland“ zu erfüllen. Im Korn- und Haferland findest du allerlei prosaische Dinge: Hanf, Kartoffeln, zerlegte Wagen und Pflüge im Keller. — Der weite Raum, in den wir von der Laube aus eintreten, heißt „Vorhaus“. Er trennt das Haus querüber in zwei Hälften. Von den zwei gegenüberstehenden Thüren führt die eine ins vordere, größere, die andere ins hintere kleine Wohnzimmer. Neben dem kleinen Zimmer befindet sich die Speckkammer (Båflischkummer). Weil diese Kammer in der Regel ansehnliche Quantitäten von Speck enthält, den der Bauer gerne und häufig ißt, so nennen uns unsere Mitnationen wenn sie übel gelaunt sind — was nicht selten vorkommt — „Specksachsen“, aber nicht darum weil sie den Speck nicht auch gerne äßen!

Das Vorhaus enthält wenige Einrichtungsstücke. Es dient zur Aufbewahrung von mancherlei Dingen, die man schnell zur Hand haben muß, weil man sie oft braucht. Da stehen gefüllte Weizensäcke, die der Bauer zur Mühle führen soll, oder Mehlsäcke, die er eben aus derselben geholt hat. Denn zum Speck muß man viel Brod essen. Und die Bäuerin bäckt gutes und nahrhaftes. Der sächsische Bauer ist unwillkürlich ein halber Vegetarianer. An frischem Fleisch hat er Mangel. Nicht alle Tage bricht ein Zugochs oder eine Milchkuh ein Bein, oder wird der Gemeindestier geschlachtet, daß der Ortshann mit dem Nachbarzeichen umsagen ließe, wieviel Pfund jeder ganze oder halbe Wirth kaufen müsse, damit der vom Unglück Betroffene, oder das Gemeinwesen keinen schweren Schaden erleide! Wir helfen uns eben Einer

dem Andern; und wenn's nicht anders geht, essen wir uns auch aus mancher Noth heraus.

Treten wir hinein ins größere, der Gasse zugekehrte Zimmer! Suche nicht Sophas und feingepolsterte Stühle! Die ganze Hauseinrichtung besteht aus weichem Holz, das mit bunten, den Einfluß des nahen Morgenlandes verrathenden Blumen bemalt ist. Rechts von der Thüre, in der unteren Ecke des Zimmers, steht die Bettstatt; darauf Strohsack, Federbett und Polster, deren Ueberzüge mit Fleiß und Sorgfalt ausgenäht sind. Darüber die weiße, mit Börteln durchsetzte Bettdecke für den Sommer und die aus dicker Schafwolle gefertigte (Loslenk) für den Winter. — Auf einer zweiten, selten benützten Bettstatt thürmt die Bäuerin als Aussteuer für Söhne und Töchter Bett auf Bett, Polster auf Polster bis zur Zimmerdecke hinauf. Dieses Bett — der Stolz der Bäuerin — heißt das „Himmelbett".

Dem Bett gegenüber, in der anderen Ecke des Zimmers steht der mächtige „luthersche" Ofen mit vorgestelltem Blechofen (Kalefôk). Den übrigen Raum an den Seitenwänden des Zimmers nehmen lange, buntbemalte Truhen ein, in denen Wäsche und Kleidungsstücke aufbewahrt werden. — An selbstgefertigter Wäsche hat die Bäuerin ansehnliche Vorräthe, denn es gilt für eine Schande, nur so viel zu haben, daß man jährlich mehr als dreimal die große Wäsche vornehmen muß. — Schmuck findest du nicht viel beim sächsischen Bauern. Wo er aber als altes Erbgut vorhanden ist, da ist er interessant und werthvoll. Besieh' dir den schönen Gürtel da von vergoldetem Silber, den die Braut trägt. Mancher ist so schön gearbeitet, daß ihn, wie Boner sagt, ein Kaiser oder König bei der Krönung als Wehrgehäng tragen könnte.

In der oberen, rechten Ecke des Zimmers steht der Tisch; ihm gegenüber ein Schubladkasten. Fast unmittelbar an der Zimmerdecke laufen an allen vier Wänden herum Rahmen,

auf denen Teller von Zinn und Thon aufgestellt, und an deren Nägeln symmetrisch vertheilte Krüge aufgehängt sind, die nur bei festlichen Gelegenheiten herabgenommen und in Gebrauch gesetzt werden. Nur in einer Ecke bleibt zwischen den „Rahmen" Platz für die Schwarzwälder Uhr. Denn auf die große Thurmuhr ist nicht immer sicherer Verlaß.

Auf dem Fensterbrett liegt, oder in einem Wandschrank (Almerå) steht, was der sächsische Bauer an Schätzen der Literatur besitzt: Gesangbuch, Bibel, Kalender und die abgenützten Schulbücher. — Nur in Ausnahmsfällen greift er darüber hinaus.

Als Zimmerschmuck benützt er — neben manchen geschmacklosen Bildern — gerne die Bildnisse von Luther und Melanchthon.

Das kleinere hintere Zimmer ist fast ebenso eingerichtet als das vordere. Hieher zieht sich der Bauer zurück, wenn er lebenssatt zu werden beginnt, und räumt dem verheirateten Sohn oder Schwiegersohn das vordere Zimmer ein. — Aus dem Vorhaus führt eine Treppe oder Leiter auf den Aufboden (Hémmels), wo Früchte, namentlich Wälschkorn ꝛc., aufbewahrt werden.

In diesem Hause wird das sächsische Bauernkind geboren. Es geht dabei zu wie anderwärts in der Welt; nur gibts nicht so viel Milch- und Kindbettfieber und keine kaffee- und kuchengefütterten Ammen. Am zweiten Tage schon verläßt in der Regel die Bäuerin das Kindbett. Um das Wochenbett spielt noch mancher Aberglaube, und an Taufe und Taufschmaus (Keimes) reiht sich mancher heitere Brauch und manche sinnige hergebrachte Rede und Gegenrede, an denen der sächsische Bauer großen Vorrath für Freud' und Leid hat. Da die Taufe nach dem alten Kirchengesetz nicht lange hinausgeschoben werden darf, so beeilt sich der Vater des Kindes bei dem Wohlehrwürdigen „Herr Vater", dem Pfarrer,

die Taufe anzusuchen. Er thut es in wohleinstudirter Rede und bittet: er wolle das junge „Ehezweiglein in das Buch des Lebens eintragen und aus dem Heiden einen Christen machen".

Mit derselben feierlichen Würde werden die Taufzeugen zur heiligen Handlung erbeten, die ihren Beistand in hergebrachter Redeform bereitwillig zusagen. — Sind alle Formalitäten erfüllt, so folgt der Taufschmaus. Küche und Keller liefern das Beste was sie enthalten, die bestaubten Krüge steigen herab von den Wänden und es beginnen einige jener freud- und lusterfüllten Stunden, deren sich der sächsische Bauer so wenige gönnt.

Doch lassen wir sie ruhig essen und trinken; sie leiden unberufene Gäste und Zuschauer nicht gerne. Begleiten wir den Neugebornen auf seiner Lebensbahn weiter. Er soll werden was Vater und Großvater sind oder waren, ein Bauer, auch ihm sollen Haus und Hof, Aecker und Wiesen die Welt sein, in der er lebt.

Frühzeitig schon trägt ihn die Mutter mit in die Feldarbeit hinaus, damit er Wind und Wetter ertragen lerne. Ist kein schattenspendender Baum in der Nähe, so wird aus Reisig oder Kleidungsstücken ein gegen Sonnenstrahlen und Regen nothdürftig schützendes Dach bereitet, unter dem der Kleine seine ersten Naturstudien machen und seine Lungen üben kann, bis die herbeieilende Mutter ihn stillt.

Hat ihm der erste Ausflug ins Freie vielleicht übel angeschlagen, so muß die Heilkünstlerin des Dorfes unter Zuhilfenahme ihrer Formeln oder drastischen Heilmittel den Schaden wieder gut machen, denn der sachverständige Arzt wohnt weit in der Stadt.

Kommt der kleine Weltbürger nur erst auf die Beine, so sind Hof und Gasse die Welt, in der er sich spielend bewegt. Mit den Hausthieren ist er schnell befreundet. Stößt ihn das muthwillige Zicklein auch manchmal um, rennt ihn

das ungeschickte Kalb auch zuweilen nieder: er sagt's der Mutter nicht; und auch dem Vater verschweigt er's, daß er erst nur auf dem geduldigen Büffelkalb, später auch auf dem muthigen Füllen geritten ist. — Bevor er noch mit den ersten Buchstaben des Alphabets vertraut geworden, kennt er alle Pferde, Ochsen, Büffel der Gemeinde, und nennt sie bei ihren Namen. — Nimmt ihn die Mutter nicht mit in's Feld, so bleibt er daheim in der Obsorge des Großvaters oder der Großmutter.

Solange er den Mundvorrath, den ihm die Mutter zurückließ, noch in der Obhut des Großvaters weiß, hält's ihn auch in Haus und Hof; hat die unausgesetzte Bitte des Großvaters Herz erweicht, daß er den Vorrath herausgab, oder hat der Kleine ihn schlauen Sinnes aus dem sichern Versteck hervorgeholt, so „nimmt er die Gasse an den Hals" und theilt den Raub mit den muntern Kameraden dort, wo der alte Usus einen freundlichen Punkt des Dorfes zum Spielplatz für die muntere Jugend geweiht hat. Kein kostbares Spielzeug steht ihm zu Gebote; aber mit geringen Mitteln schafft er sich ein paradiesisch Vergnügen.

Daß es dabei nicht ohne zerrissene Schuhe und Hosen, nicht ohne Streit und Prügel abgeht, daß auch Aepfel und Birnen gekostet werden, die nicht der Vater gepfropft hat, wird auch sonstwo in der Welt noch vorkommen.

Mit dem sechsten Jahre beginnen die Quellen mancher jugendlichen Lust zu versiegen. Die Schule nimmt den kleinen Rangen in ihre ernste Zucht und bringt ihm bis zum vollendeten 15. Jahre jenes Maß von Kenntnissen bei, die sein Beruf erfordert. Hat ihn die Schule entlassen, so nimmt ihn die Kirche durch die Confirmation in die Gemeinschaft der „Knechte" auf.

Damit er sich nämlich frühe schon als dienendes Glied eines Ganzen fühlen lerne, muß er in das constitutionell

geordnete Gemeinwesen der **Bruderschaft** eintreten. Es ist das eine festgeordnete, durch strenge Gesetze (Bruderschaftsartikel) geregelte Gemeinschaft, der alle der Schule entwachsenen Bauernburschen bis zu ihrer Verheiratung angehören und die durch freigewählte Beamte das gesammte Leben der Brüder **außer dem Hause** beaufsichtigen, Streite schlichten, Recht sprechen und begangene Vergehen strafen läßt.

Das Haupt des Bundes ist der **Altknecht**. Als Gehilfen stehen ihm zur Seite: der **Wortknecht** oder Redner der Bruderschaft, zwei **Unteraltknechte**, die die beiden ihnen zugewiesenen Abtheilungen der Brüder überwachen und als Staatsanwälte oder öffentliche Ankläger gegen Schuldige auftreten; die beiden **Kellner**, „Irtenknechte“, die bei öffentlichen Lustbarkeiten und gemeinsamen Mählern für Speise und Trank sorgen, und der **Schaffner**, der die Stube oder Scheune bestellt, in der der Tanz stattfindet und die Aufsicht über das sittliche Betragen in Rocken- und Spielstuben zu führen hat.

Der gewöhnliche Austritt aus der Bruderschaft findet statt durch die **Heirat**. In der Rocken- und Spielstube ersieht sich der Bauernbursche die künftige Lebensgefährtin. Er kennt das Institut der „Heiratsbureaux“ nicht und sucht sich die Frau nicht mit der Zeitung, wie der Krämer den Compagnon zu nutzbringendem Geschäft. Daß er aber bei der Wahl den Hof- und Grundbesitz mit in Anschlag bringt, ist ihm kaum zu verdenken. Hängt doch damit die Erhaltung der Familie wesentlich zusammen. Da es nur ausnahmsweise vorkommt, daß der sächsische Bauer sich dem Gewerbestand widmet oder studirt, so fällt das unter die Kinder vertheilte väterliche Erbe schmal aus und ein Zuwachs ist ihm erwünscht. Die Vorboten der Ehe gehen ihrem Abschluß um ein halbes Jahr voraus. Der Bursche geht zum

Mädchen seiner Wahl „in die Gasse", das heißt er stattet ihm Abends im Elternhaus seine regelmäßigen Besuche ab. Er setzt ihm zu Pfingsten den himmelanstrebenden Maibaum vor's Fenster und ziert die Giebelnische an Liebchens Haus zu Weihnachten mit der immergrünen Mistel oder dem schmucken Tannenreis. Zu Ostern begießt er's recht tüchtig mit eiskaltem Wasser und empfängt für den Ausdruck urwüchsiger Liebe die bereitgehaltenen bunten Ostereier als zartere Gegengabe. Ist ihm das Mädchen geneigt, so ziert es ihm den breitkrämpigen Hut Sonntags mit mächtigen Sträußen von künstlichen oder natürlichen Blumen und erhält als Gegengabe eine sorgfältig gearbeitete und verzierte Harke (Heurechen). Wird das Verhältniß inniger und haben sich Beide unter vier Augen Liebe und Treue zugesagt, so erklärt das Mädchen dadurch öffentlich, es wolle dem Burschen angehören, daß es ihm in der Ernte Weizen oder Hafer heimführen hilft. — Sind die Feldarbeiten vorüber, so wird ernstlich an die Gründung des neuen Hausstandes gedacht. — Die Hochzeiten finden im ganzen Dorfe um dieselbe Zeit statt. — Der Katharinentag (25. November) ist der altherkömmliche Trauungstag.

Der erste Schritt zur Heirat ist das „Heischen" oder „Verlangen". Der Bursche nimmt einen nahen Verwandten als Brautwerber mit und hält durch ihn um die Hand der Geliebten an. Thut er keine Fehlbitte, so findet, in der Regel an demselben Abend, das „Brautvertrinken" statt, das heißt die Sache wird für beide Theile durch einen Wißwein oder „Almesch" festgemacht. Vier Wochen später findet vor dem Pfarrer die Verlobung unter Ringwechsel in Gegenwart von zwei Zeugen statt. Nach dreimaligem Aufgebot kommt es zur Trauung und Hochzeit. Die Zurüstungen zur letzteren sind gewaltig. — Eine rechtschaffene Bauernhochzeit nimmt Alles in Allem acht Tage in Anspruch.

Die Verwandtschaft ist mit Rath und That bei der Hand. An sehr vielen Orten bezeigt das ganze Dorf seine Theilnahme am Ehrentag des Hauses und Freund und Feind schicken Milch, Butter, Hühner, Eier, Speck als Beitrag zum Hochzeitsmahl. Zehn bis zwölf zu derselben Zeit gefeierte Hochzeiten bringen das ganze Dorf in freudige Bewegung und der Lust und Freude ist kein Ende.

Sind die Hochzeitsgäste nach vollzogener Trauung in's Hochzeitshaus zurückgekehrt, so findet das „Gaben", die Brautbescheerung statt. Bald folgt nun das Hochzeitsmahl. Es besteht aus vier Gängen. Die Speisen werden in Zwischenräumen von je drei Stunden aufgetragen. Die Pausen werden mit Tanz und Trunk ausgefüllt. Der anbrechende Tag mahnt zum Aufbruch, damit bald an das fröhliche Ende der fröhliche Anfang geknüpft werde.

Aus dem Verband der Bruderschaft tritt der Bursche nach seiner Heirat in den Verband der Nachbarschaft. Das Dorf ist in der Regel in vier Abtheilungen oder Nachbarschaften getheilt, die einem jährlich freigewählten Nachbarvater unterstehen. Es sind dies uralte Genossenschaften zu gegenseitiger Rechtssicherung und Hilfeleistung, die der siebenbürgisch-deutsche Bauer lange vor Schulze-Delitzsch gegründet, beziehungsweise aus dem Mutterlande mitgebracht hat. Hat ein Nachbar eine schwere Arbeit vor, zum Beispiel die Aufstellung einer Scheune, eines Dachstuhls, so leistet ihm die ganze Nachbarschaft die beim Nachbarvater erbetene Hilfe. Zu den gemeinsamen Dorfarbeiten rückt jede Nachbarschaft unter Führung ihres Nachbarvaters aus. Derselbe hat auch das sittliche Leben in seiner Nachbarschaft zu überwachen. Jährlich einmal hält er den Richttag oder Sittag, zu dem alle Nachbarn im Sonntagskleid erscheinen. Sein Zweck ist: etwaige Pflichtversäumnisse und Vergehen gegen die Nachbarschafts-Artikel zu bestrafen.

Aus den eingegangenen Strafen wird eine Casse gebildet, aus der den ärmeren Nachbarn Darlehen gegeben werden. Dreimal des Jahres, am Vortag der Abendmahlsfeier, versammelt der Nachbarvater die Nachbarschaft zum „Versöhnabend". Etwaige Streite werden hier beigelegt, und alle Nachbarn söhnen sich aus, um das heilige Mahl würdig vorbereitet empfangen zu können.

Jede Nachbarschaft beerdigt ihre Todten und sorgt für Grab und Grabgeläute.

Sind die kurzen Flitterwochen vorüber, so beginnt der Ernst des Lebens. Die Sorge für Haus und Hof nimmt die ganze Kraft in Anspruch. In zäher, ernster Arbeit vergießt der Bauer reichlich seinen Schweiß.

Die Fortschritte im Betrieb der Landwirthschaft brechen sich jetzt erst langsam bei ihm Bahn. Und doch braucht sich unser Bauer dessen nicht zu schämen, was er auf dem „desertum", in das staatskluge und wohlwollende ungarische Könige ihn beriefen, geleistet hat. — Selten hat es ihm, und nie durch seine Schuld an dem täglichen Brod gefehlt. Wenn seine Nachbarn die Vorräthe des Jahres längst aufgezehrt, und nur beim ungarischen Adel und dem sächsischen Pfarrer noch Brodfrucht zu finden war, standen hinter den Ringmauern der sächsischen Vertheidigungskirchen, mit den Namen und Hausnummern der Eigenthümer bezeichnet, in stattlichen Reihen die vollen Kästen und Speicher, in denen fünfundzwanzigjähriger Weizen lagerte, aus denen er bis heute seine Lehrer, die Bildner seiner Jugend besoldet.

In seiner äußeren Erscheinung fehlt dem sächsischen Bauer das Merkzeichen des Deutschen, der hohe Wuchs nicht. An der alten Tracht und dem hergebrachten Schnitt des Kleides hält er mit Zähigkeit fest. Für Sonntag und Werktag hat er besondere Kleidung. Wirthschaftlich und sparsam von Haus aus, lebt er im Ganzen sehr mäßig. Hinter

seinem guten Aussehen steckt oft nicht gewöhnliche Körperkraft. Hebt auch nicht Jeder, wie der starke Hannes in Draas, die Kuh über den Zaun, damit sie der herbeieilende Flurschütz nicht im Verbot treffe, und trägt nicht Jeder einen Sack mit fast hundert Liter Weizen mit den Zähnen weg; Mancher schreitet noch mit 70—80 Jahren hinter dem Pflug und tanzt als Greis noch munter auf der Hochzeit der Enkelbraut.

In Kleidung, Haushaltung und Hof liebt er Reinlichlichkeit und Ordnung. Er scheut keine Arbeit und wenn er nichts Anderes zu thun hat, so reißt er — wie der Magyar ihm nachsagt — sein Haus ein und baut ein neues.

Im geselligen Verkehr ist er, bis er aufthaut, etwas verschlossen, gar bald wird er zutraulich und ist in seinen Mittheilungen und Erzählungen sehr umständlich; selten bringt er's bis zu jener hagebuchenen Grobheit, die hierzulande mehr Kennzeichen des Vorstädters ist. — Vor Gesetz und Obrigkeit hat er heilsamen Respect und meint, auch einen Vorgesetzten, aus Stroh gedreht, müsse man ehren.

Ein tief religiöser und kirchlicher Sinn zeichnen ihn aus. Seine Gotteshäuser stehen noch nicht leer. Sie stellen, meist vom Berg oder Hügel ins freundliche Thal herabschauend, nicht prunkende Paläste Gottes, als vielmehr feste Burgen und Bollwerke dar, mit Mauern, Thürmen, Basteien und Thorwerken umgeben. So zu bauen zwang die Noth und lehrte der praktische Blick die Vorfahren, die hinter diesen Bauernburgen gar oft Leben und Eigenthum gegen die Türken und oft noch schlimmere Feinde vertheidigen mußten.

In der uralten sächsischen Dorfkirche und ihrem ganz eigenartigen Baustyl steht verkörpert vor uns der große Gedanke, mit dem das Siegeslied der Reformation beginnt: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Kein Wunder, wenn's der deutsche Bürger und Bauer hier so schnell und freudig nachsang.

Kommen die Tage, die dem Menschen nicht gefallen, und fühlt sich der Bauer matt und altersschwach, so theilt er den Kindern das Erbe zu und zieht sich ins hintere Stübchen zurück. Hier verbringt er, auf einen engeren Kreis der Thätigkeit beschränkt, den Rest seiner Tage. Zuletzt ergeht's ihm, wie es auch dir, lieber Leser gehen wird — er stirbt und geht nach schwerem Tagewerk zur Ruhe ein. Er braucht dazu selten einen Arzt, sondern thut's auch ohne diesen. Hat er die Seele ausgehaucht, so holt die treue Lebensgefährtin das Bräutigamshemd, das er am Hochzeitstag trug, und schmückt zum letztenmal den treuen Gatten mit dem Erinnerungszeichen an bessere Tage. Aus ihrer Hand empfängt der Nachbarvater den Thaler oder Ducaten, den er zum Pfarrer trägt, für die Leichenrede, die sich der nun Todte einst bei ihm bestellte.

Die Nachbarschaft geleitet ihn zu Grabe. Auf seinen Grabhügel läßt er sich vielleicht dieselbe Inschrift setzen, die den Giebel seines Hauses schmückt:

„Einst seh' ich an der Laufbahn Ende,
Auf meine Tage fröhlich hin
Und sage: Herr durch deine Hände
Empfing ich, was ich hab' und bin.
Hier ist mein Tagewerk! Nicht mein,
Dein ist der Ruhm, die Ehre dein!"

II.

Eine Kindstaufe in den „dreizehn Dörfern“.[1]

Wat Gott beschiërt
Aes ainjde wiërt.
Sächsischer Volksspruch.

Im Leben einer sächsischen Bauernfamilie gibt es wohl kein Ereigniß von irgend einer Bedeutung, bei dessen Feier nicht „Worte gemacht“, das heißt, kürzere oder längere Reden gehalten würden, die sich als ein durchaus nicht zu verachtendes geistiges Vermächtniß von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Namentlich im Verkehr mit seinem Seelsorger — wenn er nicht rein persönlicher Natur ist — hat der sächsische Bauer stets seine stereotypen Formeln und Reden, auf deren geläufiges Hersagen er, so schwer er auch oft dazu kam, große Dinge hält. Diese Reden durchweht in der Regel ein tief religiöser Sinn und eine beachtenswerthe Lebensweisheit, Vorzüge, die allein schon die Mühe einer umfassenden Sammlung derselben lohnen würden, auch abgesehen von der hohen Wichtigkeit, die sie in ihren oft seltsamen Worten und Wendungen für das Sprachstudium, zum Theil selbst für die deutsche Mythologie haben dürften.

Eine Sammlung derselben wäre auch deshalb schon wünschenswerth, weil sie sich von Tag zu Tag mehr ver-

[1] Dreizehn, bis zum Jahre 1848 unfreie sächsische Dörfer zwischen der großen und kleinen Kokel.

schleifen und verlieren, ohne daß die, durch deren Schuld sie mit zu Grunde gehen, etwas Besseres an die Stelle derselben schaffen könnten oder auch nur wollten.

Ein Cyklus solcher Reden knüpft sich auch an das wichtige Ereigniß der Kindstaufe. Ich will im Nachfolgenden diese Reden getreu wiedergeben, wie sie in Nadesch, einem der „dreizehn sächsischen Dörfer" zwischen den Kokeln, auf die ich alle Sammler von Märchen, Sagen, Sitten und Gebräuchen, als auf eine wahre Fundgrube für diese modernen Studien hinweise, gehalten werden. Einige mit der Kindstaufe in diesen Dörfern hie und da noch verbundenen Gebräuche und dahin einschlagender Aberglaube dürften für manchen Leser vielleicht eine nicht unwillkommene Beigabe sein. Die Reden folgen, obwohl sie durch die Uebersetzung die charakteristische Färbung, die ihnen der Dialekt verleiht, verlieren, in hochdeutscher Sprache, weil namentlich der Nadoscher Dialekt schwer zu schreiben und schwer zu lesen sein würde. Proben davon sollen aber in einigen Zauberformeln weiter unten gegeben werden.

Der geneigte Leser mag sich zur gerechten Würdigung der Freuden und Leiden, die eine sächsische Kindstaufe mit sich bringt, in ein sächsisches Bauernhaus versetzen. Die Hausfrau, vor wenigen Augenblicken vielleicht noch mit der gröbsten Haus- und Hofarbeit beschäftigt, hat die Anzahl der Hausbewohner eben um einen vermehrt und hütet, gegen die sonstige Gepflogenheit, zu ungewohnter Zeit das mit selbstgewebtem, blendend weißem Linnen überzogene Bett. Der junge Hausvater arbeitet unterdeß vielleicht noch sorglos auf dem unbestellten Felde. Wenn er nun Abends, Sense und Heugabel auf der Schulter, in die friedliche Behausung eintreten soll und ihn der Dienstknecht am Thore schon mit den Worten empfängt: „Bâtyá de Nîna hôt an Gangen!" so durchziehen verschiedene Gefühle seine Brust. Die Freude,

zu Hause „Alles in der Ordnung" zu finden, d. h. Weib und Kind gesund zu sehen, wird oft nicht wenig herabgestimmt durch die Nähe des bange erwarteten Augenblicks, wo er zum „Herrn Vater" gehen und ihn bitten soll, „das junge Ehezweiglein in das Buch des Lebens einzutragen und aus dem Heiden einen Christen zu machen". Ja er möchte oft lieber in der Lage seiner Frau sein, die nun, nachdem der Mensch zur Welt geboren, der Traurigkeit vergißt um der Freude willen, denn auch seine Stunde ist nun gekommen und er hat Traurigkeit, denn er soll — Worte machen. — Schon ist der Abend da und der verhängnißvolle Augenblick naht. Unterdessen hat der getreue und erfahrene Nachbar, wie es seine Christenpflicht ist, dem Neuling die üblichen Worte, in deren Sinn er ihn schon an den langen Winterabenden eingeweiht hatte, noch einigemale vorgesagt und abgehört, und unser Wortmacher kann nun reden „wie ein Buch".

An der festlichen Kleidung, in der er vor den Pfarrer treten soll, fehlt nur noch der Kirchenpelz. Er greift zur langen buntbemalten Truhe, die das vom Vater oder Großvater ererbte Festkleid enthält.

Aber welch' ungewohnte Erscheinung! Es ist nun schon das dritte Schloß im Hause, das er, gegen allen Brauch unverriegelt findet. Denn als die schleunigst herbeigerufene Hebamme ins Haus trat, waren ihre ersten Worte: „Jetzt nur aufgesperrt die Schlösser!" Mit eigener Hand hatte sie darauf alle geöffnet und nicht das kleinste vergessen, während sie gleichzeitig ihre Pflegebefohlene nöthigte, an die aufgesperrten Thüren, Kästen und Truhen einigemale mit den Knien anzustoßen. — Selbst die Kellerthür ist diesmal nicht verschlossen, denn die junge Mutter hatte vor dem entscheidenden Augenblick gegen alle Weigerung eine halbe Maß guten Wein zur Stärkung und der Neugeborene einen „guten" Löffel voll zur Reinigung einnehmen müssen.

Endlich wird der verhängnißvolle Gang angetreten. Zwar ist unser Wortmacher noch mehrmals in ähnlicher Eigenschaft vor dem Herrn Vater gestanden, hat einmal als „Wortknecht" die vom „Knechtvater" eingelernte Rede, mit der er am dritten Pfingsttag um ein „Freudenstündchen" zum Tanz bat, mannhaft gehalten, hat auch am dritten Ostertag mit einem Mitknechte gebeten, der Herr Vater wolle nichts dawider haben: „daß er mit seinen Mitknechten zwei Gethiere (Hähne) auf Sandesfeld führe und ihnen mit tödtlichem Geschoß nach dem Leben trachte[1], hat endlich in halbstündiger Rede sein Meisterstück abgelegt, als er am Neujahrstage mit einem Mitbruder und zwei Mitschwestern dem Herrn Vater das „grüne Jahr"[2] brachte und wünschte, „der liebe Gott im Himmel wolle dem Herrn Vater seinen Aus- und Eingang, seinen Kornbaum und Weinstock auch in dem neuen Jahr segnen"; allein da vertrat er öffentliche Angelegenheiten und sie waren immer ihrer Zwei; jetzt gilt's etwas ganz anderes und er ist „baarseligallein". — Ueberdies ist vielleicht zum Ueberfluß auch „unser junge Herr, der Herr Carl oder der Herr Fritz" in die Vacanz gekommen, und kann im Nebenzimmer Zeuge sein von seiner mangelhaften Redefertigkeit, oder „es hält sich gar Einer beim Herrn Vater auf, der von der großen Schule der benachbarten Stadt wunderbarerweise gekommen ist, um alte

[1] Zuckmantel. Ein Sandesfeld als Hattert- oder Ried-benennung gibt's im Dorfe nicht. Der Ausdruck hat daher wohl Bezug auf den Gebrauch, die Richtstätte mit Sand zu bestreuen, den zu Richtenden auf einem Sandhaufen knien zu lassen 2c. 2c. — oder ist's ein mythologischer Bezug?

[2] Zwei Schüsseln ausgesucht schöner Aepfel und Birnen werden unter der Bezeichnung „grünes Jahr" dabei überreicht. Nadosch, Zuckmantel 2c. 2c. Symbol des bald wiederkehrenden Frühlings und Sommers.

Märchen, Aberglauben, Reden ꝛc. ꝛc. aufzuschreiben, „ohne daß er es Noth hätte"". —

Doch seine Befürchtungen erweisen sich als übertrieben: der Herr Vater ist nur allein zu Hause, oder er zieht sich mit ihm auf sein Amtszimmer zurück, und er beginnt nun beherzt also: „Ich will nur so reden und will erstlich Gott danken, der den Wohlehrwürdigen Herrn Vater hat erhalten bis auf die gegenwärtige Zeit und Abendstunde. Den treuen Gott will ich anrufen, der ein Sorger ist gewesen; er wolle auch künftig angerufen sein, so lange sein heiliger, göttlicher Wille wird sein. Die Ursach' und die Gelegenheit, was sich mit uns zugetragen hat in unserm heiligen Ehestand; daß uns Gott gesegnet hat, nicht nur mit vergänglichen und zeitlichen Gütern, sondern auch mit Leibeserben, mit lieben Kindern, einem lieben Ehezweiglein. Da halte ich erstlich gegen den Wohlehrwürdigen Herrn Vater mit Bittworten an, der Wohlehrwürdige Herr Vater wolle gebeten sein, und wolle es auch an- und aufnehmen in die heilige christliche Kirche und wolle uns aus einem Heiden einen Christen machen. Wollte der Wohlehrwürdige Herr Vater das thun, so wollten wir dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater danken mit großem Fleiß."

„Ich bin nur ganz Bittens halber."
(„Ich bæn nar gânz Biddes halver.")

Hat der Wohlehrwürdige Herr Vater nun freundlich zugesagt, er wolle gerne was seines Amtes sei, thun, so nimmt der Taufanzeiger Abschied mit den Worten:

„Noch weiter bin ich bittfältig, wie fern ich bin gewesen in den Worten und in den Werken. Hätte ich nicht jeglichem Wörtchen seine gebührende Stelle gegeben, so sollte der Wohlehrwürdige Herr Vater darum gebeten sein und solle mir's nicht aufmessen; ist etwas geschehen, so ist es nicht aus Vorsatz geschehen, sondern ich kann mich nur der menschlichen

Schwachheit erklagen. Gibt Gott dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater das Leben und mir den Verstand reichlicher[1] bis auf Nachkommen und nachfolgende Zeiten, so will ich gerne suchen, meine Ehre gegen des Wohlehrwürdigen Herrn Vaters seine Ehre zu bessern."

Damit ist nun das Schwerste überstanden. Auf dem Heimwege werden noch die vier Taufzeugen gebeten, „das junge Ehezweiglein zur heiligen Taufe befördern zu helfen". Das geschieht mit folgenden Worten, die bei Jedem derselben wiederholt werden:

„Guten Abend! Ich wünsche damit ihr alle gesund wäret. Die Ursache und die Gelegenheit, die euch wohl zu wissen ist, was sich zugetragen hat, daß uns unser Gott hat segnen wollen mit einem lieben Ehezweiglein. Nicht genughaftig, dasselbe in die heilige Kirche zur heiligen Taufe zu befördern, halte ich auch mit Bittworten an, ihr sollt darum gebeten sein, das liebe Kindlein in die christliche Kirche zur heiligen Taufe helfen befördern. Wollt ihr das thun, so wollen wir euch danken mit großem Fleiß und von ganzem Herzen."

„Ich bin nur ganz Bittens halber."

Der angeredete Taufzeuge erfaßt hierauf die Hand des Bittstellers und entgegnet:

„Seid bedankt, daß ihr uns nicht verschätzt habt in unserer Armuth, ich will euch aufnehmen zum christlichen Gevatter, ihr sollt mich annehmen zum christlichen Gevatter. Ich verspreche euch ein Gevatter zu sein, die Tage des Lebens hindurch, die uns Gott gibt, der euch alle Ehre und Treue erzeugen wird."

Unterdeß ist die Zeit weit vorgerückt. In jedem Hause hat es auch einen „Ehrentrunk" gegeben, und ein wenig

[1] Aergerliche Variante: „Gibt Gott dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater den Verstand reichlicher, mir das Leben, so ꝛc." Aehnliche Varianten kommen noch manchmal zum Vorschein, wenn nicht jedem Wörtchen die „gebührende Stelle" gegeben wird.



mußte unser Wortmacher in jedem Hause niedersitzen, um den Schlaf nicht mit fortzutragen. Bedenken wir, daß er an diesem Tage nicht nur Worte gemacht, sondern auch 10 bis 12 Stunden gemäht hat, so werden wir begreiflich finden, daß er sich nach solchen Anstrengungen nach Hause sehnt. Findet er hier nun wieder „Alles in der Ordnung", so ist nun erst der rechte Zeitpunkt gekommen, wo er sich seines Glückes wahrhaft freuen und, wenn er Weib und Kind besorgt hat, sich der wohlverdienten Ruhe widmen kann.

In der Nacht schützt das unter dem Polster liegende Messer[1] oder der auf's Bett gelegte Besen[1] den jungen Weltbürger vor den Belästigungen des Alfs.

Aber schon am nächsten Abend kann die Scene ganz verändert sein, denn vom frühen Morgen an kamen Nachbarn und Nachbarinnen, Freunde und Freundinnen, um das junge Elternpaar zu beglückwünschen. Da war denn vielleicht auch Einer mit „zusammengewachsenen Augenbraunen"[1] unter ihnen gewesen, oder es kam auch eine tränkende Frau, welche vergaß, in die Thürangel[1] oder auf's Bett der Wöchnerin[1] zu melken, oder auch nur vergaß, ein Stück vom Schurz-, Hauben- oder Zopfband abzuschneiden[1] und in der Wiege zurückzulassen, oder man hatte vergessen eine durchlöcherte Münze[1] an die Haube des Kleinen zu hängen, oder es hatte Einer versäumt auszuspucken, als er das „schöne vollkommene" Kind sah. Einem von diesen Umständen, oder dem verderblichen Vereine mehrerer, ist es dann zuzuschreiben, daß das arme Kind „berufen" wurde, denn es windet sich und weint, das „arme Würmchen", daß sich „ein Stein erbarmen müßte." Hier hilft kein Arzt und keine Arznei, hier kann nur die Alte F . . . erin helfen.

Sie wird alsbald herbeigeholt.

---

[1] Nadosch, Malldorf, Hondorf.

„Hier muß ich ein Êscherchen[1] kochen“ sagt die Alte, „sonst stirbt das Kind; geschwind Teller, Topf und Nadel her!“ — Ist Alles in Bereitschaft, so fängt die Alte an zu mischen und zu kochen. Neun Strohhalmknoten, neun abgeschnittene Ecken von Thüren, Tischen, Kästen ꝛc. ꝛc. und neun Messerspitzen Asche werden in einen Teller oder eine Schüssel geworfen und mit Wasser übergossen; hierauf wird in eine Nadel Zwirn gefädelt und die herabfallenden Enden desselben werden um die Nadel gewickelt, wie Garn auf eine Spindel. Steht die Nadel nun in der Mischung aufrecht, so ist dies das erste Zeichen, daß das Kind „berufen“ ist. Alles wird nun in ein Töpfchen gefüllt, dessen Oeffnung mit einer Brodkruste bedeckt und verkleistert wird. Kocht das Töpfchen, so wird die Küche in eine unter der Wiege des Kindes stehende Schüssel gegossen. Steigt nun (wie das nach physikalischen Gesetzen geschehen muß) die Arznei aus der Schüssel in den mit der Mündung schnell nach unten gekehrten heißen Topf zurück, so ist das untrüglichste Zeichen da, daß an dem „Berufen“ des Kindes nicht mehr zu zweifeln ist. Darauf werden Stirne, Hände und Fußsohlen des Kindes mit der Arznei benetzt und einige Tropfen werden in den Mund gegossen. Dieser Vorgang muß dreimal wiederholt werden; die Ingredienzien bleiben dieselben. Bei der Anwendung wird folgende Zauberformel leise gesprochen:

Dæ zwê fâlsch ûgen dæ dea seâgen[2]
Dæ zwea fâlsch zángen dæ dea spreâchen
Dæ droá geauden[3] derkên[4]
Dât în wâs gôt der vôter
Dât ûnder gôt der sán
Dât ûnder gôt der helig gîst.
Em nume gottes des vôters, des sannes und des helige gîstes[5].

---

[1] Nadosch, Hondorf. [2] sahen. [3] guten. [4] dagegen. [5] In Nadosch, Malldorf.

Hat das arme Kind vielleicht dazu noch das „gebrêch" (Katarrh), so kann folgende Zauberformel helfen:

Deau lîdiget gebrêch
Zoch[1] mer vu menyem Kænyd̀ áwêg
Zoch en án hôle bæsch
Soa der loit[2] är — wäsch.
Em nume gottes des vôters, des sannes etc. etc.

Wird Jemand im Hause von Gicht geplagt, so kann er bei dieser Gelegenheit auch davon befreit werden durch die nachfolgende äußerst interessante, nur durch die List eines sich verstellenden Patienten in meinen Besitz gelangte Zauberformel:

Dât rëissen und dât fiaricht[3]
Dæ genge met anûnder[4]
Af ene sier huen noá biarig[5]
Dea lâg a marvelstîn[6]
Die seat[7] „wor sâlt teau[8] hi gean?"[9]
„Ich sâl ze désem n. n.[10] geán
Ich sâl em eádre strâken[11]
Och bleaut lâken."[12]
„Net gunk[13] dôr, ech bä schüen[14] deá gewiast[15]
Sanydre[16] gunk e gene waldye wâld[17]
Dea zányd[18] a branne[19] kâld
Dæhær[20] sâlt teu dränken
Dôr salt[21] teu versenken
Entschiede dech!"

Doch wenden wir uns von dieser Trauerscene lieber hin zu einem froheren Ereigniß in unserem Bauernhause. Lassen wir unseren jungen Weltbürger nicht „berufen" und nicht von „lîdigem gebrêch" heimgesucht sein, sondern ruhig im Sonn-

---

[1] ziehe. [2] Leute. [3] Kolik. [4] miteinander. [5] neuen Berg. [6] Marmorstein. [7] sagte. [8] du. [9] hingehen. [10] Hier steht der Name dessen, für den die Formel gesprochen wird. [11] Adern strecken. [12] Blut lecken. [13] nicht gehe. [14] schon. [15] gewesen. [16] sondern. [17] Wald. [18] da ist. [19] Brunnen. [20] davon. [21] sollst.

tagsschmuck in der Wiege liegen und unbewußt der Taufe entgegensehen, die nun bald aus dem kleinen Heiden einen Christen machen soll. Kaum sind die letzten Glockentöne verklungen, so erscheinen im schönsten Sonntagsschmuck die beiden Goden in dem sauber aufgeräumten Hause. Nach dem üblichen Gruße hebt die jüngere derselben das Kind aus seinem Bette mit den Worten:

Bedinkt, bedinkt
Wat gôt es schinkt
Et æs an onyleny [1] feny [2]
Dæm sele mer hoit [3] guade [4] seny. [5]
An hîden nia mer mät [6]
An kräste [7] walle mer bronyen [8]
En am gesanyd [9] leásse [10] mer ich.

Kehren die weiblichen Taufzeugen nach vollzogener Taufhandlung aus der Kirche, wo sie von den männlichen Taufzeugen erwartet wurden, nach Hause zurück, so legt nun die Aeltere derselben das Kind zuerst auf den Tisch und spricht:

Hæ liagen [11] ich dich af den däsch [12]
Te sâlt wôsse [13] wæ a fäsch! [14]

dann auf den Herd und spricht:

Hæ liagen ich dich af den hiart [15]
Te sâlt wôssen denyem vôter och denyer motter wiart! [16]

endlich auf's Bett und spricht:

Hæ liagen ich dich af't bât,
Te sâlt schwege bäs deny motter wêscht och bâkt! [17]

Hierauf rufen beide Goden:

Pâtchen liaw, [18] wôss, bloai [19]
Alles eaugläck [20] vun dir flai [21]
Gottes gîst, gnead, [22] hîl och sêgen
Soá [23] met dir af alle wêgen!

---

[1] Englein. [2] fein. [3] heute. [4] Goden. [5] sein. [6] nehmen wir mit. [7] Christen. [8] bringen. [9] Gesund(heit). [10] lassen. [11] legen. [12] Tisch. [13] wachsen. [14] Fisch. [15] Herd. [16] werth. [17] backt. [18] lebe. [19] blühe. [20] Unglück. [21] fliehe. [22] Gnade. [23] sei.

Unterdeß sind auch die männlichen Taufzeugen mit dem Vater eingetreten, und nun geht's an die „Kaimes", den Taufschmaus. Die nächsten Anverwandten und mancher gute Freund sitzen da an dem ungewöhnlich langen Tisch. Küche und Keller müssen das Beste hergeben, was sie beherbergen. Wenn dann die Schüsseln auf dem Tische stehen und die vollen Krüge winken, erhebt sich der ältere männliche Taufzeuge und spricht:

„Wir wollen Gott danken für seine väterliche Gnade und Barmherzigkeit, der so gnädig über uns gewacht und uns Gelegenheit gegeben, in dieser Stunde uns hier zu versammeln. . .

Im Uebrigen ist es uns bekannt, daß Gott unsere Gevattersleute in ihrem Ehestand gesegnet hat mit Leibesfrüchten, mit einem lieben Söhnlein. Da sie sich nun als Eltern zu schwach befinden, dasselbe in unsere christliche Kirche zur heiligen Taufe zu befördern, sondern hiezu auch Pathen und Goden benöthigt haben, so haben wir erfahren, daß sie die Liebe zu uns angewiesen hat. So haben wir ihnen diesen Ehrendienst nun auch herzlich gerne gethan.

Bei dem allein haben sie es aber nicht bewenden lassen, sondern haben uns eingeladen auf ein Ehrenessen und einen Ehrentrunk, zu dem wir nun auch erschienen sind. So wünschen wir denn, wir möchten in diesem Hause willkommen sein."

Der älteste zum Hause gehörige Mann antwortet darauf: „Die Eltern dieses neugeborenen Kindes haben gewünscht, daß es zur christlichen Taufe befördert werde. Sie bedurften dazu christlicher Gevattersleute, sie haben euch darum angesprochen und ihr habt ihre Bitte nicht in den Wind geschlagen. Zum Beschluß dieser Feier haben sie ein Essen hergerichtet, ich bitte ein Jedes, sich zu belieben und zu belustigen nach Lieb und Lust; Gott gebe es einem Jeden zu Gut und Blut."

Unter heiteren Gesprächen verläuft der Taufschmaus. Gegen Ende desselben bringt einer der Pathen einen Heilsgruß auf den Täufling aus, der mit dem Wunsche schließt: Gott segne auch seine Eltern; Gott segne ihre Speisekammer, auf daß sie nicht spüren (schwer empfinden) mögen, was sie uns mitgetheilt; Gott behüte uns miteinander vor Unglück und — segne auch unsere Hattert."

Der älteste Pathe hebt zuletzt die Tafel mit folgender Ansprache an den Vater des Täuflings auf: „Lieber Gevatter! Gestern Abend erfuhren wir, daß euch der Herr gesegnet habe mit einem kleinen Söhnchen. Dieses zur heiligen Taufe zu befördern waret ihr Eltern zu schwach und spracht uns als Taufzeugen an. Nach diesem habt ihr uns für unsere Mühe aufgewartet und seid uns mit Speise und Trank bevorgekommen. Wir haben es nicht verschätzt (verschmäht), sondern haben uns bedient davon ein Jedes nach Belieben.

Nun meine ich aber, es wäre ein Genügen gewesen. Darum wollen wir euch nun einen schuldigen Dank sagen, Gott wolle es einem Jeden zu Gut und Blut geben. Gott gebe aber auch, daß Ihr es nicht spüren möget. Gott helfe auch der kranken Gevatterin und gebe ihr die vorige Gesundheit, damit sie diesen unseren kleinen Pathen zur Ehre Gottes groß ziehen könne. Gott gebe, daß wir eine solche Gevatterschaft halten möchten, daß Gott und alle frommen Christen sich darüber freuen möchten! Und wollte auch fleißig gebeten haben!"

Unterdessen ist der Abend herbeigekommen, die Hebamme („Amtfrau"), die während und nach Tisch zur Kurzweil der Gäste allerlei Scherz und Spaß zum Besten gegeben, richtet das Bad für den Täufling her.

Vor dem Austritt aus dem Hause werfen die Taufzeugen noch einige Geldstücke in den Trog, in welchem das Kind gebadet wird und sagen dabei: „Amtfrau gebt acht, daß ihr

unseren Pathēn nicht verbrennt." — Falls sie nicht vorher schon die Gaben in den aufgesperrten Mund einer Puppe gelegt haben, welche die Hebamme aus Schnupftüchern gemacht und die bei Tisch als Sammelbüchse von Hand zu Hand ging.

So ungefähr sieht's in den dreizehn Dörfern, und in ganz ähnlicher Weise auch in den übrigen sächsischen Dorfgemeinden um eine Kindstaufe aus. Wenn dabei hie und da, ungeachtet aller Belehrungen in Kirche und Schule, noch so mancher Aberglaube mitspielt, so ist das zum Ersten ein willkommener Fund für einen Theil unserer Gelehrten, zum Andern beiweitem nicht ein so großer Fehler als der fatale Umstand, daß unsere sächsischen Landleute viel zu selten in den Fall kommen, von solchem Aberglauben Gebrauch zu machen.

III.

Kinderlust und Kinderleben unter sächsischen Bauern.

De Kaijnt se fromm, wo se schlôfen.

Wat de Aelder net schlôn,
Dåt schlîd áser Hærgott.

Sächsische Volkssprüche.

Der freundliche Heilsgruß, den der älteste Taufzeuge bei der „Kaimes" dem kleinen Pathen dargebracht: „Gott wolle geben, daß er bald auf die Beine komme und zur Ehre und Freude seiner Eltern und aller guten Leute groß wachse", ist in Erfüllung gegangen.

Mit ihm sind noch etliche andere „Ehezweiglein" verschiedener Bauernhäuser auf die Beine gekommen und wachsen heiter und sorglos ihrem schweren Lebensberuf entgegen.

Werfen wir einen Blick in das muntere Leben und Treiben sächsischer Bauernkinder und belauschen wir es im Vorübergehen: In der Wiege, auf der Gasse und in der Schule.

1. In der Wiege.

Die vier Wochen des „Einsitzens" sind eine lange, bange Zeit für die an dauernde, schwere Arbeit gewohnte Bauern=

mutter. Ging auch bei der Erfüllung des schweren Mutterberufes alles ordentlich zu, stand die Wöchnerin am zweiten Tage schon auf, um nach der Wirthschaft zu sehen, oder brachte sie das arme Würmchen vielleicht gar vom Felde heim, wo es unter Korngarben das Licht der Welt begrüßte und den ersten Blick mitten in die lohngekrönte Arbeit seines künftigen Lebensberufes that: die Kirche hat strenge Gesetze, und ehe die vier Wochen um sind und der Wohlehrwürdige Herr Vater die vom Gatten im Kirchenkleide angesuchte Erlaubniß dazu gegeben, darf die Wöchnerin die Thürschwelle nicht überschreiten.

Der erste Kirchgang, „das Einleiten", den die Mutter von der „Amtfrau" (Hebamme) oder von der eigenen Mutter begleitet thut, und wobei sie eine Kerze, einen Groschen und ein Brod auf den Altar legt, nimmt den drückenden Bann von ihr, der doppelt schwer drückt, wenn er in die arbeitsreiche Sommerzeit fällt. — Mutterseelenallein, oder von kleinen der Sorge und Aufsicht selbst noch bedürfenden Kindern umgeben, während der Gatte doppelte Arbeit auf dem Felde hat, vergeht die Zeit unendlich schwer. Und ob die Mutter auch daheim „im guten Schatten" sitzt, während der Vater im Schweiße seines Angesichts auf dem Felde arbeitet: der Schatten kann doch nicht allzu erfrischend sein, wenn die brennende Julihitze noch um einige Grade künstlich vermehrt wird durch den Aberglauben, daß sämmtliche Wäsche des Neugeborenen während des „Einsitzens" nur bei Stubenfeuer getrocknet und nicht an die Sonne gebracht werden darf.

Eine willkommene Abwechslung in das träge Wochenleben bringt der Besuch der Gevatterinnen (Männern wird der Hut genommen, wenn sie zu Wöchnerinnen eintreten), die dem kleinen Pathchen ein mit Kupfermünzen belegtes, aus dem schönsten Weizen gebackenes Riesenbrod zutragen und dabei den kleinen Weltbürger von Glied zu Glied über den

grünen Klee beloben. Ein vollkommeneres Kind ist ja „bei der Leute Leben" nicht gesehen worden!

Die Erinnerung an diese wohlwollende, durch die tägliche Anschauung bestätigte Beurtheilung des Neugeborenen und die tägliche „Versorgung" desselben verkürzen die langweilige Zeit, und gewiß mit voller Innigkeit urwüchsiger Mutterliebe, wenn auch nicht mit derselben Ueberschwänglichkeit und Zimpferlichkeit, als die Mutter von Stand und Bildung, betrachtet und pflegt die Bauernmutter den kleinen Liebling, der in der altererbten, vom Urgroßvater „angestorbenen" Wiege da liegt, an Armen und Beinen mit Kotsch und Wækelschneâr gefesselt, mit weißem Hemdchen, Brustlazken und Gûpchen geschmückt, auf dem unruhigen Kopf das Stěrebûndchen und das reichverzierte Häubchen, von dem die durchlöcherte, gegen „Berufen" schützende Silbermünze auf die Stirne herabhängt. Später bekommen die kleinen Strampelbeine auch Strümpfe und Schuhe, wenn nicht die Armuth des Hauses diese Luxusartikel des Säuglingsalters widerräth und die Füße dann mit linnenen Bundschuhen (Butschker) bekleidet.

Die leere Wiege darf nicht in Bewegung gesetzt werden, sonst stirbt der Säugling; liegt er aber d'rin, so wird am Wiegen nicht gespart, oft zum Aerger jüngerer Geschwister, die das kleine Brüderchen wohl auch hinterrücks ein wenig zwicken oder am Näschen packen, damit sie von ihrem peinlichen Geschäft schneller erlöst werden.

Sind die Wochen verstrichen, so macht der kleine Weltbürger bald auch seine ersten Ausflüge auf's Feld mit. An einer Querstange, die auf zwei sich kreuzenden zusammenlegbaren Beinpaaren ruht, ist eine kleine Hängematte befestigt (Schûk), die den Kleinen aufnimmt und von der Mutter über der linken Schulter so getragen wird, daß die kleine Last zur Seite herabhängt. Unter dem linken Arm trägt die

Mutter in einem Polsterüberzug (Pilzäch) trockene Wäsche, Spielzeug und etwas zum knâgeln (Eßwaare) mit. — Auf dem Felde lernt der Kleine bald Wind und Wetter ertragen, bringt aber auch Keim und Anlage zu mancher Krankheit mit heim.

Die meisten Krankheiten des Säuglingsalters fallen unter den Collectivnamen des „Berufens", dem das Kind umsomehr ausgesetzt ist, je schöner und wohlgestalteter es ist. Glauben auch nur wenige unserer Bauernmütter mit Ueberzeugung an die Heilkraft der üblichen Zauberformeln: es geht doch selten ab, ohne daß die geängstigte Mutter irgend ein altes Weib rufen läßt, die das Monopol zur Heilung irgend einer speciellen Art des Berufenseins besitzt. Denn „nützt es nichts, so kann's auch nicht schaden".

Ich müßte nur Bekanntes wiederholen, wollte ich Proben dieser oft dämonisch erhabenen Zauberformeln, die in ihren Anfangszeilen meist ins heidnische Alterthum zurückgehen, während der Schluß derselben spätere christliche Zugabe ist, anführen, da uns Schuster in seinem trefflichen Buch[1] eine reiche Sammlung derselben gebracht hat.

Daß nur Weiber im Besitz solcher Zauberformeln sind und sie anwenden, errinnert an das Urtheil des Tacitus über die germanischen Weiber: „Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant: nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt." Daß für besondere Arten des Berufenseins in der Regel nur bestimmte Personen „reden" können, die Eine für das Gebrêch, die Andere für das Fiêricht ꝛc., ist theils ein Beweis für die vorsorgende Eifersucht, mit der die Besitzerinnen über ihren kostbaren Schatz wachen, theils ein Beweis dafür, daß sie mit ihrer

---

[1] „Siebenbürgisch-sächsische Volksdichtungen." Hermannstadt, 1856. Steinhaußen.



Kunst keine gewinnsüchtigen Speculationen treiben. Ich habe in Schuster's Buch keine Andeutung darüber gefunden, daß außer dem häufigen Vor- und Rückwärtszählen von 1 bis 10 auch die Anführung einer Reihe von Dorfnamen, die an der Straße nebeneinander liegen (z. B. die Namen der Dörfer von Nadosch bis Balavásár dreimal vor- und rücklings gesagt) als Zauberformel vorkommt.

Hilft das „Reden wider die Krankheit" nichts, so nimmt man zu Hausmitteln die Zuflucht. Der Arzt wird, sei es aus Sparsamkeit, sei es aus Mangel an gehöriger Würdigung seiner Kunst, selten rechtzeitig gerufen, obwohl man's nach der Volksweisheit „mit der Hebamme, dem Arzte und dem Gemeindeabdecker nicht verderben soll". — Hilft nicht gleich der erste Löffel aus dem Arzneiglas, so ist's um den guten Ruf des Arztes geschehen; tritt eine Verschlimmerung ein, so „greift" die „lateinische Kæchen" das kranke Kind zu sehr an und wird in den Abwaschkübel (Broaschâf) gegossen. Schlägt die Medicin schnell gut an und bleibt noch etwas übrig, so wird der Rest aufgehoben und oft bei den heterogensten Krankheiten, oft erst nach Jahren angewendet, wenn schon die gewaltigsten chemischen Processe in dem heilkräftigen Glase vor sich gegangen sind. Ich kenne einen Fall, wo vererbte Medicin, die manches Jahr in der „Årmeroâ" gestanden hatte, noch gute Dienste thun mußte.

Wie das städtische, so wird auch das bäurische Kind in den ersten Tagen seines Daseins am häufigsten von Bauchgrimmen (Schnéjden) geplagt. Die Volksarzneikunde schreibt dagegen den Gebrauch von Vogelmist in Muttermilch geweicht und durch einen Fetzen geseiht, vor. — Eine andere häufige Kinderkrankheit ist das Gebrêch (Katarrh). Sehr heilsam dabei ist Knoblauch, der in Inslicht von drei Leuchtern gebraten und auf die Fußsohlen (Suëlcher) gestrichen wird. — Ein stark potenzirtes Schnéjden heißt Fiêricht (Kolik).

Etwas erwachsene Kinder verschlucken dagegen drei kleine Stückchen vom riemenen Gürtel. Als kurzes Recept gegen dieselbe Krankheit gilt auch der gute Rath: „Pisch der e wénig en de Hûnd me Kænjd en drænk et gêlich."

Gegen Nôchtgebräd (Ausschlag um den Mund), gegen Bîs Ôrt (Rothlauf) und gegen Allesgeblês (Ausschlag mit Schwären am Leib), hilft der Saft der Wîdæstel (Mariendistel) mit Milch vermischt.

Erscheinen die ersten Zähnchen beim Kind (die Schneidezähne heißen Âkesker, die Backenzähne Môlzånjdcher), so erhält dasselbe auch feste Nahrung. Die erste Speise ist Mælchebrôk (Brod in Milch erweicht). Ganz besonders förderlich zum schnellen Wachsthum ist Wassere-Geriwendîg (klein zerriebener Nudelteig in Wasser aufgekocht). Als besonders empfehlenswerthe Speise für das Bauernkind gelten noch Oárefånkîch (Eierschmalz) und Kimbrôk (Kümmelsuppe).

Bald jedoch wird das Kind Tischgast und nimmt von der vorgesetzten Speise soviel auf, als die kleine Speiseröhre (det kiëlchen) hinabwürgen kann, und gedeiht dabei ganz vortrefflich.

„Auf gut Essen folgt guter Schlaf." Will der kleine „Bîsåkkes" nicht gleich einschlafen, so droht der strenge Vater, dem die „Geduld schnell zerreißt," mit dem Babau, dem Zegunen, der mit dem Löffelsack kommt, dem Biëren und mit dem amme Schwénj, das die Kinder zerreißt. — Die Mutter aber tritt an die Wiege und singt:

Si, si sigelchen
Der tuëwe flécht e Vigelchen
Hæ nédde flægen de Nonnen
Se hatten e Kænjd gefongen
Se schmieszent en de Båch
Dat et alles zebråch.

Oder:

Hájo, hájo,
Kit der Májo
Nit de Mierzken æn de Sack
Drîd en æn de Biërebæsch
Fræsst en wæ en Haselnæss.

Oder:

Schlôf Hanzi schlôf
De Vigel sanjen æm Hůf
De Katze spænnen af 'em Hiërt
Te bæst mer tausend Gælde wiert.
Schlôf Hanzi schlôf.

Oder:

Susi, Susi, sigeltchen
Der Vôter schuss e Vigeltchen
E schuss et æn dem græne Wåld
Susi Kændchen schlôf nor bâld.

Oder (im Winter):

Wol flægen de Wûlken
Wol sauszt der Wäjint
Wol stæwen de Flôken
Aemerænk.
Schlôf nor, schlôf nor
Me gûldig Käijnt!

Will aber Hanzi oder Susi trotz der schönen Wiegenliedchen nicht schlafen, so entlockt ihm die halb zürnende Mutter lautes Lachen, indem sie, alle Körpertheile sanft betastend, es plötzlich an dem kleinen Schreihälschen kitzelt und dabei sagt:

Zînchen
Bînchen
Beochbudderchen
Braszttæenchen
Zederæ Gebârtchen!
Plutsch æn de Grôwen!

oder sie erzählt dem aufmerksamen Schüler in der Wiege folgendes Märchen von seinen fünf Fingern:

Det géng æn de Bæsch
Det féng en Hászken
Det brôcht et hîmen
Det brât et
Der dæk Butta frass et!

Niest der kleine Weltbürger während dieser Unterhaltung und rümpft das Näschen, das die treue, doch etwas rauhe Mutterhand putzen will, oder hebt er gar darüber ein Liedchen nach seiner Weise an, so ruft die Mutter, mit lautem Segenswunsch des Kindes Geschrei überbietend:

Grîsz wôsz
En lank nôsz
Kurz Féss
En dæk Schærl —
Aes dât nét e lasztich Kærl?

Hat Hanzi vielleicht schon irgend eine Ahnung von der pädagogischen Bedeutung der Ruthe, so streicht Mütterchen mit derselben durch die Luft und warnt:

Hanz sâ hîsch
De Râd hîscht Flîsch!

Kommt der Sonntag, so geht das ganze Hausgesinde in die Kirche und nur der brodelnde Sauerkrauttopf unterbricht mit eintönigem Gemurmel die Stille des Hauses. Der kleine Weltbürger wird im Sonntagsstaat mit in die Kirche getragen, nicht eben zur Erhöhung der allgemeinen Andacht und wandert unter Freunden und Verwandten des Hauses von einem Ort zum andern. Denn alle haben dem lieben Jungen etwas zum Essen mitgebracht.

Zur Erzielung wünschenswerther Ruhe wird der Pfarrer als Schreckmittel gebraucht, der „mit der Bibel nach den bösen Kindern wirft". — Bricht sich dessenungeachtet der jugendliche Unwille in lautem Schreien Bahn, was oft ansteckend zu wirken scheint, so muß der Wohlehrwürdige Herr

gut disponirt und gelernt haben, wenn er nicht den Faden der erbaulichen Predigt verlieren soll. — Die Mutter verläßt dann mit dem kleinen Störefried das Gotteshaus und steckt ihn zur Strafe auf einige Augenblicke in einen leeren Kornkasten, die zahlreich, leer und gefüllt, im Kirchenkastell stehen. In Atome zerpflückte Blumensträuße und einzelne nasse Stellen auf dem Fußboden der Kirche zeigen an, wo die Kinder gehaust haben. Aber wir sehen bei alledem doch viel lieber das „ganze Haus" in der Kirche als die Mutter daheim neben dem Krauttopf und den Vater auf dem Jahrmarkt; wir predigen lieber bei schreienden Kindern als bei leeren Wänden.

Im Ganzen liegt das schwere Geschäft der Kinderpflege fast ganz auf der Mutter, die dazu noch die Zeit des Säugens — denn bei Lebzeiten der Mutter an fremder Brust ernährt worden zu sein, wäre für Mutter und Kind eine Schmach — absichtlich über Gebühr lange, oft bis tief ins dritte Jahr hinaus ausdehnt.

2. Auf der Gasse.

Kommt das Bauernkind einmal auf die Beine, so steht ihm bei geöffnetem Thore die ganze Welt offen. Es tritt in das Zeitalter des „Durchgehens", wo es, zunächst unbewußt und instinctmäßig, dann mit schlauer Ueberlegung sich der Aufsicht der Eltern entzieht, die dem guten Englein, das über jedem Kind schützend waltet, oft allzuviel Güte zutrauen.

Der kleine Weltbürger bummelt oft mitten durch die heimkehrenden Viehheerden „so weit ihn die Augen leiten". Oft wird, wenn die Eltern das Kind lange und mit Schmerzen gesucht haben, selbst der tiefe Schachtbrunnen im Hofe untersucht und das im äußersten Nothfalle umgeschickte Nachbarzeichen findet den Durchgegangenen vielleicht bei der „Gêszke Grîsz" oder dem Radelgass-Großvater", wo er sich an irgend einem Leckerbissen gütlich thut.

Mit der Brunnenfrau, die die Kinder, sobald sie sich dem Brunnen nähern, hineinzieht, wird der kleine Hausgenosse frühzeitig bekannt gemacht, vor anderen Gefahren aber nicht übermäßig gewarnt. Mit dem zottigen Wolfshund, der Haus und Hof behütet, ist er zu treuer Kameradschaft vereint und wälzt sich mit ihm spielend im Sand. — Die Hausthiere, von der milchreichen Büffelkuh und den zahlreichen Pferden an bis herab zum sanften Lämmchen sind seine friedlichen Hofgenossen. Im Stall unter Allen der Reihe nach durchkriechen, auf der Büffelkuh herumreiten ꝛc. ist kein besonderes Kunststück. Und ehe der Vater es wagt, dem dreijährigen Füllen den Sattel aufzulegen, hat es der sechsjährige Bube schon längst „beritten".

Der häufige Verkehr mit den Hausthieren und die in der That treue und wohlwollende Pflege dieser treuen Gehilfen bei der schweren Arbeit des Bauern erzeugen eine gegenseitige freundschaftliche Vertrautheit zwischen Menschen und Vieh, die manche Scene glücklich ablaufen läßt, bei der zartnervigen Müttern von Stand und Bildung „die Gänsehaut" auflaufen würde, während die Bauernmutter lächelnd zusieht und mit fast gleichem Wohlgefallen bald auf das waghalsige Kind, bald auf das treue Hausthier hinblickt.

Aus diesem fast innigen Verhältniß erklärt sich die derbe Volksweisheit die sich in den Sprüchen äußert: „E Kænjd, e Wænjd, awer won énem der Saddelhåest stæckt!" — „En Fårr dé bekid em leicht, awer en Saddelhåest mész em af siwe Jêrmerdé sæken!"

Sind die Kinder von der Mutterbrust entwöhnt (ôwgespênt), so müssen sie „hüten" (hæden), d. h. sie werden, wenn die Eltern in die Feldarbeit gehen, einem altersschwachen Großvater oder einem Großmütterchen, oder einem wegen Krankheit daheimbleibenden Hausgenossen, oder älteren Geschwistern, die selbst noch stark der Aufsicht bedürfen,

zur Pflege und Obhut anvertraut, d. h. sie werden eigentlich sich selbst und unserem Herrgott überlassen.

Wenn nur der alte Großvater noch so gesunde Beine hätte, als die quecksilbernen Pflegebefohlenen, so würde sich die Sache ganz gut machen, so aber ist's erklärlich, wie er nach den ausgestandenen Leiden und Aengsten des Tages der heimkehrenden Mutter das freiwillige Geständniß macht: „Nehmt euch die Kinder nur mit ins Feld, lieber will ich einen Sack voll Flöhe hüten, als diese Rennteufel!"

Der arme Alte hat Recht, obwohl er's seinerzeit auch nicht besser gemacht! Denn der Pflegebefohlene ist nur so lange ruhig im Hause zu behalten, bis das „Eingesackſel" der Mutter verzehrt und des Großvaters Milchtopf gründlich abgerahmt ist. Hat er einmal mit schlau ersonnener Ausrede — denn die Hinweisung auf die Befriedigung gewisser natürlicher Bedürfnisse zieht nicht mehr — auf den Zehen stehend (sich hspernd) die Klinke der Hausthüre ausgehoben und die offene Gasse gewonnen, so nützen weder Drohungen noch Versprechungen etwas, denn wie ein gewaltiger Magnet den Streusand, zieht der warme Sandhaufen vor der Radlergasse die kleine Kinderwelt an. Ist wohl gar bei einem Bau in der Nähe ein kleiner Berg prächtigen Lehms übrig geblieben oder im nahen, halb vertrockneten Bach eine gute „kåmpelt" (tiefe Stelle zum Baden), wer beschreibt da die Hast, mit der das kleine Volk hinrennt, wer die List, mit der sich hie und da ein Entlaufener unter den Dachtraufen einer ganzen Häuserreihe hinschleicht, um aus Großvaters Fenster, der eben eingenickt war, nicht entdeckt zu werden.

Welch' buntes Gemisch der Geschlechter! Während die Knaben im Sande mächtige Backöfen wölben, tragen die Mädchen kleine Lehmbrode zu, die sie mit dem Anstand einer kunstgeübten Hausfrau „einschießen". — Ja, damit nicht die Phantasie allein Alles thue, zieht wohl manchmal ein

böser Schlingel ein gediebtes Zündhölzchen hervor und steckt den kleinen Holzstoß im Backofen in Brand, unbewußt, welch' böses Spiel er mit dem schwer zu bändigenden Elemente treibt.

Und erst die Freude, wenn das Brod gut gerathen und so täuschend ist, daß irgend ein Kleiner, von seiner lebhaften Phantasie und dem Zureden der Größeren getäuscht, herzhaft hineinbeißt und unter schadenfrohem Gelächter die zusammengeleimten Kinnladen kaum auseinanderbringt!

Im nahen Graben eine Wehre aufführen, mit dem gesammelten Wasser ein kleines Mühlrad treiben lassen, im Bach baden und sich mit schwarzem Letten kunstvoll bemalen, ist ein paradiesisches Vergnügen, das der Gedanke an die daheim drohenden Prügel nicht zu verbittern vermag.

Bleibt zufällig die Gûp oder der Hut auf dem Bachufer liegen, so fällt darum allein „der Thurm nicht ein", der Kleine weiß ohnehin, wenn er etwa den Verlust unterwegs merkt, nicht sicher, ob er sie mitgenommen hatte, als er dem Großvater entlief. — Bleibt der halbe „Hosentoppert" auf des Nachbars Apfelbaum oder schauen die bloßen Knie neugierig durch Hose und Gatche heraus, so kann die kopfschüttelnde Mutter, wenn sie Abends nach Hause kommt, nur die stereotype Antwort erwarten: „Wahrlich Mutter, das war schon!" Denn der Junge kennt kein Imperfectum; zerrissene Hosen und Gatchen stehen unter allen Umständen im Plusquamperfectum. — Selbst die kunstgerechteste Inquisition würde nicht zur Genesis jener Schäden hinführen, eher noch das Resultat ergeben, daß die Anlage zu besagten Löchern schon im Hanf oder in der Schafwolle gelegen; es sei denn, es brächte ein treuloser Spielkamerad von des Nachbars Apfelbaum den Lappen, der in jenen Kreisausschnitt paßte.

Ueber das weitere decken wir wohlwollend einen Schleier und weisen nur auf die Lehre hin, die sich besonnene Mütter

daraus ziehen: ihre Kinder in Zukunft baarfuß, in Hemd und Gatchen und nur mit leichtem Strohhut ins Freie laufen zu lassen.

In der Regel sind die Spielplätze der kleinen Dorfjugend fest und der conservative Sinn des Bauern äußert sich schon bei dem kleinen Volk in einer zähen Beibehaltung derselben. Die Kinder einzelner Nachbarschaften oder Gassen scheiden sich unbewußt nach solchen Spielplätzen. Wenn sie sich ausnahmsweise aus verschiedenen Nachbarschaften zusammenfinden, „gewinnt der Spaß in der Regel bald ein Loch" und manches Auge, das ursprünglich eine andere Farbe hatte, wird blau, ja es kommt oft bis zu blutigen Nasen.

Nach überstandenen Faustkämpfen kreuzt der Sieger, an einen Baum oder eine Wand gelehnt, vergnügt die Hände über der Brust, während der Besiegte mit der Drohung: „Kam mer nor vuër Âset!"[1] heulend den Rückzug antritt. Aber, „wer den Schaden hat, hat auch den Spott", denn bald ertönt der vielstimmige Liedercanon:

Mâzkådder,
Hienendåder,
Wælt te mæt zer Mile fôren,
Hop hanjden af,
Tschâ Mäuszken,
Hoïde Læuszken!

Doch der Zorn ist bald vergessen, der Schmerz schnell ausgeweint, und wenn der Vater Abends nach dem blauen Flecken unter dem Auge fragt, so hat sich Honnesken sicherlich angestoßen, als er das Kalb füttern sollte, oder es ist ihm ein Span hingeflogen, als er Holz hackte, um damit gegen Abend das Feuer anzuzünden.

Wenn aber der weichmüthige Bube am nächsten Tag wieder mitspielen will, so muß er erst „um schönes Wetter"

---

[1] Komme mir nur vor Unseres! (unser Haus.)



bitten, denn einen Knaben, der gleich weinet (sich besîcht), wenn man „an ihn langt", braucht man nicht; litt der Betreffende aber unschuldig, so wird der Sieger, und sei er auch noch so gefürchtet, ausgeschlossen, und er kann gegen die einstimmige Erklärung: „Mit dir spielen wir nicht mehr," nichts weiter ausrichten.

Dem offenen Ausbruch der Feindseligkeit gehen in der Regel Neckereien voraus, die entweder an den Namen einzelner Spielgenossen haften, oder beiden Geschlechtern spottend nachgerufen werden. Z. B.:

Miërz, Stiërz,
Dreiw de Kålwer af de Urzen,
Dat se stattlich lîre f....n
Dreiw se af det Strî,
Dat se spranje wæ de Flî.

Misch, pisch
Pisch æn de Bâch
So dénjer Motter en geaden Dag
Moren æs dénj Numensdag.

Aenchen
Schauer det Fæntchen!
Schauer et schîn
More kit de Bréjem hîm.

Oder:

Ir Mêdcher, Katzebrêdcher,
Schlôd uewen aus,
Schlôd eángden aus,
Schlôd dem Deiwel æn det Haus.

Ir Gangen, schlôt de Bangen,
Schlôt de Bid,
Bæs der Deiwel hanjder ich kit.

Sæ̂t de rêklich Mêtcher stôn
Sæ̂t de rôtzig Gange gôn!
Ai æn de Klåen
Sîl em de Gangen bråen!
Hîsch weisz Hémmelbrît
Dît de réklige Mêdchern nît.
De Mêtcher liëgt em af fæderæ Bâter
De Gánge liegt em af sténeræn Trâpen.

Doch bald versöhnt ein Zufall die entfremdeten Gemüther wieder. Ein Hühnerhabicht umkreist des Nachbars Hof und ersieht sich ein Huhn oder ein Gänschen zum Opfer. Schnell wie die erschreckten Hühner stürmen die Kinder zusammen und empfangen den ungebetenen Gast mit lautem drohendem Gesang:

Hiënevogel drê dich erám,
Drê dich iwer de Grôwen,
Dat dich de Hånjd zeknôgen,
Ném mer nor ménj Guosker,
Ich wæl et ménjem Vôter sôn,
E wit dich wéder e Blôch schlôn,
E su lunk,
Wæ en Strunk.

Enttäuscht zieht der befiederte Räuber immer weitere Kreise und tritt endlich, durch Höfe, Gärten, über Zäune und Gräben verfolgt, den Rückzug in den nahen Wald an, vielleicht nicht ohne auf den Einen oder den Andern in dem kleinen Heer etwas fallen gelassen zu haben, was die Uebrigen zu homerischem Gelächter veranlaßt.

Vor langer Weile auf der Rückkehr zum Spielplatz schützt der mehr oder weniger sinnige Verkehr mit der Natur. — Sucht das geängstigte Marienkäferchen Schutz vor der Peitsche des wilden Buben, mit der der Blüthenstand der Weberkarde (Kårl) kunstvoll geköpft wird, so wirft er ihm den durchlöcherten Hut, in dem zwei Katzen keine Maus fangen könnten, mit den Worten nach:

Hærgodîszken
Flég æn Hémel,
Sô mer won der Vôter kit,
Sô mer won de Motter kit,
Sô mer won de Tirke kun,
Sô mer won de Tatt're kun,
Ich wæl dich æ̈ me Stæltche lôken,
Wæl der Mælch och Brîd æbrôken!

Der krächzenden Dohle antwortet er:

Tschûka
Marûka!
Flég af de Birebûm
Sæch won de Tirke kun
Mæt de lanke stangen
Der Kukuk hôt sich erhangen,
Der Bæsch bræ̂t der Bæsch bræ̂t,
Der Fuhs hôt sich de Schwånz verbræ̂t.

Den rufenden Kukuk fragt er:

Kukuk Kniëcht
Sô mer riëcht
Wæ vil Jôr
Liewen ich nôch?

Sagt er ihm zu wenig der Lebensjahre an, so macht er sich wohl keinen Kalender daraus, läßt aber doch vielleicht seinen Unmuth an der Schnecke aus, die er aufhebt und durch den Drohreim zwingen will, ihre Fühler hervorzustrecken:

Schnâkerhuérn
Râk den Huérn
Râk se alle væ̂r
Aem en Imer Bæ̂r
Wô te se nét wælt râken
Se schlôn ich dich weder en Stâken
Dât te se wirscht râken!

Dem armen Schneck zum Heil fällt vielleicht sanfter Regen vom Himmel. Der wilde Knabe läßt den Trotzkopf, der die Hörner nicht zeigen will, vor der Execution fallen,

zieht den Hut vom Kopf, spreizt die Beine, steckt die Hände in die Hosen und ruft:

Rên Rên af der Gass
Rên Rên mach mich nass!
Hîft blîsz, Hîft blîsz
Rên Rên mach mich grisz
Aem Hémel wunt e gûldig Mân
Dî{de Rén verdraiwe kån.

Doch wer wollte das muntere Treiben dieser kleinen Welt mit Feder und Tinte beschreiben. Da könnte höchstens der Photograph etwas Erkleckliches leisten! Ich lade den Leser darum nur noch ein, sich vorzustellen, mit welchem Appetit die gesunden kleinen Magen das Beâwendâmmes (die Jause) verzehren. — Gleich sind sie wieder auf der Gasse und gehen dem heimkehrenden Vieh entgegen, das sie Stück für Stück nach Namen und Eigenthümern mit wunderbarer Genauigkeit zu bestimmen wissen. Unterwegs können es die Muthigsten natürlich nicht unterlassen, aus sicherem Versteck dem brummenden Gemeindestier den breiten Hut entgegenzuwerfen und dem zornigen Thiere zuzurufen:

Bika, Bika bombolom,
Ném mich af de Hærner,
Schmeisz mich æn de Dærner!

Am Fallthor des Dorfes wird die heimkehrende Mutter erwartet und mit Fleiß untersucht, ob in dem Quersack nicht noch Ueberreste des Mittagmahls enthalten seien, die der spielmüde Bursche unter thatsächlicher Veranschaulichung des Spruches verzehrt: „E æszt dat em de Grímche schaipeln.“[1]

Nach genossenem Abendessen geht's in's Bett. Daß es nach einem so lebhaft zugebrachten Tage keines Schlafliedchens bedarf, ist selbstverständlich. Mit Mühe kommt noch das schöne Gebet über die Lippen:

---

[1] Er ißt, daß ihm die Brosamen vom Munde rollen.

Ä Gottesz nume schlôfe gôn,
Siwen ånjel met mer gôn!
Zwîn ze ménjen hîwden,
Zwîn ze ménje Sétjen,
Zwîn ze ménje Fészen,
Di în dî sål mech dâken,
Gott der Här sål mech geseangd afwâken.

3. In der Schule.

Mit Sehnsucht erwarten Vater und Mutter die Zeit, wo sie die oft allzu muntern Kleinen zur Schule schicken und auf einige Stunden „aus den Füßen bekommen" können. Selten wird dabei das schulpflichtige Alter von sechs Jahren abgewartet, oft schon im vierten geht das Kind mit älteren Geschwistern zur Schule um mindestens „folgen" und ruhig sitzen bleiben zu lernen.

Da lernt es auch zählen, ein kleines Gebet hersagen, hört ein schönes Märchen an, das der Herr Cantor den Kleinen erzählt, wenn sie sich gut aufgeführt haben, oder lernt einen Christ- oder Neujahrswunsch, dessen Hersagung bei Freunden und Verwandten Aepfel, Nüsse, Geld und andere gute Dinge einträgt.

Es bekömmt so einen Vorgeschmack von der schweren Arbeit des Lernens und lernt seinen Willen gemach dem des Lehrers fügen und die ungebundene Freiheit des Gassenlebens dem ernsten Aufenthalt zwischen den vier Schulwänden opfern.

Wie schwer dies dem Kind oft ankommt und wie instinctmäßig es diese bedeutsame Veränderung fühlt, sah ich an einem $4\frac{1}{2}$jährigen Bauernknaben, den der Herr Schulcommissär, ein freundlicher alter Herr, seines munteren aufgeweckten Wesens wegen, mit einer Handfibel beschenkte.

Der erste Eindruck, den das unerwartete Geschenk auf den Buben machte, war ein sehr entzückender, weil es in die Seitentasche seiner Gûp paßte, als wäre sie für das Buch

gemacht worden. Als aber der alte Herr an das dargereichte Geschenk eine Reihe guter Lehren knüpfte und den Knaben aufforderte, dem Herrn Cantor nun auch immer zu gehorchen, nicht nur wenn er wolle, da verdüsterte sich das Antlitz des Knaben, er faßte einen heroischen Entschluß, trat vor den Tisch der Prüfungscommission und warf das geschenkte Buch mit den Worten hin: „Nied ich ir Beách, iwendész dat ich ænjde folge sîl, wæl ich læver niche Beách!" [1]

Doch „der Verstand kommt mit den Jahren"; die rechte Methode des Lehrers führt den Widerstrebenden bald in's rechte Geleise, und sind die ersten Schulbücher ausgemustert, was um so leichter wird, wenn sie im Winter bei guter Bahn als kleine Schlitten benützt werden, sind die ersten Büchlein vollgekleckst, wobei Gesicht und Hände, Hemd und Hosen aufnehmen, was auf dem blanken Papier nicht Platz hatte, so ist das Schwerste überwunden und der Herr Schulmeister vollendet in der oberen Classe die Erziehung und bereichert den Geist mit allerlei nützlichen Kenntnissen.

Sein Lohn, der fast überall in Frucht, Brod und Präbenden besteht, ist bekanntlich in der Regel sauer verdient, denn die kleinen Freuden und die großen Leiden des Schulmeisters sind sich unter allen Völkern und Himmelsstrichen ziemlich gleich. Doch hat er hier überall ein ehrliches Auskommen.

Im Ganzen ist dafür gesorgt, daß das Bauernkind eine Bildung erhält, die für seinen Stand ausreicht und deren es sich gewiß den übrigen Landesgenossen gegenüber nicht zu schämen braucht.

Und wie leicht lernt es heutzutage! Denn reicht auch die Errichtung öffentlicher Volksschulen im Sachsenland in die

[1] Nehmt euch euer Buch! Ehedeß, daß ich immer gehorchen sollte, will ich lieber kein Buch!



vorreformatorische Zeit, wo das deutsche Mutterland selbst noch keine hatte, so blieb doch die innere und äußere Einrichtung derselben in vieler Beziehung bis auf die neuere Zeit herab sehr mangelhaft. An die Stelle der alten Blockhäuser, deren Fenster durch zubereitete Schafmagenhäute (Schlâemen) nur spärliches Licht in die „Camune", d. h. das große Schulzimmer einließen, das Schul- und Wohnzimmer, oft auch Küche zugleich war, sind überall helle, freundliche Schulgebäude getreten.

An die Stelle der alten Lehrmethode, bei der man vom kleinen und großen ABC an bis zu den Elementen der Geographie Alles auswendig lernen mußte und das Einmaleins vor- und rückwärts „vorgebetet" wurde, bei der man aus dem ABC-Buch mit den hölzernen Deckeln (Pappeln) und dem langgespornten Hahne in den Katechismus „kam", aus dem man in's Gesangbuch und später in's Testament „gethan" wurde; bei der nur das männliche Geschlecht schreiben lernte, das weibliche nicht, weil Schreiben eine für das weibliche Geschlecht gefährliche Kunst sei, da es ohnehin mit der Zunge genug habe, sind bessere Lehrmittel und Lehrmethoden getreten. Ich erinnere nur an die vor kaum zwei Jahrzehnten außer Gebrauch gekommenen gewichtigen Tafeln von Birnbaumholz, die mit einer Handhabe versehen waren, an der Name und Hausnummer des Schülers eingeschnitten waren, die am Feuer erwärmt, mit Wachs leicht überstrichen, mit dem Sækêzipfel glatt gerieben und dann mit Tinte beschrieben wurden. Waren beide Seiten vollgeschrieben, so kratzte man mit dem Taschenmesser (knærlwérger) oder mit Glasscherben die Schrift ab und bereitete die Platte auf's Neue zu. Dies schwerfällige Lehrmittel — deren ich zwei noch im Besitz habe — wurde an einer Schnur um den Hals gehängt und diente im Nothfall als gefährliche Waffe. An die Stelle der oft rohen Schulzucht,

bei der die Plâk (ein mit einer Handhabe versehenes, drei Schuh langes schmales Brett, das sich oben scheibenförmig erweiterte und durchbohrt war, damit es „das Fleisch besser anziehe"), nicht gespart wurde; bei der man, wenn die Frau Schulmeisterin keine Erbsen mehr hatte, auf ein dreiseitiges Holzscheit knieen mußte, wenn man etwas verübt hatte; bei der man, wenn man nur ein wenig zu spät kam, mit der mächtigen Peitsche „Preces" bekam, ist eine menschlichere Behandlungsart getreten.

Das Ansehen der Volksschullehrer, die durch die bleibende Anstellung nun nicht mehr auf die Gunst der Patricier angewiesen sind und nicht nothwendig des Hannen oder des alten Kirchenvaters Tochter heiraten müssen, um nicht nach vier Jahren brodlos zu werden, ist entschieden gestiegen und das Rasiren der Dorfsältesten nach der Sonntagsfrühkirche wird nirgends mehr mitverdungen, wie es bei der alten „Veralmeschung" der Schule der Fall war.

Aber wie leicht nun auch das Lernen und wie angenehm der Schulbesuch gemacht wird, die Zeit außer der Schule ist für das jugendliche Alter doch die weitaus angenehmere. Welche Freude im Gesicht der wißbegierigen Jugend, wenn die letzte Schulstunde schlägt und der Lehrer das Latein gibt! Bald sind die todten Gassen belebt und die Jugend ergötzt sich an den verschiedenen Spielen, die mit den Jahreszeiten regelmäßig alljährlich wiederkehren.

In den December fallen nebst Schlittenfahrt und Eislauf die Vorbereitungen zur Feier des Christfestes. In der Frühkirche desselben singen nämlich Knaben und Mädchen unter großen, mit Sinngrün umwundenen und mit zahlreichen Wachslichtern besteckten Kronleuchtern zu Gruppen vereinigt, das „Quem pastores laudavere" als letzte Erinnerung an die Zeit, wo unsere Bauernknaben in den Volksschulen noch mit Latein gequält wurden.

Welchen Festtag gibt's da, wenn der Herr Pfarrer erlaubt hat, zur Sammlung des Wintergrüns in den weiten Wald zu reiten und der Herr Lehrer, der auf einem stattlichen Gaule voranreitet, die Schule „geschenkt" hat. Im Nu verwandelt sich die Knabenclasse im ein munteres Reiterregiment, statt der Lanze den Besen in der Hand zum Wegkehren des Schnees, statt der Patrontasche das hölzerne Fläschchen an der Seite.

In sausendem Galopp wird hin- und zurückgejagt, wer unterwegs in den Schnee fällt, mag zusehen, wie er die eilenden Kameraden einholt, denn es wäre keine geringe Schande, bei dem dreimaligen Umreiten der Kirche und des Pfarrhofes zu fehlen und nicht miteinzustimmen in das begeisterte Vivat auf den in der Gassenthüre stehenden Herrn Pfarrer, der umsonst zur Umsicht und Besonnenheit mahnt.

Mitten in die Schulzeit des Winters fällt das Blasius-Fest (Blâsi). Einen Tag vorher gehen die Knaben, von einem Lehrer begleitet, von Haus zu Haus ansingen und erhalten dafür in die bereit gehaltenen Töpfe und Säcke Schmalz, Speck, Eier und Schweinefleisch aus jedem Hause. Zwei mit Tanz und Jubel zugebrachte Tage und Nächte reichen kaum hin, um die ungeheuren Vorräthe zu verzehren, die die Frau Schulmeisterin zurichten muß. Im Zuge der Ansingenden befinden sich außer zwei als Mädchen verkleideten Knaben noch zwei stehende Figuren (Verstålten). Ein als Zigeuner verkleideter Knabe bringt Besen, ein als Soldat verkleideter einen Bund Gänsefedern, welche beide der Pfarrer nach langem Herumhandeln zu theuern Preisen kaufen muß. Eine kaum mehr zu enträthselnde mythologische Beziehung scheint dieser Mummerei zu Grunde zu liegen.

An den langen Winterabenden wird zunächst die Lection gegen den nächsten Tag beim Feuerschein des mächtigen Luther-Ofens gelernt. Dann versammeln sich Knaben oder

Mädchen — letztere mit Rocken und Spindel — hier oder dort zu kurzweiliger Unterhaltung. Märchen-Erzählungen und Räthselfragen vertreiben die Zeit.

Ich führe von letzteren hier einige an, die ich in Schuster's schönem Buche nicht gefunden habe.

Et drækt Bleât
Et drît Bleât
En æs dénnig net Bleât,
Wat æs dåt. — Der Sattel.

Hélzeræ Beoch
Lénjæ Bâl
Eisere Molj,
Wat æs dåt. — Die Truhe.

Et kûm e Mûn aüs Pæk
E hat e Klîd aus tausend Stæk
E knêcheræ Gesicht
E flîscheræ Gebârt
Vuër wæ e kåm
Än de Mættelt wæ e Låm
Hånjde wæ en Sæchel
Rôd me læwer Mæchel? — Der Hahn.

Et fluge wær Héltnergoâs
Iwer Borgerduer
Se wickelten se wáckelten
Se brôchten allemôl æst mæt erfuer. — Die Egge.

Vær Góngánen (Füße)
Vær Hongánen (Zitzen)
Zwê Weisewêg (Augen)
Zwê Wiêrdehanjd (Hörner)
Int schmækt de Mæk (Schwanz). — Die Kuh.

Vær Gigállen (Räder)
Zwo Schimschállen (Leitern)
E Schurzbonjdel draf (Heutaue). — Der Wagen.

Ich géng æn Bæsch erámer
Ich fûnd e klî Gezámmer
Et war wæ me klî Fánjer
Et gåw mer zwîn Triëg
Och zwîn Dil
Och en Bêcher met em Stil. Die Eichel.

Eiseræn Nâgelchen
Lénjæn Zâgelchen. Die Nähnadel.

Iwen dês dat der Voter gebuëre wid
Sætzt der Sån afem Dåg en låtzt. Feuer und Rauch.

Wélt æs des Pleág se lêtzt Lôch?
Det Rûchlôch.

Ziemlich weit verbreitet sind auch die nachstehenden den siebenbürgisch-sächsischen Volksdichtungen entnommenen Räthsel:

Et sén zwîn Stimpel
Af de Stimpeln æs e Légeln
Af dem Légeln æs en Dæsch
A dem Dæsch æs en Stép
Af der Step æs en Kugel
Af der Kugel æs e Bæsch
Zá' Jäger jôgen æn desem Bæsch
En kénen nét en Hôse fên.
Der menschliche Leib und seine Theile.

Et æs en klîn Dir, awer de gânz Werlt
Kån derdurch gôn.
Das Auge.

Ed æs en schwarz Kâ
Dæ mêlkt det ganz Lânt
Wém æs dæ bekånt?
Die Erde.

Ist æs et e Kipel
Ist æs et e Brîd
Awer nôch Nemest
Hôd et gekîrt.
Der Mond.

Af dem Birebûm ône Blædder
Hocht e Vuëgel ohne Fædder
Kid en Jangfer ohne Mél
Fræsst de Vuëgel ohne Fædder
Vun dem Birebum ohne Blædder.

Schnee und Sonne.

Et æs e fél uch garstig Ôs
Et hôt det Kûlter un der Nôs.

Das Schwein.

Wæ kit de Flî af den Thurn?

Schwarz.

Wæ dîft em de Kainjt?

Lebendig.

Wat gît iwer de Verstånd?

Die Laus.

Der eintretende Frühling (Ausdâg) lockt Knaben und Mädchen in's Freie hinaus. Knaben ergötzen sich am Ballspiel, Mädchen an Reigen- und anderen Spielen.

So sehr die Eltern auch eilen, ihre Kinder frühe zur Schule zu schicken, so lästig wird ihnen der strenge Schulzwang, sobald sie dieselben „in der Wirtschaft" verwenden können. In der schulfreien Zeit werden die Kinder in die Arbeiten des bäuerlichen Lebensberufes eingeweiht.

Haben die Mädchen das 14., die Knaben das 15. Jahr erfüllt, so sind sie der Schule entwachsen. Die Mädchen treten in die Schwesterschaft, die Knaben in die Bruderschaft ein. Die Kirche nimmt durch die Confirmation beide Geschlechter als selbstständige Mitglieder in ihre Mitte auf und Knaben und Mädchen ziehen an jenem feierlichen Tage nach dem weitverbreiteten Spruch „die Kinderschuhe aus".

IV.

Die Bruderschaft.

Altkniëcht
Hâlt Riëcht
Tritt schliëcht!
Wahlspruch des Altknechts.

Die sächsische Bruderschaft ist eine uralte, ihrem Wesen nach kirchliche Einrichtung, und vereinigt, wie schon der Name sagt, alle confirmirten Burschen („Knechte") bis zur Verheiratung zu einem Bruderbund mit genau begrenzter selbstständiger Gerichtsbarkeit unter freigewählten Beamten, die das gesammte Leben der Brüder außer dem Hause beaufsichtigen und entweder nach althergebrachtem Gewohnheitsrecht, oder nach bestimmt formulirten Gesetzen (Bruderschafts-Artikeln) an festgesetzten Gerichtstagen („Zugang") Streite schlichten, Recht sprechen und strafen.

1. Der Eintritt in die Bruderschaft.

Jeder confirmirte sächsische Bursche muß in die Bruderschaft eintreten. Die vollzogene Confirmation verleiht ihm dazu das Recht. Die Aufnahme in den Bruderbund geschieht durch einen feierlichen Act, dem bald eine Anzahl althergebrachter lustiger Bräuche und Possen folgt.

Acht Tage nach Quasi modo geniti „schreit" der Altknecht vor der Kirchenthüre in Gegenwart der versammelten Bruderschaft „den Zugang aus" und läßt die neu confir-

mirten „Jungen" dazu einladen. Diese erscheinen vom „Wortknecht" oder „Gelassenaltknecht" geführt, vor der versammelten Bruderschaft und werden mit folgenden Worten von demselben eingeführt: „Ursach habe ich, Gott zu danken für das Leben dieser jungen Brüder, die von ihren Eltern christlich erzogen sind und heute acht Tage von unserm Wohlehrwürdigen Herrn Vater confirmirt und zu der evangelischen Kirche aufgenommen worden sind. Da halten diese jungen Brüder durch mich bittlich an, wir sollten sie in unsre Bruderschaft zu Brüdern aufnehmen. Da wollen wir ihnen ihre Bitte nicht abschlagen, sondern wollen sie gerne zu Brüdern aufnehmen und ihnen immer mit einem guten Beispiel vorgehen; ich wünsche aber, daß keiner von diesen jungen Brüdern es wagen werde, sich gegen unsre Artikel zu empören, sondern friedlich leben und den Frieden lieben werde.

Der Himmel walte über euch und begleite euch auf allen euren Wegen. Amen."

Hierauf antwortet der „Altknecht": „Wir hören alle miteinander, ihr lieben Brüder, daß dieser mein Amtsbruder im Namen dieser jungen Christen mit Bitten anhält; weil sie nun durch das heilige Abendmahl in unsre christ-evangelische Kirche gereiht worden sind, so denken sie nun auch, sie könnten ihr Leben so einsam und allein nicht fortsetzen und bitten also alle guten Brüder, sie auch in unsre ehrliche Bruderschaft anzunehmen. Sie versprechen aber auch Bruderschaftsgerechtigkeit zu halten und jeden guten Bruder zu ehren und zu achten. Wenn sie dies ihr Versprechen halten und sich fromm und sittlich vertragen, so wollen wir sie auch annehmen. Wir wünschen ihnen Frieden und Gesundheit, Gott erhalte sie, damit sie lange leben!"

An Aufnahmsgebühren muß jeder neue Bruder ein halbes Brot und eine Kerze entrichten. Das Brod wird abgefordert, wenn bei öffentlichen Schmausen nicht Brod

genug da ist, daß Alle essen; die Kerzen leuchten bei öffentlichen Tänzen.

Nach diesem feierlichen Aufnahmsact ruft der Altknecht: „Seid lustig, ihr Brüder!" Hierauf gehen so viele von den im letzten Jahre eingetretenen Brüdern hinaus, als neue eingetreten sind und bringen an Seilen befestigte mächtige Steine, alte Kittel, Roßdecken, Besen, Ofenwische, Geschirrstücke herein, die den jungen Brüdern übergeworfen und an den Hals gehängt werden, bis sie namentlich von der Last der Steine zu Boden gezogen werden. Dagegen hilft kein Widerstreben, selbst keine Thränen. Jeder neu Aufgenommene muß sich dem alten, unmittelbar nach der feierlichen Aufnahme etwas seltsam aussehenden Brauch fügen, dessen sinnbildliche Bedeutung wohl darin zu suchen ist, daß sich der neue Bruder in unwandelbarem Gehorsam in die Pflichten und Lasten des neuen Lebenskreises solle fügen lernen.

Darauf deutet auch die unmittelbar darauf folgende Anfrage des Altknechts an die jungen Brüder: „Wollt ihr Bruderschaftsgerechtigkeit halten?" — Während hierauf die schüchternen Jungen ein einstimmiges „Ja" rufen, schreien die Aeltern laut: „Nein, Nein!" Indem nun der Altknecht sich stellt, als höre er nur die Rufe: Nein, nein! nimmt er sein ganzes Amtsansehen zu Hilfe, schlägt mit dem Zeichen seiner richterlichen Würde, einem hölzernen Teller, auf den Tisch und spricht mit finsterer Miene: „Was werden diese Jungen nach etlichen Jahren erst thun, wenn sie jetzt schon keine Bruderschaftsgerechtigkeit halten wollen!" und ertheilt dem „Schaffner" den gemessenen Befehl, die Aufrührer — hinauszuwerfen. Während dieser den Auftrag an einigen wirklich vollzieht, nimmt der Altknecht eine freundlichere Miene an und spricht: „Nun ich hörte ja, daß auch etliche „Ja" sagten, kommt her, legt jeder einen Groschen Strafe nieder und hört die Bruderschaftsgesetze an, nach denen ihr euch in Zukunft halten sollt."

Der erlegte Groschen wird dem Gewohnheitsrecht nach in die erste Strafe, in die der neu Aufgenommene verfällt, mit eingerechnet. Doch ist er der Bruderschaftslade schon im Vorhinein unrettbar verfallen, denn nach der ersten Sonntagsfrühkirche spricht der Altknecht unfehlbar zu den neuen Brüdern: „Ihr Jungen, ihr seid zu spät aufgestanden, der Groschen ist eingestrickt.“

Von nun an sind die Eingetretenen vollberechtigte und gleichverpflichtete Brüder.

2. Die Amtsknechte.

Für Zucht und Ordnung in der Bruderschaft sorgen *sieben*, aus freier Wahl der Brüder hervorgehende Amtsknechte: Der Altknecht, der Gelassenaltknecht, zwei Unteraltknechte, zwei Kellner und ein Schaffner.

Der *Altknecht* ist das Haupt der Bruderschaft; er führt bei allen Versammlungen den Vorsitz, bewahrt die Bruderschaftsartikel und spricht nach diesen und nach dem Gewohnheitsrecht auf dem Zugang im Einvernehmen mit den anderen Amtsknechten und der versammelten Bruderschaft Recht; unterliegt aber, bei erwiesener Uebertretung der Bruderschaftsartikel doppelter Strafe und kann bei erwiesener Untüchtigkeit von der Bruderschaft seines Amtes entsetzt werden.

Der *Gelassenaltknecht* oder Wortknecht ist in Verhinderungsfällen der gesetzliche Stellvertreter des Altknechts; er ist der Schatzmeister der Bruderschaft und sorgt auf den „Irtenbeutel“; er „freit den Tanz“ beim Wohlehrwürdigen Herrn und führt der Bruderschaft die jährlich neu eintretenden Mitglieder zu.

Die zwei *Unteraltknechte* haben in und außer der Kirche die Aufsicht über zwei ihnen zugewiesene Abtheilungen der Bruderschaft zu führen und die Schuldigen beim Zugang anzuklagen. Der ältere Unteraltknecht hat dazu den Tanz beim Hannen zu „freien“.

Die beiden Kellner bestellen die Tanzstube, credenzen bei der „Wirthschaft" die Becher und tragen die Schüsseln auf.

Der Schaffner beaufsichtigt die dritte Spinnstube (Schulmädchen) und wacht, daß sie von keinen Knechten besucht werde; er besorgt in der Regel auch den Schreiberdienst und muß unweigerlich von Michaeli bis Georgi und von Georgi bis Michaeli die „Fälpesbig" machen, d. h. alle Gänge in Bruderschaftsangelegenheiten willig thun, die ihm der Altknecht aufträgt.

Alle Beamten gehen aus der freien Wahl der Bruderschaft hervor, die aber billigen Wünschen des Altknechts bei Besetzung der unteren Stellen gerne Rechnung trägt mit der Einschränkung, daß er seine Amtsgehilfen sich so auswähle, daß aus jeder Nachbarschaft mindestens Einer zum Amtsknecht bestellt werde — der leichteren Beaufsichtigung der Brüder wegen.

Zur Würde des Altknechts werden stets die sieben ältesten Brüder candidirt. Wenn sie abtreten, gibt ihnen der Schatzmeister aus dem Irtenbeutel Geld auf eine Maß Wein, die im nächsten — Wirthshaus getrunken wird.

Nach vollendeter Abstimmung gehen die beiden jüngsten Brüder und laden die Candidaten ein, in die Versammlung zu kommen und den Austrag der Wahl zu vernehmen. Zweimal wird die Deputation gleichgiltig abgewiesen; kommen die beiden Abgesandten zum drittenmal, so werden ihnen zwei gefüllte Gläser gereicht, mit der Aufforderung: „Grüßet den Altknecht!" Hierauf stellen sich die beiden Gesandten an die Seite des Neuerwählten und trinken ihm mit den Worten zu: „Helf' Gott, Altknecht!"

Nach dieser originellen, altgermanischen Anknüpfung des diplomatischen Verkehrs mit dem neuen Altknecht begeben sich die sieben Candidaten in die Wahlversammlung zurück.

Der älteste der Candidaten spricht beim Eintritt: „Gott gebe euch einen guten Tag, ihr Brüder, ihr habt uns hinausgeschickt und hereinverlangt, was wollt ihr mit uns?"

Der älteste, den Vorsitz führende Bruder antwortet darauf: „Wir wollen euch nur dies sagen: ihr andern könnt euch setzen, du Misch, etc. komm, sei unser Altknecht."

Hierauf tritt der neue Altknecht vor und spricht bescheiden: „Greift weiter ihr Brüder" (d. h. wählt euch einen Tüchtigern). „Es ist schon gegriffen," antwortet die Bruderschaft.

„Ist's auch euer Aller guter Wille gewesen, daß ihr mich in dies gebracht habt?"

„Es ist unser Wille gewesen."

„Soll's auch dabei bleiben?"

„Es soll dabei bleibeu!"

„Kann's auch dabei bleiben?"

„Es kann auch dabei bleiben."

„Nun, so gebe Gott, daß ich Keinem Unrecht thue!"

„Gott gebe es!"

Hierauf reicht der stellvertretende Vorsitzer dem Neugewählten die Rechte und stellt ihn der Bruderschaft vor mit den Worten: „Sehet hier, ihr Brüder, dies ist der Knecht, den ihr euch zum Altknecht erwählt habt auf's künftige Jahr; über Feld und Hattert wird er verpflichtet sein zu reisen in Bruderschaftsgeschäften, Zugang wird er halten, auf die Mägde wird er sorgen, auch einen guten Bruder auf sein Gewissen strafen. Wird er aber seinem Amte Verzug thun, so wollen wir ihn „zweifältig besuchen" [1]."

Hierauf nimmt der Altknecht seinen Ehrensitz ein und leitet die Wahl der übrigen Amtsknechte. Fallen die Stimmen nicht nach seinem Wunsch, so ruft er: „Stimmt besser." Die Erwählten führt er in ihr Amt ein mit der obigen, nur mit

---

[1] Doppelt strafen.

Bezug auf die speciellen Amtspflichten jedes Einzelnen etwas modificirten Ansprache. Bei der Einführung des Gelassenaltknechtes spricht er: „Sehet hier ꝛc. dies ist der Knecht, den ihr euch zum Gelassenaltknecht gewählt habt, über Feld und Hattert wird er reisen ꝛc., Zugang halten und helfen halten, wenn ich nicht bei Wege bin, auf den Beutel sorgen, den Tanz freien und einen guten Bruder auf sein Gewissen verklagen."

Nach vollzogener Wahl werden die Bruderschaftsgesetze verlesen und der Altknecht und die Amtsknechte legen zwei Finger auf das Gesetzbuch, wobei der Altknecht spricht: „Nach diesen Gesetzen wollen wir unsern Wandel einrichten und die Ungehorsamen bestrafen."

Außer diesen sieben Amtsknechten hat die Bruderschaft noch zwei, von der Kirchenbehörde alljährlich bestellte Beamte, die beiden Knechtväter, welche entstehende Streitigkeiten zwischen Amtsknechten und Bruderschaft zu schlichten haben und als zweite Instanz gelten bei Berufungen gegen ungerechte Erkenntnisse der Amtsknechte und der Bruderschaft.

3. Der Zugang.

Zur Schlichtung entstandener Streitigkeiten und zur Bestrafung vorgekommener Uebertretungen der Bruderschaftsgesetze tritt die Bruderschaft unter dem Vorsitz des Altknechtes jeden zweiten oder dritten Sonntag zusammen.

Diese Verhandlung heißt: Der Zugang.

Nach der Predigt „schreit" der Altknecht vor der versammelten Bruderschaft den Zugang mit den Worten aus: „Zum Zugang, ihr Brüder! Kommt zusammen, haltet euch nicht lange auf, keine Entschuldigung wird gelten. Ihr könnt in Gottes Namen gehen!"

Gleich nach dem Mittagessen sammeln sich die Brüder vor der Kirche. Sobald sieben Brüder da sind und ein Amts-

knecht unter ihnen ist, dürfen sie zum Zugang gehen, eher nicht. Zu spät oder gar nicht Erscheinende werden verzeichnet und streng bestraft.

Ist die Bruderschaft zum ernsten Werk versammelt und hat sie sich dem Altersrang nach rings im Zimmer gesetzt, so nimmt der Altknecht den Ehrensitz am Fenster vor dem Tisch ein, in der Hand einen runden hölzernen Teller, als Zeichen seiner richterlichen Würde, mit dem er bei Verkündigung des Urtheils, oder um die gestörte Ruhe herzustellen, auf den Tisch schlägt. Neben ihm sitzen der Gelassenaltknecht und der Schreiber, um etwaige Strafen zu verzeichnen. Ihnen gegenüber die beiden Unteraltknechte. Die beiden Kellner, deren Amt in keiner Beziehung zum ernsten Geschäfte der Richter steht, sitzen in ihrem Rang unter den Brüdern.

Bei der Eröffnung der Gerichtsverhandlung erhebt sich der Altknecht von seinem Sitz, klopft mit dem Teller auf den Tisch und ruft: „Zum erstenmale, ihr guten Brüder, wenn Einer hier ist, der sich sträflich denkt, der verklage sich selbst, so wird er mit dem halben Theil zukommen. Weiß aber irgend ein guter Bruder etwas von einem Andern anzugeben, der gebe es jetzt an und schweige nach diesem stille. Die Strafe wird euch immer folgen, ihr lieben Brüder!“

Nach kurzen Pausen wird diese Anrede noch zweimal wiederholt, wobei sich auch die beiden Unteraltknechte von ihren Sitzen erheben.

Klagt sich — wie ja das in der Regel der Fall ist — Niemand selbst an, so spricht der Altnecht: „Tretet vor, ihr Amtsknechte!“

Darauf stellen sich der Gelassenaltknecht, die beiden Unteraltknechte und der Schaffner vor den Tisch und klagen, Jeder aus der ihm unterstehenden Abtheilung der Bruderschaft, die Schuldigen an. Der anklagende Amtsknecht hat seine

Aussagen durch keine Zeugen zu beweisen. Klagt aber ein gewöhnlicher Bruder, so muß er mit sieben Zeugen beweisen.

Die Angeklagten müssen abtreten. Der Altknecht legt hierauf der Bruderschaft das Vergehen vor und fragt: „Auf was sollen wir sie strafen?"

Ist der Geklagte schuldig, entweder am Sonntag lange vor der Kirchenthüre gestanden und einen Andern „weitläuftig um die Gesundheit gefragt zu haben"; oder hat ihn der Amtsknecht überwiesen, in der Kirche gepoltert, gegähnt, Sträuße gebunden, geschlafen, oder andere unanständige Dinge getrieben zu haben, ist er vielleicht mit Messer und Scheide im Gürtel vor den Altar getreten; ist er mit „Blêchen" um die Fersen an den Stiefeln in die Kirche gegangen, hat er dem Fremden in der Kirche seinen Platz nicht willig eingeräumt; Kirche oder Kinderlehre versäumt; hat er sich irgendwo unanständiger Schimpfworte gegen einen Bruder bedient; am Bußtag und in den Fasten rothe Bänder um den Hut getragen, oder auf der Gasse gepfiffen; hat er in der Nacht „an der Wand gelaustert, um etwas zu erschnappen und dann ein Gespräch daraus im Dorfe zu machen"; hat er von einem Fenster „Fleisch, Milch u. dgl. hinweggemauset"; ist er als Gassenkriecher in später Nacht ertappt worden; hat er bei der Wirthschaft unanständig gegessen, beim Zugang, nachdem das Stillschweigen auferlegt worden, gesprochen, beim Tanz das ihm zugeführte Mädchen verschmäht, in der Gespiel- und Spinnstube zur Unzeit geraucht, oder hat er einem Mädchen gegenüber einen „Fehlgriff" gethan, der die Ehrbarkeit beleidigt; ist er im Wirthshaus gewesen oder hat er gar Karten gespielt ꝛc. — so bestimmen die Bruderschaftsartikel die Strafe. Ist für einen bestimmten Fall im Gesetze nicht vorgesehen, so straft das Geschwornengericht nach eigenem Ermessen, darf aber nicht über 10 kr. erkennen.

Ist das Urtheil festgestellt, so werden die Angeklagten hereingerufen. Einer derselben spricht beim Eintritt: „Gott gebe euch einen guten Tag, ihr Brüder; ihr habt uns hinausgeschickt und hereingerufen, was wollt ihr mit uns?" Darauf entgegnet der Altknecht: „Wir wollen es euch sagen, wir wissen nicht, wie es euch auf den Willen wird kommen, kommt hervor und „richtet" die Strafe."

„Für was sollen wir richten?"

„Für das, was ihr verschuldet habt!"

Der Straffällige tritt hierauf vor den Tisch. Der Altknecht klopft mit dem hölzernen Teller auf den Tisch und ruft ihm zu: „Zum erstenmal: „richte!" zum zweitenmal: „richte", zum drittenmal: „richte", oder nimm es fürder, oder laß zurückverklagen."

Ist der Verurtheilte mit dem Spruch zufrieden, so „richtet" er die Strafe. Ist er nicht zufrieden und wendet leere Entschuldigungen vor, so tritt er wieder ab, wird vom Amtsknecht zum zweitenmal geklagt und zur doppelten Strafe verurtheilt. Ist er auch nun nicht zufrieden, so kann er Berufung einlegen und die Sache zur Entscheidung vor die beiden Knechtväter bringen. Als letzte Instanz endlich gilt das Pfarramt. Geht die Berufung bis dahin, so muß der Kläger zuerst einen Zwölfer an die Bruderlade entrichten und wird vom Gelassenaltknecht auf den Pfarrhof geleitet. Ist er schuldig, so zahlt er die dreifache Strafe und verliert den Zwölfer dazu, ist er unschuldig, so wird der Spruch der Bruderschaft cassirt.

Kann ein Amtsknecht der Parteilichkeit oder irgend einer Uebertretung angeklagt werden, so zahlt er die doppelte Strafe, verliert unter Umständen selbst das Amt.

Am Schlusse der Sitzung sagt der Altknecht: „Nun, ihr Brüder, nach diesem wird das Stillschweigen auferlegt werden, sagt es von mir, sagt es auch von meinen Amts-

knechten, wir sind den Gesetzen auch unterworfen, wie ihr, sagt's, wenn ihr etwas von uns wisset." — Klagt kein Bruder über die Amtsknechte, so schließt der Altknecht die Sitzung mit den Worten: „Ich glaube, was wir zu richten hätten gehabt, hätten wir mit meinem Wissen und Willen so weit gerichtet. Habt ihr Einer irgend Lust zu gehen, dem soll es von Rechtswegen zugelassen werden, ihr könnt in Gottes Namen gehen!"

Wird der Zugang an einem Sonntag gehalten, so geht die Bruderschaft ohne bestimmte Ordnung auseinander. Fällt der Zugang auf einen hohen Festtag, so geht der Altknecht voran und die Bruderschaft folgt ihm unter dem Vesper-geläute in Reih und Glied bis an die Kirchenthür.

4. Der Versöhnabend.

Am Freitag Abends, der der jeweiligen Feier des heiligen Abendmahls vorausgeht, läßt der Altknecht die Bruderschaft zu einem Zugang versammeln, der mit Bezug auf seine besondere Bestimmung der „Versöhnabend" heißt.

Freitag Morgens erscheint der Altknecht im Kirchenkleid beim Pfarrer und fragt: ob der beabsichtigten Feier des Abendmahls durch die Bruderschaft nichts im Wege stehe und bittet im Namen der Bruderschaft um Vergebung für etwaige Fehltritte oder Beleidigungen. Abends laden die drei Jüngsten die Bruderschaft zum Versöhnabend, bei Strafe eines „guten Zwölfers". Die Bruderschaft sammelt sich im Kirchenkleid vor der Kirche und begibt sich von da in ein Bürgerhaus. — Unter den oben beschriebenen Feierlichkeiten und Förmlichkeiten wird erst Zugang gehalten und werden alle schwebenden Streitigkeiten geschlichtet und Uebertretungen bestraft.

Darauf erhebt sich der Altknecht und fragt: „Seid' ihr geschickt zur Versöhnung?"

Die Bruderschaft antwortet: „Ja!"

„So gebt euch ein wenig in die Ruhe!“

Nach einer kurzen Pause erheben sich die Amtsknechte von ihren Sitzen und der Altknecht hält folgende Ansprache:

„Ursach haben wir, Gott zu danken für die große Güt' und Barmherzigkeit, die er uns erzeigt hat bis auf diesen heutigen Tag. Ferner aber wollen wir auch bei dem lieben Gott anhalten, daß er uns Alle miteinander wolle erhalten und wolle uns schwachen Menschen nur so viel auferlegen, was uns zu diesem zeitlichen Leben nützlich, zum ewigen aber auch selig sein möge. — Da wissen wir, daß eine Zeit vergeht, die andere herbeikommt.

Da vernahm ich auch am vergangenen Sonntag von unserm Wohlehrwürdigen Herrn Vater, daß er auf der Kanzel das heilige Abendmahl (den heiligen Beichtstuhl) eröffnete. Da ging ich heute zu ihm und fragte ihn, ob diese heilige Handlung nicht auch mit unserer Bruderschaft könnte geschehen? Da sagte er, seinetwegen könne es geschehen, wenn nicht unter der Bruderschaft Zwietracht und Aergerniß wäre.

Nun will ich euch von meiner eigenen Person herzlich um Verzeihung bitten, ihr lieben Brüder, beide, Aelteste sowohl als Jüngste.

Wenn es ferner gewesen wäre, daß ich gegen einen guten Bruder wär' ausgefahren mit Worten oder sogar mit Werken, so soll es der gute Bruder nicht aufgemessen haben, als sei es aus Hochmuth oder aus Vorsatz, sondern nur aus menschlicher Schwachheit geschehen. Denn der Mensch ist schwach und thut oftmals das, was ihn hernach auch reuen kann; aber er kann es nicht wieder wenden. — Wenn aber ein guter Bruder hier ist, welcher denkt, er könne so schlechterdings nicht verzeihen, so sei der gute Bruder herzlich darum gebeten und gebe sich mir zu erkennen, so will ich sehen, wie ich mit einem jeden guten Bruder mich verstehen kann, bis zur gehörigen Zeit, ihr lieben Brüder. Amen.“

Darauf antwortet die Bruderschaft: „Du hast nichts gesündigt.“

Nun hält auch jeder andere Amtsknecht den letzten Theil der obigen Ansprache und der Altknecht antwortet jedem derselben, wenn er geendet hat: „Du hast nichts gesündigt!“

Hierauf geht die Bruderschaft auseinander und an den vier folgenden Sonntagen empfangen die Einzelnen, jeder an seine Nachbarschaft sich anschließend, das heilige Abendmahl.

5. Lustbarkeiten und gemeinschaftliche Leistungen der Bruderschaft.

„Wenn ein Bruder heiratet,“ schreiben die Artikel vor, „so soll er einen höflichen Abschied von der Bruderschaft nehmen und dabei Folgendes an sie zu entrichten haben: $^1/_3$ Brod, eine Kolatsche und eine Handgleich, einen Rindsbraten und zwei Keepe (Kannen) Bier. Die Braut soll geben eine Schüssel Kraut, eine Kerze, eine Kolatsche, eine Handgleich und zwei Keepe Bier.“

Die Zeit hat diese Gaben mannigfaltig geschmälert, und wenn nicht eben mehrere Hochzeiten stattfinden, müssen die Kellner, wenn sich das Volk zu lagern beginnt, im Hinblick auf die knappen Gaben oft bekümmert ausrufen: „Was ist das unter so Viele!“

Nach altem Herkommen aber wird bald in origineller Weise Rath geschafft. Der von dem Bräutigam gegebene Rindsbraten wird in so viel kleine Stücklein zerlegt, als Mägde in der Schwesterschaft sind.

Jeder Magd wird ein solcher Fleischzipfel zugeschickt mit dem Auftrag, darüber ein „Brodelâwend“ zu machen. Die Ehre des Hauses erfordert es nun, zu dem überschickten Fleisch noch das Fünfzigfache zuzulegen und den Erwartungen der Bruderschaft zu entsprechen. Zur bestimmten Zeit kommen die Schüsseln und Dreifüße aus allen Gassen des Dorfes

in einem Hause zusammen und ihr Inhalt wird von den zwei Kellnern zu einem Hauptgericht zusammengegossen, welches sofort aufgetischt wird. — Die Bruderschaft nimmt am langen Tisch Platz; die jüngsten bekommen in der Regel hinter der Thüre auf einem umgekehrten Bottig zu essen.

Lose Brüder sorgen dafür, daß dieses hölzerne Gefäß „erlêcht" ist und unter der Last der Schüssel womöglich zusammenfällt.

Bei einem derartigen Unglück hat der Schaffner Hilfe zu schaffen, der auch bei der Uebernahme seines Amtes die Verpflichtung eingeht: „Det Bittche' bângden, Zêpche' reiwen; de Fälpesbîg machen", d. h. das Büttchen zu binden, den Zapfen einzureiben und nach allen Richtungen hinzugehen, wohin der Altknecht ihn schickt.

Hat sich die Gesellschaft gesetzt, so gibt der Altknecht den Tisch frei, mit den Worten: „Nun ihr Brüder, was ihr vor euch habt, das haltet vor euch und treibt nicht Gespötte damit; ihr könnt in Gottes Namen essen."

Dieses gemeinschaftliche Essen heißt „die Wirthschaft".

Zu den gewöhnlichen Lustbarkeiten der Bruderschaft gehört ferner der Tanz. Früher fand er alle Sonntag nach der Vesper, oft auch im Wirthshause, statt; die strengere Kirchenzucht gestattet ihn nur viermal des Jahres und schränkt ihn auf unbescholtene Bürgerhäuser ein.

Es wird am zweiten Christtag, Ostertag, Pfingsttag und am Johannistag getanzt. Am Johannistag bestellen die Mägde, an den übrigen Tagen die Knechte die Geiger.

Schuldigkeit des Wortknechtes ist es, den Tanz beim Pfarrer zu „freien". Er spricht dabei, von einem Bruder begleitet, folgende Worte: „Nach alter Gewohnheit und Sitte erscheinen wir im Namen unserer Mitbrüder vor dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater mit der Bitte, der Herr Vater wolle uns die von altersher für die Jugend in diesen Fest-

tagen bestandenen Freudenstunden auch diese Tage nicht entziehen und uns erlauben, an einem ergötzlichen Tanz uns in erlaubter Weise zu freuen. Wir versprechen, ordentlich, einträchtig und ehrbar zu sein und Alles zu meiden, was Sitte und Anstand verletzen könnte und uns so aufzuführen, daß sich Gott und alle guten Menschen über uns freuen werden."

Für die Herberge haben die Kellner zu sorgen. Der Wirth, bei dem getanzt wird (in der Regel mit wenigen Unterbrechungen 36 Stunden hindurch), läßt durch die Hausfrau Stritzel und Hanklich auf den Tisch legen, die aber nicht angerührt, sondern nur „Ehren halber" gekostet werden.

Auch beim Tanz gelten eiserne Gesetze, die Leib und Gemüth in heilsame Fesseln schlagen. Durch drei „Reihen" (Tänze) muß die Bruderschaft, ohne Rücksicht auf die Temperatur der Luft, die Kirchenpelze „an- oder umhaben". Erst auf Befehl des Altknechts können sie abgelegt werden.

Die schreckliche Pein des müßigen Zuschauens oder „Feilhaltens", während Andere tanzen, kennen unsere Dorfmädchen nicht. Die beiden „Anführer" sorgen dafür, daß alle ihrem Alter nach an die Reihe kommen. „Kein Bruder darf das ihm angeführte Mädchen verschmähen oder ausschlagen, bei Strafe von 6 Kreuzern." Es liegt ein tiefer Sinn darin und eine Zartheit, die man dem Bauer nicht zutrauen sollte.

Plagt aber einen der Anführer die Eifersucht, so kann er sich an seinem Feinde furchtbar rächen und ihn häufig in Versuchung führen, lieber den Zwölfer zu erlegen, als gegen seine Neigungen und Ueberzeugungen zu tanzen. Das erstere kommt wohl vor; das letztere aber nie.

Zu den gewöhnlichsten Unterhaltungen gehört im Sommer der Besuch der „Gespielstuben", im Winter der Besuch der Spinnstuben. Die Schwesterschaft theilt sich im Sommer in zwei Gespielstuben; zu der einen gehören die älteren, zur

anderen die jüngeren Mädchen. Sie versammeln sich Sonntags nach der Vesper und werden von den Knechten besucht. Amtsknechte führen die Aufsicht, damit Alles möglichst ordentlich zugehe.

Unter Scherz, Gesang und Spiel vergeht die Zeit. Um 10 Uhr muß die Unterhaltung im Sommer, um 9 Uhr im Winter geschlossen sein.

An die Stelle der Gespielstube tritt im Herbst und Winter die Spinnstube. Die Mädchen sitzen im enggeschlossenen Kreise; in der Mitte steht eine hölzerne Wasserkanne zur Erfrischung. Die Burschen sitzen außerhalb des Kreises. Bei Strafe darf Keiner in den Spinnkreis treten, seinen Platz nicht ohne Noth verlassen, nicht rauchen, und „kein Mädchen beunruhigen". Ein Amtsknecht führt die Aufsicht, ohne jedoch immer die verbotenen Fehlgriffe verhüten zu können. Wird es zu laut in der Spinnstube, so stellt der Ortshann, nach Umständen auch der Pfarrer Ruhe und Anstand wieder her, oder hebt die Spinnstube auf. — Samstag Abends wird nicht gesponnen, als Vorbereitung gegen den nahen Sonntag.

Zu einzelnen Mädchen in's Haus gehen die Burschen nur zwischen der Korn- und Hafer-Ernte. Dann aber ist die Hochzeit unzweifelhaft im Anzuge. Das erste untrügliche Zeichen naher ehelicher Verbindung sieht man darin, daß die zukünftige Braut dem Auserwählten — Hafer einführen hilft. — Statt Perlen, Ringen und Armbändern dient ein kunstvoll geschnittener Wirtel (zum Beschweren der Spindel) oder ein sauber gearbeiteter, farbig verzierter Rechen (zum Heumachen) zur Erwerbung der Gunst. Die freundliche Annahme und der ausschließliche Gebrauch desselben bei der betreffenden Arbeit gelten als gute Vorbedeutung, die aber auch täuschen kann, wenn ein schönerer Rechen kommt und ein — besserer „Wirth" hinter ihm steht.



Im Winter kehren die Mägde das Verhältniß um und gehen zu Vieren und Fünfen zu den Knechten „in die Gasse" — um sich der etwaigen Schwiegermutter durch fleißiges Drehen der Spindel zu empfehlen. Die ihre Kotj (Hanfbund um den Rocken) zuerst abspinnt, hat sich am besten empfohlen.

Gewiß hat auch schon die spähende Hausfrau „ein Auge auf das fleißige Mädchen geworfen" und ihr die best geschmierte Brodschnitte zugedacht.

Kleinere Lustbarkeiten und Tänze gibt's wohl auch, wenn die Bruderschaft gegen die bevorstehenden kleinen Feldarbeiten die Feldbrunnen gereinigt, dem Pfarrer eine Wiese gemäht oder Holz geführt hat. — Das Läuten in der Christnacht ist Vorrecht und Pflicht der Amtsknechte.

Auch wenn der neue Pfarrer seinen Einzug hält und die Bruderschaft ihn hoch zu Roß empfängt, oder wenn sie dem Abziehenden das Ehrengeleite gibt, fällt in der Regel etwas ab, was Veranlassung zu einer heiteren Zusammenkunft und zum Tanze gibt.

Eine stattliche sächsische Bruderschaft auf wohlgeputzten Rossen mit fliegenden Fahnen ist gewiß ein angenehmer Anblick. Der Zug wird von den zwei Kellnern angeführt, die weiße Rosse reiten müssen. Die Bruderschaftsfahne führt der Gelassen-Altknecht. Die übrigen Amtsknechte tragen Fahnen, die aus Tüchern und sinnreich durcheinander geflochtenen Bändern bestehen. Diese werden von den Mädchen gefertigt, die es als Ehrensache ansehen, ihren gesammten Bänderschmuck opferwillig zu leihen.

Jammer genug aber zu Hause, wenn der stattliche Reiterzug über Feld von einem Platzregen überrascht wird! und kurzweilig zuzusehen, wenn daheim die durchnäßten Bänder an die mürrischen Mädchen oft als streitiges Eigenthum zurückgestellt und vertheilt werden.

Wie in der Freude, ist das junge Volk auch im Leid einig. — Stirbt der Pfarrer, so trauern Bruderschaft und Schwesterschaft. Die Mädchen legen die „Bôrten" ab und tragen schwarze Bänder, Burschen enthalten sich eine bestimmte Zeit hindurch des Tanzes und rauschender Vergnügungen.

6. Der Austritt aus der Bruderschaft.

Er erfolgt entweder freiwillig, oder durch Heirat, oder durch den Tod.

Der freiwillige Austritt findet statt, wenn der Bruder die Grenze des Mannesalters erreicht hat, ohne eine Lebensgefährtin gesucht oder gefunden zu haben, wenn er sich entschließt, als Hagestolz sein Leben „so einsam und allein zu verbringen".

Der Austretende nimmt am Zugang Abschied von den Brüdern und richtet sich sofort in eine der vier Nachbarschaften ein.

Heiratet ein Bruder, so nimmt er, nach den Forderungen der Bruderschafts-Artikel ebenfalls „einen ordentlichen Abschied" von den Brüdern. Als Vergütung der oben bezeichneten Leistungen an die Bruderschaft bewilligt ihm auf seine Bitte der Altknecht vier Laderknechte, die Sonntags vor der Hochzeit an die Gassenthüren aller Dorfsbewohner schlagen und laut rufen: „bringt Rahm!" Das reichliche Zuströmen von Milch, Rahm, Butter, Eiern 2c. in's Hochzeitshaus bietet hundertfachen Ersatz für die Leistungen des heiratenden Bruders an die zur „Wirthschaft" versammelten Genossen.

Beim Abschied bittet der austretende Bruder den Altknecht, seine Kirchenstelle am nächsten Sonntag nach altem Herkommen noch einnehmen zu dürfen. Der darauffolgende Sonntag findet den Bruder im — Männergestühl.

Der Austritt aus der Bruderschaft findet endlich auch statt durch den Tod.

Den todten Bruder bewachen sechs Kameraden; sechs andere läuten ihm zur ewigen Ruhe; die sieben Amtsknechte graben das Grab. Bruderschaft und Schwesterschaft begleiten den Sarg. Ueber dem offenen Grabe singen Brüder und Schwestern das Lied:

„Begrabt den Leib in seine Gruft ꝛc.“

Wenn sich das Grab geschlossen hat, nimmt der Wortknecht vom entschlafenen Bruder Abschied mit den Worten:

„Bruder ruhe sanft in deiner stillen Gruft,
Bis Jesus uns dereinst zusammenruft.“

Nach vollendetem Leichenbegängniß begibt sich die Bruderschaft und Schwesterschaft in's Leichenhaus. Entblößten Hauptes singen sie im Hofe Graf's Lied:

„Ja Christus ist mein Leben
Und Sterben mein Gewinn.“

Wenn die letzten Trauertöne verklungen sind, tritt der Wortknecht vor und spricht zur Bruderschaft:

„Lieben Brüder! Weil der liebe Gott durch einen frühen Tod diesen unseren frommen Mitbruder aus unserer Mitte abgerufen, und er dies Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt hat, so hat uns heute ein trauriger Glockenleichenklang in dieses Leichenhaus versammelt, um ihm wie im Leben, so im Tod den gebührenden Ehrendienst zu erweisen. So haben wir ihn zur stillen Grabesruh' auf den Gottesacker begleitet. O nehmet Alle, lieben Brüder, warmen Antheil an der Trauer seiner hochbetrübten Eltern. Ja sie wollen den lieben Gott bitten, der euch und eure lieben Eltern in gesunden Umständen wolle erhalten, damit sie euch in Freuden würden dienen können.

Friede, Ruhe auf seine modernden Gebeine in stiller Gruft! Seine unsterbliche Seele aber habe Gott in seinem Reich und erfreue sie im ewigen Leben. Amen.“

V.

Eine sächsische Bauernhochzeit im Haferland.

Det Mêtchen æs en Wôr;
Gæf se dôr!
Ae længer em se hælt
Ae wenijer se gefællt.

Sächsischer Volksspruch.

Wenn der Hafer gelb wird, die körnerreichen Maiskolben reifen und der vielgeplagte Ehrenmann, der Bauer, sich zum letzten Theile seiner schweren Sommerarbeit anschickt, so fangen die Weiber auch von Dingen an zu reden, zu deren Verhandlung sie früher nicht Zeit hatten. Zwar wußte man schon aus dem vergangenen Winter, daß „Der vom breiten Hof" zu „Der vor dem Pfarrhof" fleißig „in die Gasse gegangen" war, man wußte, aus welchem Gärtchen die riesigen Blumensträuße stammten, die den Hut des stattlichen „Jungen" zierten, wenn er Sonntags zur Kirche und in der Woche mit blanker Sense oder frischgezahnter Sichel in die Arbeit ging oder den knarrenden Heu- und Kornwagen in die leergewordenen Scheunen führte — aber bis zum Katharinentag ist's noch lange und mancher schlimme Zufall kann noch sein böses Spiel treiben, bis die Beiden ein Paar sind.

Doch der Tag ist bald da, der alle Zweifel löst, allen Vermuthungen ein Ziel setzt, so viele Hoffnungen täuscht und

so wenige erfüllt. — Denn der Hafer liegt in langen Haufenreihen auf den gelben Stoppelfeldern und drinnen im friedlichen Dorf erschallt Abends durch das wirre Blöken und Wiehern der gesättigt heimkehrenden Rinder und Rosse des „Borgers" oft gehörte, gebieterische Stimme. Aber sie ruft diesmal nicht zum Straßenbau, nicht auf die „kleine Heureise"[1] oder auf die „reiserne Reise" oder gar auf die „Mediascher Reise", auch befiehlt sie nicht, daß jede Hausfrau bei einem Gulden Strafe den Haushahn zum Hannen trage, daß er ihm nach hergebrachtem Recht die stattlichen Schwanzfedern ausraufe zu wallenden Federbüschen für das „kaiserliche Volk", sondern sie verkündet diesmal des Hannen und der ehrsamen Communität unabänderlichen Beschluß: „morgen wird Hafer geführt!"

Das ist ein bedeutungsvolles Wort! Allerdings mahnt es die meisten Leute nur an ganz gewöhnliche Geschäfte, den Wagen zu schmieren, die Räder, das Bindseil und den gewaltigen „Wiesenbaum" zu prüfen, ob sie im Kornführen nicht Schaden gelitten; aber in so manchen jugendlichen Herzen erweckt es ganz andere Gefühle.

Jene prosaischen Geschäfte hat auch „Der vom breiten Hof", der stattliche Junge, Hans, schon verrichtet und steht nachdenklich im Hof, Arm und Kopf auf die Leiter des langen Erntewagens gestützt. Da schallt vom anderen Ende der Gasse des Borgers gewaltiger Ruf herauf. — „Morgen wird Hafer geführt" wiederhallt's am mächtigen Scheunenthor, und mit

[1] „Kleine Heureise" heißt jede Gemeinde-Arbeit, die einen halben, und „große Heureise" jede Handarbeit die einen ganzen Tag dauert. „Reiserne Reise" heißt jede öffentliche Arbeit, die mit dem Zugvieh verrichtet wird und etwa so lange dauert, bis man eine Fuhre Reisigholz aus dem Walde bringt. — „Mediascher Reise" heißt jede zu Gemeindezwecken unentgeltlich zu leistende Fahrt mit dem Zugvieh, die über die Bezirksgrenze hinausgeht.

einem Sprung ist er im Zimmer und holt vom gewaltigen Rost die zierlichen, kunstvoll gearbeiteten neuen Speichen hervor, die er in die Leitern des langen Erntewagens einsetzt, der bis in die kleinsten Theile untersucht, gebessert und zierlich geputzt wird; der stattlichste Wiesenbaum wird hervorgeholt und mit dem neuen Bindseil zu einem lustigen Hängesitz an der rechten Wagenleiter befestigt, denn heute hat er eine ganz besondere Bestimmung. Die Pferde, seit dem Winter nie so schön geputzt, bekommen doppelten Hafer und das einfache Geschirr glänzt als ginge es zur Hochzeitsfahrt.

Noch weiß aber nur „Die vor dem Pfarrhof", wem diese Vorbereitungen gelten, denn schon vor acht Tagen hat sie dem Geliebten das Versprechen gegeben, sie wolle ihm Hafer führen helfen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages, wenn die ersten Wagen unter Schellengeklingel und Peitschenknall durch die Straßen rasseln, füllen sich die Thore und Fenster mit Neugierigen, denn diesmal gibt's was Besonderes zu sehen. Schon von Weitem zeigt sich der gewaltige Blumenstrauß, der Hanzens Hut ziert. Er selbst sitzt im neuen Anzug auf dem erprobten Sattelgaul und hinten im langen Wagen auf dem fleißig geglätteten Wiesenbaum sitzt die Geliebte und begegnet verschämt den lächelnden oder stechenden Blicken so vieler neugierigen Augen. Denn manches andere Mädchen, das vielleicht hinter der Säule des Ziehbrunnens durch enge Plankenritzen herausguckt, beneidet die glückliche Freundin und säße gar zu gern auf jenem Wiesenbaum, denn diese Fahrt ist das erste untrügliche Zeichen, daß die beiden jungen Leute „versprochen sind", die erste Kundgebung vor Gott und der Welt, daß sie ein Paar werden sollen.

Damit sind nun alle weiteren Vermuthungen niedergeschlagen, denn was man hie und da sehnlich gewünscht oder ängstlich gefürchtet, ist zur Thatsache geworden.

Weil aber noch sechs andere „Knechte“ auf ihren Wiesenbäumen so süße Last führten, so gibt's im friedlichen Dorf bis zum Katharinentag zu reden und zu schmälen genug, denn:

Fêt em un ze frå'n
Se fêt em un ze kå'n
Fêt em un ze géjen
Se fêt em un ze schwéjen.

Doch darum kümmern sich unsere jungen Leute nicht. Sind nur erst die Früchte alle versorgt und die Feldarbeit beendet, so wollen sie „die Sache fest machen“ und dem Gerede der Leute ein Ziel setzen.

Der erste Schritt dazu wird durch die Werbung oder das „Heischen“, „Fragen“, gethan. Der Bursche nimmt sich zu diesem Zweck einen nahen Verwandten als Brautwerber oder „Wortmann“ an die Seite, dem die althergebrachten feierlichen Reden, die bei dieser Gelegenheit üblich, bekannt und geläufig sind. Dieser bringt seine Bitte mit folgenden Worten im Hause der zukünftigen Schwiegereltern an:

„Da will ich es denn auch nicht unterlassen, Gott zu danken bis auf diese gegenwärtige Stunde für seine mannigfaltigen Wohlthaten, die er uns in dieser verflossenen Zeit mitgetheilt hat. Ursach haben wir aber, den lieben Gott auch wieder anzuflehen, der uns auch in die Zukunft wolle erhalten und wolle uns nur so viel auferlegen, als uns in diesem zeitlichen Leben nützlich und selig sein mag. Im Uebrigen wissen wir auch, daß der liebe Herrgott den heiligen Ehestand in diese mühselige Welt gestiftet hat, damit dies Menschenleben fortdauere. Da geschah es nun auch vor etlichen Jahren, daß sich diese guten Leute (werden die Namen der beiderseitigen Eltern genannt) auch in den heiligen Ehestand haben begeben. Da hat sie nun der liebe Gott so leer und bloß nicht wollen wissen und hat sie nicht nur mit zeitlichen

und vergänglichen Gütern begabt, sondern sind auch mit lieben Kindern gesegnet worden, die sie treu und ehrlich auferzogen haben. Sie haben sie zur heiligen Taufe befördert in unsere christliche evangelische Kirche, sie sind in unseren Schulanstalten unterrichtet worden, sie sind confirmirt worden, sie haben sie endlich so weit auferzogen, daß sie nun denken, sie könnten ihr Leben so schlechterweise auch nicht mehr fortsetzen.

Da geschah es nun auch vor etlichen Wochen, daß sich unser junge Freund auch in diesem christlich evangelischen Gemeinde herumdachte. Er flehte aber erstlich den lieben Gott zum Helfer und Wegweiser an. Da wurde er durch die Finger Gottes angewiesen in dieser Freunde ihr Haus, nämlich zum Johann und zur Sara N. N. Da wollten wir nun auch herzlich gebeten haben, ihr wolltet uns unsere Bitte nicht abschlagen, sondern uns vielmehr als gute Leute und Freunde annehmen, damit unser Schritt und Tritt nicht vergeblich gewesen sein möge. Ueberdies wünschen wir Glück und Segen; Gott wolle die glücklichsten Folgen dazu geben."

Sind die Eltern des Mädchens mit dem Wunsche des Brautwerbers einverstanden, so wird seine Anrede durch den Wortmann von ihrer Seite folgenderweise kurz beantwortet:

„Ja, wir sind zufrieden, wir geben unsern Willen darin."

Hierauf spricht der Brautwerber: „Nun so kommt denn und gebt Eins dem Andern die rechte Hand", worauf die jungen Leute ihren und ihrer Eltern Willen durch Handschlag bekräftigen.

Darauf folgt in der Regel an demselben Abend oder acht Tage später ein „Almesch", der den Kauf nach altgermanischem Brauch besiegeln soll. Ein frohes Mahl, bestehend aus drei Gerichten, bei dem die Wortmänner von beiden Seiten obenan sitzen und zu dem nur die nächsten Verwandten geladen sind, beschließt den Tag und dauert

bis tief in die Nacht hinein. Dieses Mahl heißt das „Brautvertrinken".

Doch nicht jeder Bursche ist so glücklich als unser Hans vom breiten Hof. Denn nicht auf jedes „Heischen" folgt auch das Vertrinken. Oft thut der Brautwerber nämlich auch eine „Fehlbitte". Dann antwortet der gegenüberstehende Wortmann:

„Nun, wir können uns ganz und gar nicht gefügt machen auf diese Worte, die ihr an uns anleget, sondern wir wollen es auch unsern Anverwandten zu wissen thun."

Darauf wird ein ehrenvoller Rückzug angetreten mit den Worten: „Nun so wollen wir in Gottes Namen abtreten."

Es steht nun in dem Belieben der Abtretenden, ob sie später noch einmal zu einem „gelinden Bescheid" und gar zum drittenmal zu einem „Jawort" wiederkehren, oder ob sie an einer anderen Thüre anklopfen wollen. Denn ohnehin sind im letzten Augenblick noch von zwei Seiten sehr lockende Anerbietungen ganz ansehnlicher Morgengaben unter der Hand eingelangt und an einem dritten Ort hat man ernstlich in Erwägung gezogen, ob man die Rückkehr des Nachbar Getz (Georg) vom kaiserlichen Volk abwarten, oder ob man die Gelegenheit benützen und die Tochter des Hauses „versorgen" soll. Denn in beiden Fällen „sehen" ja zwei „Höfe" auf die lieben Kinder, obwohl freilich Getzens Hof in der Hauptgasse liegt, wobei es auch „mit dem Viehaustreiben viel leichter ist", während der im Uebrigen tadellose Junge Miërz (Martin) ein wenig „hinter Gottes Angesicht" in einer Nebengasse wohnt und im Brachfeld wenig „Land" und nur „zu fünf Fuhren Heu" hat.

Doch wir wollen den Wortmann und seinen Pflegebefohlenen bei diesem, von irdischen Rücksichten leider mehr als billig geleiteten „Hangen und Bangen" nicht weiter begleiten, ihnen vielmehr im nächsten Hause eine freund-

lichere Aufnahme wünschen und zu unserem jungen Paare zurückkehren.

Vier Wochen nach dem „Vertrinken“ folgt der Ringwechsel, das Freien oder „Eigenmachen“, das im Pfarrhause in Gegenwart der beiden Verlobungszeugen vollzogen wird. An diesen pfarrämtlichen Act schließt sich ein Familienfest an, das durch eine Mahlzeit gefeiert wird, der wieder die entsprechenden Anreden der beiderseitigen Wortmänner (Freimänner) vorausgeschickt werden.

Nachdem der Wortmann des Bräutigams die oben angeführten, beim „Heischen“ gesprochenen Worte als Einleitung vorausgeschickt hat, fährt er in folgender Weise fort: . . . „Wie wir uns auch zu erinnern wissen, daß man den Freund in drei Fällen am merkwürdigsten bedarf, erstlich wenn der Mensch geboren und zur heiligen Taufe befördert wird, zum Andern wenn er in den heiligen Ehestand tritt und zum Dritten wenn er zu seiner Ruhestätte befördert wird, so sprach unser Bräutigam mich auch an als einen Freund, ich solle ihm einen kleinen Dienst leisten und seine Braut freien. Ich weiß aber nicht, habe ich sie gefreit oder betrübt; aber ich hoffe zu Gott, sie wäre gefreit, dem Vater zu einem Kind, der Mutter zu einer Tochter, dem Freund zu einer Freundin und dem Bräutigam zu einer lieben Haushälterin, ihm zu einer Bäckerin, ihm zu einer Wäscherin, ihm zu einer Kehrerin, ihm zu einem Ehegenoß, wie es Gott im Paradies beschloß.

Da geschah es nun vor etlichen Wochen, daß sich diese guten Kinder haben verwilligt, in den heiligen Ehestand zu treten. Sie haben es aber bei dem gegebenen Handschlag und Ehrentrunk nicht lassen bewenden, sondern sie haben auch vor unserm Wohlehrwürdigen Herrn Vater die Trauringe gewechselt durch zwei Zeugen, die Freimänner. Diese guten Freunde aber, die Hochzeitväter, haben zwei Boten ausgeschickt von beiden Seiten und ließen ihre Freunde zu-

sammenrufen, damit sie aus zwei „Freundschaften“ (Verwandtschaften) eine große Bindung machen, die Niemand zerschlagen könne als der theure Gott im Himmel allein.

Gott aber wolle auch zum Gegenwärtigen seinen Segen geben! Amen.“

Der Wortmann der Braut antwortet darauf:

„Da höre ich, lieben Freunde, was ihr zu Gemüthe führt. Da will ich es auch nicht unterlassen, von meiner Seite Gott zu danken, der uns hat erhalten bis auf diese gegenwärtige Zeit. Ursach haben wir, den lieben Gott auch wieder anzuflehen, daß er uns auch ferner nur so viel möge auferlegen, als in diesem Leben erträglich, zum ewigen aber auch nützlich sein möge. Da wissen wir auch, daß ihr eine freundliche Bitte an uns angelegt und unsern lieben Freund um seine Tochter gebeten habt, da wollten wir auch auf unserer Seite eure Bitte nicht abschlagen, sondern wollten sie mit Freuden annehmen, weil ihr uns sehr willkommen waret. Gott möge auch zu diesem Abend Glück und Segen verleihen.“

Von nun an kann die Verbindung unserer jungen Leute als gesichert angesehen werden und die Zurüstungen zur Hochzeit beginnen.

Unterdeß aber ist drunten im Weinland der junge Most in neue Schläuche gefüllt worden und die beiden „Hochzeitväter“ können, da die Feldarbeiten im Haferland beendet und nur die Weiber noch mit dem „Gewirk“ (Hanf) und Flachs zu thun haben, mit Muße hinabfahren, um den „Hochzeitswein“ zu holen.

Liegt dieser im kühlen Keller, hier allerdings in der seltsamen Gesellschaft eines Kornkastens, „eines zerkleideten“ Erntewagens und mehrerer Hanfgebinde, unter „lauter Larven die einzige fühlende Brust“, höchstens noch durch den Nachbar von verwandter aber doch ungleicher Abkunft, den „Krautbottig“, an ähnliche Verhältnisse des heimatlichen Weinlandes erinnert,

so wird der Kalender hervorgesucht und der nächste Jahrmarkt bezogen. Denn zum Wein braucht man auch Fleisch, und eine Kuh oder ein dreijähriges Stierkalb muß den langentbehrten Genuß in zureichendem Maße liefern.

Unterdeß rückt der Katharinentag näher. Fast acht Tage früher beginnen die Weiber mit ihren Zurüstungen. Am ersten Tage wird unter allerlei Scherzen und Späßen Mehl gesiebt, am zweiten wird Brod gebacken und ein „Borstiges" geschlachtet. Der Sonntag unterbricht die Zurüstungen.

Nach der Vesper schickt der „Altknecht" nach schönem altem Brauch sechs junge Brüder aus. Die schlagen, von Haus zu Haus gehend, an die Gassenthüren, mit dem weithallenden Ruf: „Bringt Rahm!"

Bald darauf werden die Straßen lebendig, denn aus jeder „Genährung" des Ortes wird in jedes einzelne Hochzeitshaus eine freundliche Gabe an Milch, Rahm, Butter, Schmalz, Speck, Eiern hingeschickt, und das ganze Dorf gleicht einer einzigen Familie, deren Glieder alle an dem Glück des Einzelnen theilnehmen. Darum hält weder Freund noch Feind mit seiner „Ehrung" zurück, die im Hochzeitshaus durch einen Ehrentrunk ihre Anerkennung findet. Milch und Rahm werden in großen Gefäßen, Eier in riesigen Körben, der Speck in Trögen aufgehoben. — Von alledem geht aber nichts zu Grunde, denn am nächstfolgenden Montag kühlt der Backofen nie aus. — Während nämlich der bedächtige Hausvater die Kuh schlachtet und die rauhe Zunge zur üblichen Ehrung für den Wohlehrwürdigen Herrn Vater herauslöset, schieben die Weiber endlose verbesserte und verschlechterte Auflagen von „Hanklich" in den heißen Ofen, und tragen Abends als Anerkennung ihrer Verdienste je einen Hanklich und eine Maß Wein mit nach Hause.

Abends versammeln sich die Anverwandten des Bräutigams im Hause des Bräutigams, die der Braut im Hause der



Braut zu einem Mahl, bei welchem ein altsächsisches Gericht, die „Bâlekächen", die Hauptrolle spielt und dem Vorabend des Hochzeitstages den Namen „Bâlenôwend" gibt. Nach aufgehobener Tafel geht aus dem Hause des Bräutigams ein Abgesandter in's Haus der Braut, trägt zum Zeichen der beendeten Mahlzeit Knochen und andere Reste von Speisen in einer langen Gabel mit und ladet „die neuen Freunde" auf einen Trunk Wein und einen Tanz ein.

Treten darauf in später Nachtstunde die Männer in fröhlicher Stimmung den Heimweg an, so machen sich die Weiber über die riesigen Töpfe und thürmen gewaltige Lagen geschnittenen Krautes mit Speck und Fleisch zum „Hochzeitkraut" übereinander.

Bis die letzten Speckschnitten eingelegt sind, verkündet der langspornige Haushahn den Anbruch des „Ehrentages".

Dieser soll aber wesentlich durch die erscheinenden Gäste verherrlicht werden. Schon am vorigen Tage hatte der „Lader" der Braut die Anverwandten derselben bis in's sechste Glied und der Lader des Bräutigams in derselben Weise eingeladen. Obwohl die meisten der Geladenen nicht mehr wußten, wie und woher ihre Verwandtschaft mit dem Hochzeitshause herzuleiten sei, so hatten sie doch die Einladung dankbar entgegengenommen; doch geben sie ihr keine Folge, weil sie nur „Ehrenhalber" geladen sind.

Deshalb muß die Einladung am Hochzeitstage früh Morgens wiederholt werden. Beide „Lader" gehen nun vereint im Sonntagsschmuck zu allen Verwandten des Bräutigams und der Braut, die man zum Hochzeitsschmaus zuziehen will, klopfen mit dem Zeichen ihrer Würde, den buntbemalten „Laderstöckchen" an die Thüre und der Eine spricht:

„Mein Honnesbátju hat mich hergeschickt und hat euch einen guten Tag sagen lassen; er hält an mit Bitten durch mich gegen euch, ihr wollet ihm diesen lieben Tag auch ein

wenig zu Ehren kommen. Er verheißt auch seinen guten Willen an euch zu erfüllen so viel als sein schwach Vermögen ausreichen wird."

In der Regel muß zu jedem Essen während der Hochzeitstage von Neuem eingeladen werden, wenn die Lader mit den Gästen nicht übereinkommen, die erste Einladung einmal für allemal gelten zu lassen. Willkürliche Unterlassung dieses Brauches gilt als großer Verstoß gegen Schicklichkeit und Anstand, und wer's sehr genau nimmt, bleibt wohl auch aus, weil er „nur zweimal" geladen wurde.

Vor der Hochzeitskirche versammeln sich die Männer im Hause des Bräutigams, die Weiber im Hause der Braut und die Jüngeren gehen mit in die Kirche. Nach vollzogener Trauung gehen beide „Freundschaften" unter Vorantritt eines guten Sängers und unter Absingung eines Kirchenliedes in's Haus des Bräutigams, während die älteren Verwandten beider Häuser, die nicht mit in der Kirche waren, noch die dritte Einladung abwarten.

Sind alle Gäste versammelt, so „bitten" sie sich gegenseitig „in die Freundschaft ein". Auch diese Feierlichkeit wird durch althergebrachte Reden eingeleitet. Der Wortmann des Bräutigams fährt, nachdem er die beim „Heischen" und „Eigenmachen" angeführten Worte wiederholt hat, also fort:

„Da nun unsere lieben Kinder an diesem lieben Copulirtag durch einen gedemüthigten, herzbrechenden Glockenklang in unsere christliche evangelische Kirche sind gewarnt worden, so haben sie sich mit einem theuren Eidschwur verknüpft, damit sie in diesem Leben Niemand mehr von einander trennen möge, sondern der Tod möge ihr Scheidebrief sein."

Darauf entgegnet der Wortmann der Braut: „Da will ich euch aber auch von meiner Seite herzlich gebeten haben, ihr wollet uns auch aufnehmen in euere Freundschaft: Vater zu Vater, Mutter zu Mutter, Bruder zu Bruder, Schwester

zu Schwester, Kind zu Kind, Freund zu Freund. Wir versprechen euch aber, solche Freundschaft zu leisten, damit erstlich Gott, zweitens alle frommen Leute einen Gefallen daran haben mögen."

Hierauf geben sich die beiden Wortmänner die Rechte und besiegeln dadurch für Alle den neuen Freundschaftsbund.

Darauf folgt die Beschenkung des jungen Paares von Seiten der anwesenden Hochzeitsgäste oder das sogenannte Gaben.

Ist der Himmel freundlich, so wird im Hofe des Bräutigams, dem stummen Zeugen und Schauplatz seiner schweren Berufsarbeit, ein Tisch gedeckt, auf den die Gaben niedergelegt werden. Ist das Wetter regnerisch, so findet das Gaben im Hause statt. In beiden Fällen fordert der Wortmann des Bräutigams dazu auf mit den Worten:

„Da wissen wir nun, ihr guten Leute miteinander, daß diese jungen Leute sehr arm sind. Da wollen wir ihnen nun Alle mit einer Gabe beiwohnen; sie möge so gering sein, wie sie immer kann, so werden sie diese jungen Eheleute für viel annehmen."

Auch hiebei wird die schönste Ordnung eingehalten. Bräutigam und Braut stehen vor dem Tisch, an den zuerst die „Freundschaft" des Bräutigams herantritt.

Voran schreitet der Vater und legt tief gerührt das Sinnbild seines Standes, die Pflugschar, auf den Tisch, damit der Sohn von nun an im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwerbe; ihm folgt die Mutter und legt — wohl eine Hindeutung auf die schwere Bestimmung des Weibes als Mutter — einen neuen Polster auf den Tisch. Die zierlichen silbernen Bockelnadeln und die farbigen Bänder am Polster deuten wohl auf die Freuden des Ehestandes und den erlaubten Genuß derselben hin, während das in zwei langen Schleifen herabwallende schwarze Band an den Ernst und Kummer des Lebens mahnt. — Darauf treten die weiteren

Anverwandten heran und legen ihre Gaben — die Männer je eine Schiene Eisen, die Weiber Tücher und andere kleine Schmuckgegenstände — auf den Tisch; Alle mit den einfachen Worten: „Es möge euch gefällig sein!"

Darauf treten die Anverwandten der Braut hinzu. Der Vater derselben übergibt ihr einen großen kupfernen Kessel, das Zeichen ihrer häuslichen und im engeren Sinne ernährenden Thätigkeit, die Mutter wieder einen Polster mit silbernen Nadeln und Bändern. — Auch die kleinsten Kinder bleiben mit ihren Gaben nicht aus und sollten es auch nur einige Kreuzer sein.

An komischen Zwischenfällen lassen es die anwesenden Spaßmacher auch bei dieser feierlichen Handlung nicht fehlen. Junge Hunde, Zigeunerkinder, Puppen und Wiegen fehlen nämlich auch nicht unter den Gaben.

Sobald der Bräutigam die empfangenen Gaben mit seinem Lader „verordnet" und in eine bestimmte Truhe gelegt hat, setzen sich die Gäste zu Tische, Männer und Weiber besonders, die jungen Leute neben einander. Der Tisch ist einfach aber sauber gedeckt. Zwischen Hanklich und Stritzel, mit denen das Essen beginnt, und denen auch in den langen Pausen zwischen den einzelnen Gerichten wacker zugesprochen wird, erheben sich lange Reihen von Krügen, die von den langen Rahmen herabgestiegen sind, an denen sie sonst nur die übliche Hauszierde bilden.

Jeder Trinkende muß mit dem Krug, der vor ihm steht, seinen Nachbar „grüßen", d. h. mit einem freundlichen Wunsch anreden, so oft er trinkt. — In der einen Ecke des Zimmers ist ein kleiner Platz zum Sitz für die Musiker und ein nicht viel größerer zum Tanz aufbehalten, an dem, wer Lust hat, auch in den Zwischenpausen des Essens theilnimmt.

Um 3 Uhr Nachmittags kommt das erste warme Gericht auf den Tisch. In der Regel ist's „Reisekächen" mit viel Fleisch und einem Ueberfluß an Gewürzen zugerichtet. Darauf

werden die Teller abgeräumt, die Lücken im vorgelegten Gebäck ergänzt, und die Krüge gefüllt. Um 5 Uhr gehen die Gäste nach Hause, um ihr Vieh zu besorgen und den Kirchenanzug abzulegen. Um 6 Uhr sammeln sie sich wieder bei vollen Krügen und um 10 Uhr wird das Hauptgericht, Sauerkraut, aufgetischt. Um 2 Uhr in der Nacht folgt endlich das „Gebrät" und um drei oder vier Uhr Morgens „scheidet sich" die Hochzeit.

Die langen Pausen zwischen den einzelnen Gerichten werden entweder durch Tanz oder durch sogenannte Hochzeitspredigten, oft von stark cynischer Färbung, ausgefüllt.

Eine eigenthümliche, gewiß uralte dramatische Darstellung ist der sogenannte Rößchentanz, in welchem sieben Personen handelnd auftreten. An der Spitze steht ein „Oberst" dem zunächst ein „Unteroberst" gehorcht, Beide in nachgeahmter militärischer Kleidung. Im Gefolge des Obersten erscheinen zwei Walachen, der eine heißt Szurdule und stellt einen Tauben dar, der zu allerlei Mißverständnissen Veranlassung gibt, der andere, der „lustige Kráwâk" genannt, ist der Spaßmacher. Die beiden Walachen führen eine Ziege mit, die durch eine, in ein weißes Leintuch gehüllte Mannsperson dargestellt wird. Der Zweck der Darstellung ist, die zwei Rößchen zur Belustigung der Hochzeitsgäste tanzen zu lassen. Diese treten in weißen Strümpfen mit farbigen Tüchern und Bändern geschmückt und mit kleinen Schellen behangen auf und tanzen auf das Commando des Obersten nach einer eigenthümlichen Musik den Rößchentanz.

Es ist mir leider nicht gelungen, den ganzen und ursprünglichen Text des genannten Dramas aufzufinden, doch geht aus den Resten, die mir vor der Hand zu Gebote stehen, soviel hervor, daß es sich den ältesten ähnlichen Darstellungen in unserem Vaterland anschließt und in den

beiden Rößchen, der verhüllten Ziege, in der Tödtung und Wiedererweckung derselben, gewiß mythologische Beziehungen enthält, deren weitere Deutungen ich unseren bewährten Forschern in dieser Richtung überlasse.[1]

Der Inhalt der Handlung ist folgender:

Zuerst tritt, vom Obersten geschickt, der „lustige **Kráwâk**" ins Hochzeitshaus und bittet in walachischen Reimen um Quartier, da ihn ein großer, großer Herr geschickt habe. Der **Kráwâk** bleibt aber beim „guten Leben" und bringt dem Obersten keine Antwort. Da schickt dieser den Unterobersten hinein. Dieser grüßt den Hochzeitsvater schön und fragt im Namen des Obersten an, ob er mit seinem Corps hereinspazieren dürfe; er habe unter Anderem zwei schöne und geschickte Pferde,

„Schön geziert,
Hoch gemandirt,
Wie es sich auf den Hochzeiten gebührt."

Sobald der Unteroberst seinem Herrn die Erlaubniß des Hochzeitsvaters, einzutreten, überbracht hat, macht dieser davon Gebrauch und tritt mit den Rossen, der Ziege und dem Tauben ebenfalls ein. — Er spricht zum Hochzeitsvater: „Laßt euch nicht wundern, daß ich bin hereingekommen mit meinem ganzen Corps:

„Ich bin kommen von Weitem
Durch Land und Leute

[1] Seither hat Fr. W. Schuster den Rößchentanz im Mühlbacher Gymnasialprogramm vom Jahre 1863 wissenschaftlich behandelt. Er weist in demselben in scharfsinniger Weise die unverkennbaren Reste eines ziemlich wohlerhaltenen Thormythus nach, der ausführlich nur in der jüngeren Edda aufbewahrt ist und mit dessen mimisch-dramatischer Darstellung wir es hier zu thun haben. — Schuster nennt den Fund ein „Ohnegleichen in seiner Art" und bezeichnet ihn mit Recht als eines der merkwürdigsten Beispiele von der Zähigkeit der Volksüberlieferung und dem eigenthümlichen Leben und Vegetiren des Mythus.



Ich bin kommen mit meinem Corps
Wie ein Rohr,
Doch steht mir kein Feind nicht vor.
Als aber in diesem Ehrenhaus
Beim wohlschmeckenden Hochzeitsschmaus
Meine Rössel die Saiten hörten klingen,
Wollten sie mit Gewalt hereinspringen."

Der Oberst erbietet sich nun, falls alle Gäste, „rechtschaffen Lust" hätten zuzuschauen,

„Seine Rössel vorzuführen
Und rechtschaffen zu probiren."

Nachdem ihm hierauf der Hochzeitsvater einen Platz zum Tanz für die Rößchen und die Musik zur Verfügung gestellt hat, spricht der Oberst zu den Rößchen:

„Kommt nur, kommt, ihr lieben Rössel,
Fürcht' euch nicht, ich steh' für euch,
Tretet zu und halt' euch recht,
Wir sind echte Bauernknecht',
Heute sind wir schöne Herrn,
Schöne Mädchen haben wir gern,
Schöne Weiber wollen wir kriegen
Und ihnen auch die Kinder wiegen.
Wir sind kommen in dies Haus,
Müssen aber bald hinaus;
Wir sind kommen in dem Mai,
Unsere Rosse fressen doch kein Heu;
Wir sind kommen über die Gassen,
Unsere Pferde saufen doch kein Wasser;
Wir sind kommen weite Straßen,
Haben Vater und Mutter verlassen;
Wir sind kommen bis hieher,
Unsere Pferd' geh'n doch nicht schwer;
Wir sind kommen im August,
Unsere Pferde haben doch noch Lust;
Wir sind kommen im October,
Unsere Pferd' fressen doch kein Höwer. —

Jetzt wendet euch zu eurem Unterherrn
Der wird euch was and'res lehren.
— — — — —
— — — — —
Morgen wenn wir haben gessen,
Geh'n wir in die Scheune dreschen,
Heute sind wir große Herrn,
Morgen fahren wir um „Därn".
Tret' nur zu und halt' euch fest,
Ihr werdet jetzt gar bald erlöst,
Tretet scharf zu, halt' euch fein,
Als ging't ihr in den Keller hinein
Zu dem alten kühlen Wein,
Da wollen wir dann lustig sein.

Während des Tanzes macht der Kráwâk mit dem Tauben allerlei Possen; persiflirt den Obersten, der mit dem Commando der Rößchen zu thun hat, auf allerlei Weise und streut zwischen seine Verse walachische Reime ein.

In einem Zwischenact des Rößchentanzes kochen der Szurdule und der Kráwâk in einem großen Kessel am Fußboden Palukes und stürzen den leeren Kessel dann über den dicksten Stritzel der auf der Tafel liegt, als wollten sie den Palukes ausleeren. Der Stritzel wird alsdann getheilt und hastig verzehrt.

Hierauf will der Hochzeitsvater dem Obersten die Gais abkaufen, verlangt aber als Zugabe entweder den Kráwâk oder den Szurdule. Dem Obersten sind Beide feil, aber Keiner will aus seinen Diensten treten und Beide preisen ihre Bedeutung und Wichtigkeit für den Obersten an. Zuletzt vereinigen sich Beide, nachdem sie früher mit der Ziege um die Wette getanzt haben, sie *todtzuschlagen*, damit Keiner von ihnen mitverkauft werde. Der Oberst wird darüber zornig; da nehmen die Walachen ihre dicken Stöcke und *blasen* der Ziege durch dieselben einen *lebendigen Odem* ein, so daß sie wieder *aufsteht* und lustig tanzt.

Wenn die Rößchen den letzten Theil des Tanzes aufgeführt haben, verabschiedet sich die Gesellschaft, nachdem sie natürlich mit Speise und Trank hinreichend geehrt worden.

Als die schwerste Rolle gilt die des Obersten, denn er hat „verteufelt viel Reime im Sinn zu halten". Und der älteste Greis bildet sich etwas darauf ein, wenn er in seiner Jugend einmal den Obersten gemacht hat und ruft wohl, wenn er an den letzten Jugendgenossen denkt, den er überlebte: „Gott habe ihn selig, in jenen guten alten Zeiten ist er ein Rößchen gewesen; und „Der vor der Schule" war ein Kráwâk, sie machten ihre Sache gut, aber sie hatten's ja leichter als ich."

Der zweite Hochzeitstag oder „Jungfrauentag" verläuft in ähnlicher Weise wie der erste. Wenn die junge Frau „eingeleitet" worden ist, so erwarten sie allerlei Vermummte vor der Kirchenthüre und suchen sie dem jungeu Mann zu stehlen, der sie in gewaltigem Kampfe zurückerobern oder aber gegen große Versprechungen freikaufen muß.

Bis Mittag treiben darauf die Vermummten allerlei, oft sehr sinnige Kurzweil in den Straßen.

Am zweiten Tage findet das Hochzeitsmahl im Hause der Braut statt. Nachdem ihr Lader die Verwandten des Bräutigams gerufen hat, erscheinen sie unter Vorantritt des Wortmannes, der folgende Worte spricht: „Da sind wir durch euern gewöhnlichen Lader zu einem hochzeitlichen Ehrenmahl eingeladen worden. Da haben wir uns eurer Bitte nicht entzogen, sondern finden uns auf euer Verlangen ein. Uebrigens wünschen wir Glück uud Segen auch auf diesen Tag."

Bei der Mahlzeit wiederholen sich, mit seltenen Ausnahmen, die Speisen des vorigen Tages und die frohe Gesellschaft geht wieder fast nur mit Tagesanbruch auseinander. Am dritten Hochzeitstage versammeln sich die beiden „Freund-

schaften" wieder für sich auf das „Uebriggebliebene", während das junge Ehepaar abwechselnd bald hier bald dort an der Schlußfeier seiner Hochzeit theilnimmt.

Durch die Heirat scheiden Braut und Bräutigam aus dem Verbande der Bruderschaft und Schwesterschaft aus. Nach altem Brauch und Recht entrichtet dabei der Bräutigam oder junge Mann zwei Kannen Wein, einen Braten und eine „Klôtsch", die junge Frau ein „Kraut", eine Klôtsch, eine Hanklich und eine Maß Branntwein zum Gemeingut für die Bruderschaft.

Das junge Ehepaar tritt nun zwar aus der Bruderschaft und Schwesterschaft in den Verband der Nachbarschaft über, bleibt aber insoweit noch im Zusammenhang mit derselben, daß es an ihren Tänzen und Lustbarkeiten noch ein halbes Jahr hindurch theilnehmen kann.

Damit endet die „Hochzeitwoche". Der Samstag stellt das gestörte Gleichgewicht und die Ordnung im Haushalt wieder her. Die Schwiegereltern beziehen das vordere und unser junges Paar das hintere Zimmer des Hauses. Mit allen Erfordernissen zur Betreibung der Wirthschaft von den beiderseitigen Eltern ausgestattet, legen sie nun den Grund zur neuen „Genährung".

Am nächsten Sonntag nehmen sie zum ersten Male als Mann und Weib von ihren neuen Kirchenstellen Besitz, und wenn am frühen Morgen des nächsten Tages der langspornige Haushahn den Anbruch der ersten Arbeitswoche für das junge Paar verkündet, hat der junge Wirth schon zum zweiten Male „gefüttert", während die junge Wirthin im freundlichen Scheine des Feuers, an dessen Strahlen der feiste Hauskater sich wärmt, vor dem mächtigen Luther-Ofen die schnurrende Spindel dreht.

VI.

Die Nachbarschaft.

Gât Nôber Gûld wiert.
Sächsischer Volksspruch.

An die Stelle der Bruderschaft, aus der der heiratende Bursche herauswächst, tritt eine neue Gemeinschaft, die alle selbstständigen Hauswirthe der Gemeinde umfaßt und ihnen zur Erreichung bestimmter Zwecke des bürgerlichen und geselligen Lebens Gelegenheit bietet — die Nachbarschaft.

„Nach dem Grundsatz, daß sich die Nächststehenden (Nachbarn) auch am nächsten und häufigsten berühren, mithin auch am meisten unterstützen und am genauesten überwachen können" (Artikel des Schenker Consistorialkreises), ist jede sächsische Gemeinde in mehrere, meist vier Abtheilungen getheilt, denen alle Gassen und Häuser der Gemeinde zugeschlagen sind. Neu entstehende ganze Gassen, welche eine bereits bestehende Nachbarschaft unverhältnißmäßig vergrößern würden, werden zu selbstständigen Nachbarschaften erhoben, neuanwachsende einzelne Häuser werden den ihnen zunächstliegenden Nachbarschaften zugeschlagen. An der Spitze der Genossenschaft steht der freigewählte „Nachbarvater".

Rechte und Pflichten der Genossenschaft regeln uralte, heute nur noch in späterer Ueberarbeitung vorhandene Gesetze, die sogenannten Nachbarschafts-Artikel.

Alle Hausgenossen männlichen und weiblichen Geschlechtes, die nicht als Kinder dem Elternhause und der Schule

oder als erwachsene Burschen der Bruderschaft angehören, müssen sich in die Nachbarschaft „einrichten“, ihren Anordnungen sich willig fügen und haben dann an ihren Rechten und Wohlthaten gleichen Antheil.

Für die nicht eingerichteten jungen Hausgenossen ist in Uebertretungsfällen der Nachbarschaftsgesetze der Hausvater verantwortlich.

Zu den regelmäßigen, von den Artikeln vorgeschriebenen Versammlungen erscheinen nur die Männer, zu den geselligen Unterhaltungen der Nachbarschaft das ganze Haus.

Die Genossenschaft ist unter die Oberaufsicht der Kirche gestellt.

Im Allgemeinen läßt sich der heilsame Zweck dieser Genossenschaft zurückführen auf:

1. gegenseitige Hilfeleistung in Freud' und Leid;

2. Emporhaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit;

3. Pflege der sittlichen Wohlanständigkeit und ganz besonders des kirchlichen Sinnes in der Gemeinde.

Die Nachbarschaft hat in schweren Zeiten, „wo allerhand sündliche und verderbliche Mißbräuche einreißen“ und unter der Herrschaft des Schwertes, „wenn Zucht und Ehrbarkeit gar nicht ästimiret, sondern alle Civilordnung zu keinem Effect gekommen, wodurch sonst Städte, Land und Leute conservirt werden müssen“ (wie das Präambulum zu den Bistritzer Artikeln vom Jahre 1710 sagt) diese Zwecke und Ziele beharrlich erstrebt und ohne weitere Beihilfe in heilsamer Weise erreicht.

Obwohl die Alles nivellirende Zeit den Wirkungskreis des wohlthätigen Instituts vielfach beschränkt hat, und die Handhabung der altehrwürdigen Ordnung eine losere geworden ist, so steht es doch bei dem sächsischen Bauern im Ganzen noch in heilsamer Kraft und ehrwürdigem Ansehen.



Kein besseres Zeugniß konnte der Bedeutung und Wirkung desselben ausgestellt werden, als es die „Friedenskette" (Artikel der Heiligleichnahmsgasse in Kronstadt von 1606) im XIX. Artikel in den Worten ausspricht: „Wer sich den Anordnungen der Nachbarschaft nicht füge, solle derselben so lange müßig gehen" (aus derselben ausgeschlossen bleiben) bis er ihr „in den Willen komme." „Der Nachbarschaft aber müßig gehen, sei soviel als des Brunnens, des Backhauses und der Bach des Feuers und der eigenen Feuerstelle entbehren zu müssen."

Das Institut der Nachbarschaft ist ohne Zweifel ein altgermanisches, aus der deutschen Heimat mitgebrachtes. Es ist ein Ausfluß der altgermanischen Sitte, alle richterliche Gewalt durch die Genossenschaft freier Männer unter dem Vorsitz eines gewählten Obern auszuüben, Zwistigkeiten zu beurtheilen, Bußen zu erkennen, Streitigkeiten unter den Parteien in friedlicher Vermittlung auszutragen. — An die altgermanische Sitte erinnert die in den meisten Artikeln enthaltene Bestimmung, den jährlich abzuhaltenden Richttag oder Sitttag auf den dritten Tag der Woche, den alten Ding- oder Gerichtstag zu verlegen, den Dienstag, also das Ding oder Gericht an Jahr und Tag, an Weil' und Zeit zu binden.

Coëunt nisi quid fortuitum et subitum incidit — certis diebus. Tac. Germ. II.

An germanische Sitte erinnert ferner die Bestimmung, den allgemeinen Gerichtstag am folgenden Mittwoch (dem Aschermittwoch oder Eschtag) durch Trink- und Festgelage zu beschließen und eingegangene Gerichtsbußen fröhlich zu vertrinken, wobei dem vorsitzenden Richter der Antrunk gebührt. Das war schon dem strengen Römer aufgefallen, der von unseren Vorfahren sagt: deliberant, dum fingere nesciunt; constituunt dum errare non possunt . . . .

Tum ad negotia nec minus ad convivia procedunt. Diem noctemque continuare potando nulli probrum.

Auf altgermanisches Gerichtsverfahren weist ganz bestimmt hin das Gerichtssymbol des „Nachbarzeichens", durch dessen Umsendung von Haus zu Haus zu Gericht und Versammlung entboten wird.

Ob die Unterstellung der Nachbarschaft unter die geistliche Oberaufsicht (Pfarrer, Consistorium, Presbyterium) ebenfalls auf den altgermanischen Brauch zurückgeführt werden könne, wonach der Priester die Volks- und Gerichtsversammlung mit Darbringung eines Opfers eröffnete und auf deren Ordnung und Leitung einen wesentlichen Einfluß nahm, wage ich nicht zu entscheiden. Der heute noch streng eingehaltene Brauch, zum Gerichts- oder Sitttag im Feierkleid zu erscheinen, ließe sich wohl ungezwungen ebenfalls auf die altgermanische Sitte zurückführen, zur Gerichtssitzung mit dem Feierkleid, dem über die Schulter geschlagenen Mantel, dem Symbol des Schutzes für Beleidigte und Geschädigte, zusammenzukommen, einer Sitte, die dem „considunt armati" des Tacitus erst spät Platz machte.

Nach altgermanischem Brauch ist auch heute noch in der regelmäßig zusammenberufenen Versammlung jeder Mann zu Stimme und Urtheil befugt.

1. Zweck der Genossenschaft.

Er läßt sich am genauesten erkennen aus den Nachbarschaftsgesetzen, die das Verhalten der Nachbarn regeln, den sogenannten „Artikeln". Sie gingen wohl anfangs als Gewohnheitsgesetz von Mund zu Mund und wurden erst verhältnißmäßig spät schriftlich aufgezeichnet. Die Artikel, die gegenwärtig in den Nachbarschaften aufbewahrt und alljährlich am Richttag vorgelesen werden, sind spätere Ueberarbeitungen verloren gegangener oder noch vorhandener, in Archiven

hinterlegter Originale. Die ältesten bis jetzt veröffentlichten sind die in G. Seiverth's: „Die Stadt Hermannstadt" abgedruckten Artikel der oberen Wiesengasse vom Jahre 1563 und der Burgergasse vom Jahre 1577.

Weltliche und geistliche Behörden sind für die Sammlung und Einschärfung derselben mit gleichem Eifer eingetreten, weil die Nachbarschaft die treue Verbündete beider Stände war und — soweit sie es noch sein darf und ernstlich will — auch in der Gegenwart ist.

Wenn die generosi domini Judicati in die von ihnen revidirten und gesammelten Artikel gerne Bestimmungen zur Förderung des christlichen und kirchlichen Lebens aufnahmen und im geringsten nichts versäumen wollten, was zur Förderung göttlicher Ehre erforderlich ist und Alles vorkehrten, damit nicht welche epikurische und in öffentlichen Sünden lebende Menschen, item Sabbathschänder aufkämen, die Sonntags Früh bei Anbruch des Tages hinauseilen in die Baumgärten, Weingärten und Gärten zu Fuß, zu Pferd oder auch mit bespanntem Wagen und des lieben Gottesdienstes vergessen; vielmehr Jeder das in der Predigt gehörte Wort Gottes in fernere Betrachtung ziehe und den ganzen Tag bis nach der Vesper sein Leben nach den Regeln des wahren Christenthums aufführe, nach welcher Zeit auch ein ehrbarer Spaziergang in die Weinberge und Gärten unverwehrt sein wird; wenn die Bistritzer Jurati im Jahre 1710 weiterhin nicht ohne sonderbare Herzensbewegung bemerken, wie die Gottesfurcht bei diesen letzten betrübten Zeiten erkaltet, weil das Wort Gottes verachtet und die Anführung zum Katechismus, welcher dem Meuschen in seiner zarten Jugend vorgelesen werden muß, versäumt wird: — so sorgten auf der anderen Seite auch die Mitglieder des geistlichen Standes in ihren Abstufungen dafür, daß in den von ihnen veranlaßten Sammlungen der Nachbarschafts-Artikel jene

Bestimmungen ungeschmälerte Aufnahme fanden, auf denen sich ein edles und reines **bürgerliches** Leben aufbauen muß und deren Ueberwachung und Durchführung durch die Nachbarschaft den weisen Herren manche Last des verantwortlichen Dienstes abnahm. — Viele Bestimmungen der noch zu Recht bestehenden Nachbarschaftsartikel stimmen freilich mit dem Geist der Zeit und dem Zeitgeist nicht mehr überein und stehen blos auf dem Papier, alle aber haben ihrer Zeit eine heilsame Wirkung entfaltet, und um so sicherer entfalten **können**, weil sie aus dem Willen des Volkes selbst hervorgegangen waren.

Der treffliche Pfarrer Mild sagt in der auf seine Veranlassung zu Stande gekommenen Sammlung der Arkeder Nachbarschafts-Artikel vom Jahre 1838: „Wenn Jemand dafür halten sollte, diese Artikel seien dem Zeitgeist nicht ganz angemessen, sie gingen zu sehr in das Kleinliche . . . dem diene zur Nachricht, daß diese Artikel auf die alten, lange bestandenen sich gründen; daß die Verbesserungen und Zusätze aus dem gemeinschaftlichen Willen der einzelnen Nachbarn, d. i. der ganzen Nachbarschaft, hervorgegangen sind. Gesetze aber, die das Volk sich selbst gibt, muß man ihm lassen, so lange sie befolgt werden und es sich wohl dabei befindet. Wenn einst ein vollkommener moralischer Zeitgeist eintritt, werden wohl auch diese Artikel wieder verbessert werden können."

Die Gemeinde aber, die heute noch diese Artikel in Ehren hält, hielt im Jahre 1867 diesen besseren moralischen Zeitgeist noch **nicht** für gekommen. Ein Nachfolger Mild's konnte unter dem Beifall der ganzen Gemeinde, ja auf förmlich ausgesprochenen Wunsch derselben das **erste** seidene Tuch, das ein Mädchen in die Kirche mitbrachte, confisciren und in der Kirchenlade hinterlegen. Er hatte ferner auf Anzeige des Altknechtes über die heikle Frage zu entscheiden, in welcher Weise die Bruderschaft einen Bruder am passend-

sten strafen könne, der am **Bußtag** auf der öffentlichen Gasse — gepfiffen habe.

In fast allen Sammlungen der Nachbarschaftsgesetze sächsischer Städte und Dörfer kehren dieselben Bestimmungen oft in denselben Worten wieder.

In jüngerer Zeit haben die evangelischen Domestical-Consistorien und später auch einzelne Bezirksconsistorien für die ihnen unterstehenden Gemeinden Artikel zur Darnachrichtung herausgegeben, die den Zeitverhältnissen nach Möglichkeit Rechnung tragen wollen und in welche die zweckmäßigsten Bestimmungen aus den Artikeln aller einzelnen Gemeinden aufgenommen worden sind. Es war das eine in vieler Beziehung schwierige Arbeit, die die alten Localstatuten um so weniger hat verdrängen können, weil sie hie und da auch Eingriffe in das frühere Selbstbestimmungsrecht der Nachbarschaft enthielt, beispielsweise die Bestimmung, der Nachbarvater sei aus drei vom Ortsconsistorium zu bestimmenden Candidaten zu wählen.

„Die Artikel müssen **alle Jahre** in der Nachbarschaft **vorgelesen** werden, weil alle Jahre neue Nachbarn eintreten, damit Niemand sage, er hätte es nicht gewußt." (Arkeden, 1838.)

Ein großer Theil der in den Nachbarschafts-Artikeln enthaltenen Bestimmungen regelt:

1. **Das gegenseitige Verhalten der Nachbarn und die Hilfeleistung der ganzen Nachbarschaft in Freud' und Leid ihrer Genossen.**

Jeder der Genossenschaft angehörige Hausvater hat für sich und seinen Hausstand Anrecht auf die brüderliche Hilfe der Mitverbundenen so oft er, wie die Artikel der Dorfgemeinde Pretai so schön sagen, „**etwas Schweres** zu **heben** hat, so ihme allein zu schwer ist, es möge sein was es wolle, zu Ehren Freud' oder Bekümmerniß". Denn drei

Dinge sind ja, wie die Vorreden zu so manchen Nachbarschafts-Artikeln mit Sirach sagen, beiden, Gott und den Menschen wohlgefällig: erstlich, wenn Brüder eins sind; zum Zweiten: wenn die Nachbarn sich lieb haben, zum Dritten: wenn Mann und Weib sich mit einander wohl begehen.

Diese Liebe der Nachbarn zu einander soll sich denn zunächst bewähren in der Freude, denn auch sie gibt Schweres zu heben.

Darum verfällt der Strafe, wer die Einladung zur Hochzeit abschlägt; wer eine halbe Stunde nach dem Glockengeläute in's Hochzeitshaus kommt, zahlt nach den Groß-Alischer Nachbarschafts-Artikeln eine und wer gar nicht kommt zwei Maß Wein an die Nachbarschaft.

Die Knechte (junge Bursche), die der Nachbarvater in's Hochzeitshaus sendet, um da zu dienen (Speisen auftragen, Wein einschenken, Teller wechseln 2c. 2c.), unterliegen, wenn sie sich dessen weigern, der Strafe.

Wer dem Nachbar bei Hochzeiten nicht mit Scheiben (Tellern), Schüsseln, Bänken, Tischen und Trinkgefäßen aushilft oder den zugeschickten Braten nicht ordentlich wendet und brät, zahlt 6 Denar.

„Wer einen Braten nicht ehrlicher Weise bratet oder solchen versäumt und verbrennt oder nicht braten will, zahlt der Nachbarschaft in Arkeden 6 Kreuzer." (Art. vom Jahre 1838.)

Auch heute noch stellt jeder Hauswirth dem Nachbar zur Rechten und Linken nicht nur den Backofen frei, wenn gegen die Hochzeit gebacken werden soll, sondern sieht es als selbstverständliche Erleichterung an, wenn der Nachbar den Zaun oder Planken umlegt oder „abkleidet", um auf kürzerem Wege zu seinem Backofen zu gelangen.

Führt ein Nachbar einen größeren Bau auf, soll der Dachstuhl aufgesetzt, die Scheune „aufgehoben", sollen Rinnen aufgezogen werden 2c., so stellt auf sein Verlangen der

Nachbarvater aus jedem Haus eine männliche „Hilfe“ bei. Der Beholfene hat dafür der Nachbarschaft 3 Kreuzer zu erlegen. Der Ausbleibende aber zahlt 10 Kreuzer in die Nachbarschaftscasse.

Soll ein Weinfaß in den Keller hinabgelassen oder aus demselben heraufgeholt werden, so stellt die Nachbarschaft die erforderlichen „Schrotter“ bei und der Eigenthümer erlegt dafür die festgesetzte kleine Taxe.

Die nachbarliche Liebe soll sich aber erweisen auch in Leid und Unglück.

Ist ein Nachbar schwer erkrankt, so soll ihm bei Hauptfeldarbeiten, welche von der Gemeinde zu gleicher Zeit gethan werden (Mähen, Kornführen, Weinlese), durch aushilfsfähige Nachbarschaftsmitglieder der Reihe nach gegen Abrechnung von den gemeinschaftlichen Nachbarschaftsarbeiten Hilfe geleistet werden. (Schenker Consist.-Art.)

„Wäre Jemand bemüßigt, sich einem avaro et rapaci Creditori bei Erhebung einigen Geldes auf ein unchristliches und die regulas patriae übersteigendes Interesse zu verbinden,“ — so schützt ihn davor die Nachbarschaftscasse, die ihm zu mäßigen Procenten ein bescheidenes Capital vorstreckt. Sind ihm seine Fruchtvorräthe vor der Ernte „ausgegangen“, so erhält er aus dem allgemeinen Sparspeicher — den manche Nachbarschaft besitzt — ein Darlehen an Mundvorrath.

Stirbt ein Mitglied der Nachbarschaft, so wird ihm das feierliche Grabgeleite aller Nachbarn zu Theil. Der Nachbarvater ordnet das Grabmachen, das Geläute, das Tragen des Sarges durch die jüngeren Nachbarn an und vertritt beim Leichenbegängniß das Haus in feierlicher Ansprache und Gegenrede an die Leichenbegleitung und die Geistlichkeit.

„Und weil es billig und christlich ist,“ sagt der V. Artikel der Kronstädter „Friedenskette“, „daß die Leichen ehrlich begraben werden, so soll die ganze Nachbarschaft verpflichtet

sein, sich bei dem Leichenbegängnisse einzufinden, und hiezu sollen auch die Witwen verbunden sein.“ Wer ohne genügende Entschuldigung beim Nachbarvater ausbleibt, erlegt 8 Denare — und ebensoviel soll Jeder erlegen, der nach dem Begräbniß nicht mitgeht bis zum Trauerhause. — Sterben Fremde in der Nachbarschaft, so werden sie von derselben beerdigt. Sind es Arme, so bezahlt die Nachbarschaftscasse den Sarg; waren es Reiche, so ersetzen die Erben die Unkosten. Dem durchreisenden Fremden gebührt gastliche Aufnahme. Der Nachbarvater weist ihm die Herberge an.

Andere Bestimmungen der Nachbarschafts-Artikel beziehen sich

2. auf die Emporhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, die insoweit in die besten und berufensten Hände gelegt war, weil die Nachbarschaft die örtlichen Verhältnisse, und, da sie eine erweiterte Familie darstellt, Charakter und Lebensweise ihrer eigenen Glieder am eingehendsten kennt. Zu diesem Zwecke unterlag die Aufnahme in die Nachbarschaft und der Eintritt in dieselbe der schärfsten Controle.

„In allen Nachbarschaften sollen die Nachbarhannen auf Diejenigen, so Häuser kaufen, fleißig Achtung geben und solches einer Löbl. Obrigkeit in guter Zeit an Tag geben, damit keine fremden nationes und Jobagyen einschleichen mögen. Werden sie dies nicht thun, so sollen sie einem Ehrsamen Weisen Rath Straf verfallen 25 Gulden.“ (Herm. Art. v. J. 1696.)

„Welcher gut Herr in der Nachbarschaft wohnet und die Herrn der Nabarschaft mit zu Beistand in Freuden oder Bekümmerniß begehret, der soll sich zuvor nach alter löblicher Gewohnheit eingrüßen und einbitten lassen, alsdann soll die Nachbarschaft ihm seine Bitt auch gewähren.“ (Herm. Art. v. J. 1615.)

„Wer in die Nachbarschaft eintreten will, soll sein Zeugniß dem Nachbarvater innerhalb 14 Tagen vorlegen und zum Eingruß 24 Denare erlegen. Thut er es nicht innerhalb längsteus 4 Wochen, so soll er 50 Denare erlegen." (Pretaier Artikel.)

„Kauft oder vertauscht Jemand ein Haus in der Nachbarschaft, so ist er den Nachbarn, die schon Häuser besitzen, eine „Hausseligkeit" schuldig, nämlich ein Gericht und einen Eimer Wein, aber kein Gebackenes dazu." (Herm. Art. v. J. 1696.)

„Wenn sich Einer in die Nachbarschaft eingrüßt, sollen die Nachbarhannen fleißig Acht geben, damit ehrliche, redliche und aufrichtige, nicht aber verdächtige Personen in die Nachbarschaft genommen werden mögen." (Herm. Art. v. J. 1696.)

„In allen ehrlichen Nachbarschaften soll eine schöne Ordnung und Respect zwischen denen ältern, mittlern und jüngern Nachbarn sein. Auch sollen fürnehmlich dieselben, die vornehmen und meritirten Herkommens sein, Meriten und Standesgebühr nach tractirt werden; sie aber hingegen mit der Ehrsamen Nachbarschaft auch in gutem Vernehmen leben und sich nichts übernehmen." (Herm. Art. v. J. 1696.)

Nach vollzogener Aufnahme hat der neueingerichtete Nachbar Antheil an allen Rechten und Vortheilen der Genossenschaft, ist aber auch zur pünktlichen Erfüllung aller von ihr auferlegten Pflichten und zur willigen Tragung aller öffentlichen Lasten verbunden.

„Ein jeder Nachbar soll die Beschwernisse (Lasten) in der Nachbarschaft, sie mögen Namen haben wie sie wollen, tragen und denen unterworfen sein. Wer anders thut, verfällt der Nachbarschaft 16 Denare." — Zu diesen Beschwernissen gehörte früher

1. die Gassen- und Thorhut, die jeder Nachbar in eigener Person verrichten mußte. Bei Krankheit und Gesichts-

schwäche oder wenn der Nachbar „auswelzig“ (über Land) war, galt Stellvertretung, die dem Nachbarvater zuvor angezeigt worden war, aber nicht durch einen Lehrjungen, sondern durch einen Mann oder Gesellen bestellt werden mußte.

Wer nicht pünktlich (Abends 9 Uhr) zur Stelle war, die Wacht nicht „weitersagte“, d. h. den Mann, der ihn ablösen sollte, nicht persönlich bestellte, wer bei Tagesanbruch nicht auf seinem Posten war, verfiel schwerer Strafe. Dazu gehörte ferner

2. die Hilfeleistung bei ausgebrochener Feuers- oder Wassersgefahr. Die Nachbarschaft hatte und hat ihre Löschrequisiten; Jedem ist ein seiner Kraft und seiner Beschäftigung entsprechender Platz beim Brande angewiesen und die Genossenschaft ist als förmliche Feuerwehr organisirt. Dahin gehört ferner

3. die Reinhaltung des Baches, der durch die Nachbarschaft fließt und die Reinigung und Instandhaltung der Brunnen.

Dabei war jeder Nachbar und ist bis heute verbunden, nichts zu unterlassen, was zur Sicherung der Gemeinde gegen Feuerschaden beitragen kann. Die Rauchfänge mußten fleißig gereinigt, bei Wind durfte nicht „gebeucht“ (große Wäsche vorgenommen) werden ꝛc. Darüber hatten die Feuer-Inspectoren strenge zu wachen.

Keiner durfte die Gasse verunreinigen.

„Wer Kuchelgespühl, Zwiebelschalen, Sauerkraut, Schüsselwasser, Hauskehricht u. dgl. für seine Thür auf die Gassen schüttet, soll erlegen 1 Gulden. Wer ausgebrennten Weinlager oder Pflaumen hinschüttet, zahlt einen, wer Aas vor seiner Thüre liegen läßt, zwei, wer es selbst hinwirft, drei Gulden.“ (Bistritzer Art. v. 1710.)

Gräben und Stege hat Jeder vor seinem Hause zu reinigen.

Für Schaden, den das Vieh dem Nachbar oder am Gemeinde-Eigenthum thut, ist der Besitzer des Viehes verantwortlich.

Wer Heu und Früchte heimführt, muß bis zur Betstunde daheim sein; wer später, bei einbrechender oder eingetretener Dunkelheit auf den Hattert hinausfährt, zahlt Strafe; desgleichen, wer dem Nachbar vom eigenen Land Steine auf das seinige wirft.

„Auf der Reise sollen sich die Nachbarn ehrlich und höflich verhalten, einer dem andern nachwarten, nicht mit dem Wagen vorrennen und wo es von Nöthen ist, Hilfe leisten.“ (Arkeder Art. 1838.)

Zu öffentlichen Arbeiten bei Bauten der politischen und kirchlichen Gemeinde hat jeder Nachbar die vom Nachbarvater gebotene Hilfe zu leisten und pünktlich dabei zu erscheinen.

„Jeder Nachbar hat für Zucht, Ehrbarkeit und gute Sitten zu sorgen, damit Frömmigkeit und Gottesfurcht auch auf die Nachkommen fortgepflanzt werde.“ (Arkeder Art. ex 1838.)

Ein anderer Theil der Bestimmungen der Nachbarschafts-Artikel bezieht sich

4. auf die Pflege sittlicher Wohlanständigkeit, insbesondere des kirchlichen Sinnes in der Gemeinde. Ihr Einfluß dabei erstreckt sich sehr weit; er reicht bis in's Innere des Hauses hinein. Bis in die neuere Zeit herab war der Nachbarvater der erste Friedensrichter bei ausgebrochenem Ehestreit. Auch heute noch hat er auf Anordnung des Pfarrers zu interveniren, wenn der eine Theil der zwistigen Eheleute aus dem Hause austritt und den Theil an Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln herausnehmen will, der ihm vor Entscheidung des Processes nach dem Gesetze zusteht.

Dringt der Zwist der Eheleute und deren tobendes Schelten über den Hausfrieden hinaus, so daß er auf der Gasse vernommen wurde, so unterliegen die Schuldigen der

Strafe der Nachbarschaft. Die Arkeder Artikel verordnen im Jahre 1838 noch:

„Eheleute, welche in Unordnung leben und mit Fluchen und Schelten sich nähren, dermaßen, daß ihr Fluch- und Scheltwort auf der Gasse von den Vorübergehenden gehört werden kann, sollen mit 1 Gulden bestraft werden.“

Den vom Gatten entwichenen Ehegatten darf der Nachbar auch nur eine Nacht hindurch nicht in's Haus aufnehmen, ohne es dem Pfarrer angezeigt zu haben. (Schenker Art.)

Auch über das Verhältniß zwischen Dienstherrn und Hausgesinde, dann zwischen Eltern und Kindern hatte die Nachbarschaft das Recht mitzuwachen.

„Wer Vater oder Mutter schmäht oder schimpft oder wohl Hand an sie leget und aus dem Hause stoßet, der soll der Nachbarschaft erlegen 1 Gulden. Geschieht es zum andernmale, so sollen so gottvergessene Mißhandler ihrer Eltern der Nachbarschaft verfallen mit 2 Gulden und der nöthigen Bestrafung wegen dem Consistorium oder der Obrigkeit in Schäßburg angezeigt werden.“ (Arkeden.)

„Sollte zu Nachtzeit bei einem oder dem andern Nachbar unter den Gästen ein Tumult entstehen, daß die Nachbarschaft zu Hilfe gerufen werde, so soll der Wirth der Nachbarschaft verfallen 1 Gulden.“ (Kronstadt 1606.)

Bei erlittener Beleidigung durch einen Nachbar muß der Gekränkte die erste Abhilfe bei der Nachbarschaft ansuchen. Darum verordnen die Kronstädter Artikel von 1606:

„Wäre Jemand in der Nachbarschaft geschmähet worden, so soll er nicht flugs zum Richter laufen, sondern er soll solches der Nachbarschaft anzeigen, sonst wird er Strafe geben 50 Denar.“

So Einer den Andern vor Gericht will anklagen, der soll es dem Nachbarvater anmelden bei Strafe 1 Gulden. (Pretai.)

„Alle kleine Zänkereien, welche nicht Criminal- oder Capital, item alle andern kleinen Uneinigkeiten und Mißverständnisse, so unter Nachbarn, insbesondere aber schwatzhaften Nachbarfrauen und Gesindel vorkommen dürften . . ., können bei dem Nachbarvater beigelegt werden, da dann jedesmal 1 Gulden von der Person nach der Sachen Umstand genommen werden soll." (Bistritz 1710.)

„So Einer den Andern im Zorn Lügen straft, verfällt ohne alle Gnad 10 Denare."

„So Einer mit dem Andern habert oder zankt, der soll werden gestraft nach Erkenntniß der Nachbarschaft."

Zahlt der Bestrafte die Strafe nicht in der bestimmten Zeit, so „soll er aus der Nachbarschaft ausgeschlossen sein oder doppelt und zwiefach gestraft werden". (Herm. 1582.)

„Die Nachbarn sollen sich einander christlich lieben und nicht Eins dem Andern Böses wünschen, als mit Blitz, Hagel und Donner und dergleichen Scheltworte mehr. Geschieht es aber wo immer öffentlich und hörbar, so soll er der Nachbarschaft verfallen 30 Kreuzer."

„Wer einen unnöthigen Zank oder Streit mit seinem Nachbarn anfängt, und folgen Schläge darauf, so soll der Straffällige zahlen 1 Gulden. Geht es aber ohne Schläge ab, und geschehen nur Schmähworte, so soll der Straffällige erlegen 30 Kreuzer." (Arkeder Art. 1838.)

„Flucher, unnütze Schwörer, Solche, die Hilfe bei Wahrsagern und Segensprechern suchen, wie auch Solche, die verdächtige Oerter besuchen, sollen der Nachbarschaft zur Strafe angezeigt werden." (Herm. Art.)

Auch Thierquälerei ist von der Nachbarschaft zu bestrafen. (Arkeder Artikel.)

„Wer seinem Nächsten seinen Dienstboten abwendig macht oder unterkriecht, der soll Strafe niederlegen 25 Kreuzer." (Arkeden 1838.)

Ein ganz besonderes Augenmerk hat die Nachbarschaft zu richten auf die Pflege des kirchlichen Sinnes. Die hieher einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen gehen bis in's Einzelnste. Es genüge die Anführung einiger der jüngsten.

Die Arkeder Nachbarschafts-Artikel vom Jahre 1838 schreiben vor:

„Alle gottselige Hausväter und Hausmütter sollen Liebhaber sein der christlichen Kirche und des Wortes Gottes das in der Kirche gelehrt und gepredigt wird, und sollen nach demselben in der Furcht Gottes auch leben, den Kirchengang nicht versäumen, viel weniger ohne Noth über Feld reisen. Wer am Sontag über Feld reiset, ohne sich beim Nachbarvater gemeldet zu haben, weil der Nachbarvater wissen muß, wo ein jeder Nachbar sich befindet, der soll zahlen 6 Kreuzer."

„Wer nach der Vesper in die Mühle mit Frucht fähret oder daraus Mehl heimholt, soll der Nachbarschaft verfallen 6 Kreuzer."

„Wer am Sonntag graset, nach wildem Obst fährt oder häufnen geht (Fruchtgarben zusammenlegen), zahlt 6 Kreuzer. Ist es aber ein Nothfall wegen eingetretenen Regenwetters, so mag es von dem Ehrwürdigen Herrn ohne Strafe zugelassen werden."

„Wer im Hofe Holz haut, soll der Nachbarschaft verfallen 6 Kreuzer. In summa: am Sonntag soll keine störende oder ein Aergerniß gebende Arbeit verrichtet werden."

„Welche unfleißige Frauen auf dem Friedhof oder vor der Kirchenthüre stehen bleiben, Dorfneuigkeiten oder unnütze Märchen sich erzählen oder Landtag halten und nicht sogleich, wie sie gekommen, in die Kirche gehen, sollen zur Strafe geben 6 Kreuzer."

„Die jungen Weiber sollen in der Kirche, wenn sie sich schleiern, nicht mehr als zwei Paar gethürmte Nadeln auf dem Kopfe haben."

„Wenn sie das Knüpftuch aufthun, soll unter dem Bart (Kinn) keine Masche gesehen werden. Die Mädchen sollen nicht mehr als zwei Flêtschen (bunte, seidene Bänder), eine um den Kopf gebunden und eine im geflochtenen Haar haben. Die vielfachen Maschen, welche ihnen über die Achsel herunterhangen, sind verboten bei Strafe von 6 Kreuzer."

„Wer eher aus der Kirche hinausgeht, als bis der Segen vor dem Altar gesprochen wird, soll zahlen 6 Kreuzer."

„Zur Advent- und Fastenzeit ist es Pflicht für christliche Eheleute, in die Kirche zu gehen; besonders sollen die Hausväter und Hausmütter solches in der Woche, wo sie zum Beichtstuhl zu gehen gesonnen sind, zu thun nicht unterlassen."

„Diejenigen Nachbarn, welche zweimal hintereinander zum Abendmahl zu gehen unterlassen, ohne sich beim Nachbarvater ausgewiesen zu haben, warum? — sollen auf dem Pfarrhof angezeigt werden. Versäumt der Nachbarvater dieses zu thun, so verfällt er selbst der Nachbarschaft 6 Kreuzer."

„Wer irgend etwas in der Kirche thut, wodurch eine Störung geschieht, plaudert oder sonst ein Aergerniß gibt, soll zahlen 6 Kreuzer."

„An den Sonntagen soll Niemand des Saufens pflegen unter dem Gottesdienst und noch weniger sich in den Schenkhäusern finden lassen. Sündigt Jemand wider das Gebot, so soll der Wirth mit 1 Gulden, die Gäste aber mit 30 Kreuzer bestraft werden." — Auch die Jagd am Sonntag ist verboten.

Daß diese Bestimmungen bis in die neueste Zeit herab nicht blos auf dem Papier standen, daß sie vielmehr zum fleißigen Besuch des Gottesdienstes das Ihre mit beitrugen, beweiset die gleichzeitige Bestimmung:

„Ein jeder Nachbarvater soll in seiner Nachbarschaft zwei Gassenhüter bestimmen, die an Sonn- und Feiertagen

unter dem Gottesdienst sorgen sollen, daß kein Zigeuner- oder Bettelvolk oder sonst ein verdächtiger Mensch unter dem Gottesdienst in ihrer Nachbarschaft herumgehe und so dem frommen Nachbar in seinem Hause Schaden zugefügt werden könne."

2. Organisation der Genossenschaft.

An der Spitze der Nachbarschaft steht der Nachbarvater, in Städten auch Nachbarhann genannt. Er geht aus der freien Wahl aller erbgesessenen Bürger der Nachbarschaft hervor. Zur Wahl werden die drei bis sechs ältesten Männer der Nachbarschaft, die das Amt nicht schon einmal bekleidet haben, von der Nachbarschaft candidirt. Nachdem sie aus der Versammlung abgetreten und die Nachbarschaft dem gewesenen Nachbarvater für die treue Verwaltung des Ehrenamtes gedankt hat, wird einer der Candidaten durch Stimmenmehrheit gewählt oder durch lauten und einstimmigen Zuruf der Nachbarschaft bestimmt: „Dieser soll es sein!"

Niemand kann sich der Wahl zum Ehrenamte des Nachbarvaters ohne triftigen Grund entziehen. Nur der Hann und die zwei Borger sind für die Dauer ihres Dienstes davon ausgenommen. Die Amtsführung erstreckt sich in der Regel auf zwei Jahre.

Der neuerwählte Nachbarvater dankt nach vollzogener Wahl für die ihm erwiesene Ehre. Sofort nehmen die zwei jüngsten Nachbarn die Nachbarlade und gehen voran, der Gewählte folgt gleich nach ihnen und die ganze Nachbarschaft gibt ihm das Ehrengeleite bis zu seiner Wohnung, worauf dieser für die Begleitung dankt und ein guter Nachbarvater zu sein verspricht.

Pflicht und Aufgabe des Nachbarvaters bestimmt am klarsten und bündigsten die Bistritzer Nachbarschafts-Ordnung vom Jahre 1710 mit den Worten: „Er soll fest,

steif und unbeweglich" — über den Artikeln halten. Er beruft und leitet alle Versammlungen der Nachbarschaft ordnet an und überwacht die öffentlichen Arbeiten der Nachbarschaft, hebt die Strafgelder ein und stellt darüber am Schlusse des Jahres Rechnung. Er ist der erste Richter in Streitigkeiten der Nachbarn untereinander.

In seiner Würde und seinem vollen Ansehen ist er geschützt durch die strengsten Bestimmungen der Nachbarschafts-Artikel. Ungehorsam gegen ihn zieht schwere Strafe nach sich.

„Welcher sich vom Nachbarvater nicht läßt unterrichten, soll erlegen 16 Denare und wenn er einen jungen Nachbar am Sitttag heißet aufstehen und er nicht aufstehet, soll verfallen 8 Denare." (Pretaier Art.)

Nächst dem familiären „Vater" gebührt ihm das Prädicat „Herr".

Dafür aber ist auch er an die Beobachtung der Artikel fest gebunden und zahlt in Uebertretungsfällen die doppelte oder dreifache Strafe.

Verreiset er, so muß er bei Strafe einen Stellvertreter für die Dauer seiner Abwesenheit bestimmen.

„Thut er sein Amt nicht, mit Versammlung der Nachbarschaft, Förderung der Zucht und Ehrbarkeit, so verfällt er in die Strafe von 50 Denare." (Gr. Alischer Art.)

„Will der Nachbarvater Einen, der gesündigt hat, nicht anklagen, sondern ihm durch die Finger sehen, so soll er die Strafe, die Jener verwirkt, doppelt erlegen." (Arkeder Art. ex 1838.)

In Amt und Würde steht dem „alten" Nachbarvater zur Seite und vertritt denselben in Verhinderungsfällen der junge Nachbarvater. Diesen Amtsgenossen nimmt der alte Nachbarvater sich selbst aus der Reihe der hausbesitzenden Nachbarn, und zwar — wie die Arkeder Artikel sagen — „dieses aus dem Grunde, weil der junge Nachbarvater der

ordentliche Stellvertreter des Alten ist, und dieser gewiß kein Anderer sein kann, als der, in welchen er das größte Zutrauen setzt, daß er ihm stets redlich an die Hand gehen werde".

Zu den Beamten der Nachbarschaft gehört ferner ein Schreiber, „der dem alten Nachbarvater an die Hand geht und Einnahmen und Ausgaben der Nachbarschaft ordentlich berechnet". (Arkeden 1838.)

Als Beirath endlich steht den Genannten zur Seite die Altschaft, eine Zahl der ältesten Männer aus der Nachbarschaft, gewöhnlich Diejenigen, die zur Wahl des Nachbarvaters candidirt waren.

„Jede Nachbarschaft hat ihre „Nachbarschaftslade", ein hölzerne Truhe, die nach den Bestimmungen der Arkeder Artikel eine Elle lang und eine halbe Elle breit und tief sein soll, und mit einem Schloß versehen, stets zum alten Nachbarvater befindlich sein soll. In diese Lade sollen die Nachbarschafts-Artikel, die Strafgelder und die etwaigen Obligationen in Sicherheit gebracht werden. Den Schlüssel zu dieser Lade soll stets der junge Nachbarvater in Verwahrung haben, damit diese Lade der alte Nachbarvater nicht allein öffnen könne."

In der Verwahrung des alten Nachbarvaters befindet sich das Nachbarzeichen (oder der Nachbarzeichen), das Mittel der Ladung zu Gericht und gemüthlichem Fest. Es ist ein meist herzförmig gestaltetes, oft mit schönen Schnitzereien geziertes Holzstück im Durchmesser von 8 bis 12 Zoll.

Soll eine Versammlung der Nachbarschaft einberufen, eine Arbeit angesagt, eine Anordnung des Nachbarvaters oder ein Befehl der Obrigkeit bekannt gegeben werden, so wird dasselbe zugleich mit der mündlichen Anordnung des Nachbarvaters von Haus zu Haus in Umlauf gesetzt und muß ohne Ruhe und Rast in vorgeschriebenem Lauf durch die

Nachbarschaft gehen und wieder zum Nachbarvater zurückkehren. Damit Unordnungen im Lauf und Entstellungen des mündlich mitgehenden Auftrages vermieden werden, soll es stets durch zuverlässige Personen von Haus zu Haus getragen werden. — Uebertretungsfälle werden bestraft.

„So der Nachbarhann ausschickt das Nachbarzeichen und dasselbe verdreht wird oder nicht also angesagt wird, wie der Nachbarhann befohlen hat, der verfällt 10 Denare. Bei welchem das Nachbarzeichen über Nacht verhalten wird, der verfällt ohne Gnad 10 Denare.“ (Herm. Art. v. J. 1563.)

Auf diese Weise können obrigkeitliche Anordnungen, Aufträge, Anfragen, ja in dringenden und wichtigen Fällen selbst Privatsorgen schnell und sicher zur Kenntniß der ganzen Gemeinde gebracht werden. — Mehr als einmal sind aus dem Elternhause hinweggeirrte kleine Kinder „mit dem Nachbarzeichen gesucht“ worden. Daher das alte Sprichwort für eingehendes Fragen, Forschen und Suchen nach Personen: „Jemanden wie mit dem Nachbarzeichen suchen.“

Zum festen Eigenthum jeder Nachbarschaft gehören ferner die Löschapparate: Leitern, Spritzen, Feuerhaken, Wassereimer 2c., die an bestimmten Orten aufbewahrt werden, oft Werkzeuge zur Leistung öffentlicher Arbeiten, die der Einzelne ihres hohen Preises wegen sich nicht anschaffen kann, ferner Maße und Gewichte und das Brandzeichen, mittelst dessen dem Vieh das Zeichen eingebrannt wird, das die betreffende Gemeinde führt.

Wer Maße, Gewichte und Brandzeichen zum Privatgebrauche entnimmt, hat sie binnen bestimmter Frist zurückzustellen.

„Wer den Ramp (Kübel), das Viertel oder Schrottseil über Nacht daheim behält, zahlt 2 Denare.“ (Herm. Art. v. J. 1563.)

Alles gemeinsame Eigenthum der Nachbarschaft ist dem neugewählten Nachbarvater ordentlich zu übergeben und dieser hat es seinem Nachfolger abzutreten.

3. Versammlungen und Feste der Genossenschaft.

Einmal im Jahre am Dienstag der letzten Faschingswoche, tritt die Nachbarschaft zum Sitttag oder Gerichtstag zusammen. Kein männliches Mitglied darf ohne genügende Entschuldigung dabei fehlen. Jeder erscheint im Festkleid. Der Nachbarvater führt den Vorsitz. Er eröffnet die Versammlung mit hergebrachter Ansprache, nachdem er Stille geboten, den Gerichtsfrieden gebannt hat.

Nachdem er einleitend dem lieben Gott gedankt hat, der im abgelaufenen Jahre die Gemeinde mit zeitlichen und ewigen Gütern gesegnet, vor Feuer, Mißwachs, Krankheit und Seuchen behütet, und die Gemeinde auch für die Zukunft in den gnädigen Schutz und Willen Gottes empfohlen hat, fährt er (in Arkeden) also fort:

„Uebrigens, ihr lieben Nachbarn, wissen wir, wie unsere gottseligen Vorfahren uns eine schöne Ordnung hinterlassen, nachdem sie vor vielen Jahrhunderten ihren dasigen Heimats-Aufenthaltsort verlassen und dies dazumal noch öde Land Siebenbürgen betraten. Hier bauten sie durch ihren unermüdlichen Fleiß Burgen und Städte und Dörfer, zu welchen Dörfern auch unsere ansehnliche Gemeinde gehört. Diese wurde in vier Nachbarschaften getheilt. Um aber auch in unserer Nachbarschaft Ordnung zu erhalten, wurden ihr Gesetze vorgeschrieben, die Artikel. Damit diese Gesetze nun aber auch genau befolgt werden, werden alle Jahr zwei dazu dauchhafte (geeignete) Männer von der Ehrbaren Nachbarschaft gewählt, welche Aufsicht haben, damit Ordnung und Aufrichtigkeit bewahrt werden mögen. Zu diesem Amte wurden denn auch wir: ich zum älteren und mein Mitgehilfe zum

jüngeren Nachbarvater erwählt. Und nun fordert mich meine Amtspflicht auf, an diesem, noch von unseren Vorfahren zum Richttag bestimmten Tag meine Schuldigkeit zu thun. So tretet herzu und richtet! Euch Alle aber, die ihr euch sträflich fühlt, fordere ich auf, daß ihr euch selbst anklaget. Denn, die freiwillig die Strafe erlegen, kommen mit der Hälfte zu. Werdet ihr aber angeklagt, so zahlt ihr die ganze Strafe. Hiezu fordert mich meine Amtspflicht auf, damit der Ungehorsame bestraft werde, der Fromme aber Ehre erhalte."

Auf diese Ansprache antwortet einer der Aeltesten Folgendes:

„. . . Da habt Ihr gestern, um die Nachbarschaft hier zu versammeln, das gewöhnliche Zeichen geschickt und so sind wir nicht ungehorsam gewesen, sondern sind Eurem Willen gemäß erschienen, um einen Rückblick auf die Vergangenheit zu thun, um zu sehen: Ihr mit uns, wir mit Euch, und zu prüfen, ob wir auch im vergangenen Jahre den ordentlichen Sitten und Gebräuchen gemäß unser Leben eingerichtet hätten. Würde etwas vorkommen — an dem es leider nicht fehlen wird — daß auch Jemand gesetzwidrig gehandelt haben sollte, so ist es unser Wunsch, Denselben mit möglichster Bescheidenheit auf den Weg der Ordnung und Sittlichkeit zu führen.

Mithin wünschen wir Euch und Eurem Mithelfer von Herzen Gesundheit, auf daß es Euch gelingen möge, die Absicht, warum Ihr uns heute hieher habt rufen lassen, zweckmäßig zu erreichen."

Es treten nun nach eröffneter Gerichtssitzung Diejenigen vor, die sich selbst einer Uebertretung der Artikel anklagen und kommen mit Erlegung der halben Strafe davon.

Der Fall kommt allerdings selten vor.

Hierauf steht es einem Jeden zu, als Ankläger gegen Schuldige aufzutreten; es ist dazu sogar Jeder bei Strafe verpflichtet, der Zeuge einer Uebertretung war.

Darauf läßt der Nachbarvater alle im Laufe des Jahres zu seiner Kenntniß gekommenen Straffälle durch den Schreiber verlesen. Dieser hat sie alle, sowie die Versäumnisse der Nachbarschaftsarbeiten genau in ein Verzeichniß eingetragen und die in den Artikeln darauf gesetzte Strafe angemerkt. Die Nachbarschaft spricht, wenn keine gegründete Entschuldigung angeführt werden konnte, ihr „Schuldig", und der Gebüßte muß die Strafe sofort ohne Widerstreben entrichten, bei sonstigem Ausschluß aus der Nachbarschaft.

„So aber ein Nachbar dem andern wider Recht und fälschlich wird beireden, so soll er zahlen 25 Denare." (Pretaier Art.)

„Wenn sich Einer mit aufgesperrtem Mund herfürthut und überschreiet die Andern, der soll alsbald ohne Aufschub gestraft werden um 8 Denare."

„Wer mit der Faust auf den Tisch schlägt, oder (Gr.-Alischer Art.) auf den Tisch mit den Ellenbogen walachischer Weise liegt, der soll verfallen um 2 Denare."

Die eingehobenen Geldstrafen fließen in die Nachbarschaftslade, die während der Gerichtssitzung stets offen stehen muß, und werden vom Schreiber unter Verantwortung des alten Nachbarvaters verrechnet.

„Hat, nach vorausgegangener Aufforderung des Nachbarvaters, Niemand weiter etwas zu klagen, so wird der Deckel der Lade zugeschlagen und in derselben Sitzung kann keine später eingebrachte Klage entgegengenommen und verhandelt werden."

Damit ist der gerichtliche Theil der Sitzung geschlossen.

Es erfolgt nun die feierliche Aufnahme der neu eintretenden Nachbarn.

Der junge Nachbarvater führt sie mit folgender Ansprache in die Nachbarschaft ein:

„Unter Anderem machen wir die Erfahrung, daß neu angehende Bürger kommen und wünschen vom Herzen, sich

auch einzurichten in unsere bürgerlichen nach barlichen Ordnungen und Gesetze. Also bei dem Rückblick auf die Vergangenheit sehen wir, daß manche Stellen leer und frei sind, und freuen uns, daß Gott der Herr diese leeren Stellen wieder ersetzt. So kommen auch diese jungen Bürger und halten bittlich an durch mich an eine ehrliche Nachbarschaft, wir sollten sie auch in unsere Gesellschaft auf- und annehmen.

Ferner verpflichten sie sich, den Gesetzen, Sitten nnd Gebräuchen der Nachbarschaft nach Möglichkeit Gehorsam und Folgsamkeit zu leisten und die Ehre zu geben dem Jüngsten wie dem Aelteren und dem Aelteren wie dem Jüngeren; endlich verhilflich zu sein, daß die Sitten und Gebräuche nicht vernachlässigt, sondern auf die späte Nachkommenschaft fortgepflanzt werden, mit dem innigsten Wunsche, daß Friede und Einigkeit unter uns herrschen möchte."

Der alte Nachbarvater nimmt die Eintretenden mit folgender Antwort in die Nachbarschaft auf:

„Mit Freuden wollen wir sie in unsere ehrliche Nachbarschaft aufnehmen. Unser Herr Gott schenke ihnen Gesundheit und langes Leben, damit sie unserer Nachbarschaft lange Zeit treu und aufrichtig dienen mögen!"

Nach vollzogener Aufnahme folgt die feierliche Auflesung der Nachbarschafts-Artikel.

Darauf legt der Nachbarvater Rechnung über die Verwaltung der Cassa und legt, falls seine Amtsperiode abgelaufen, das Amt nieder, worauf unter seinem Vorsitz sein Nachfolger gewählt wird.

Am Schlusse der Sitzung entläßt der Nachbarvater die Nachbarschaft mit den Worten:

„Unter Anderem freuen wir uns, daß Gott der Herr die Herzen eines Jeglichen so geleitet und gelegt hat, daß wir nicht zu klagen haben über etwas, was den ordentlichen Gesetzen und Sitten unserer Nation zuwider gewesen sei. Mit-

hin seid Gott befohlen, und ich wünsche, daß wir, wenn wir wieder zusammenkommen, in Freuden und Gesundheit uns begrüßen möchten."

Die Nachbarschaft versammelt sich ferner viermal jährlich zum sogenannten Versöhnabend. Sie nimmt nämlich viermal des Jahres als erweiterte Familie am Genuß des heiligen Abendmahles Theil. Damit alle Glieder der Familie mit versöhnten Herzen zum Tische des Herrn schreiten können, ordnen die Artikel nach altehrwürdigem Brauche an, daß Freitag Abends alle Nachbarn beim Nachbarvater im Festkleid zusammentreten. Bei dieser Versammlung werden alle Streitigkeiten zwischen einzelnen Häusern oder deren Bewohnern beigelegt oder beizulegen versucht. Fälle, in denen dies nicht möglich war, werden dem Pfarrer angezeigt, bei dem am nächstfolgenden Morgen der Nachbarvater um die Erlaubniß bittet, er wolle die versöhnte Nachbarschaft zum heiligen Abendmahl zulassen, das viermal des Jahres an nacheinander folgenden Sonntagen von den vier Nachbarschaften der Reihe nach gefeiert wird.

Den Versöhnabend eröffnet der Nachbarvater mit folgender Ansprache:

„Gott dem Herrn wollen wir danken 2c. . . . . Unter Anderem erfahren wir, daß unser Herr Pfarrer die Zeit in Acht genommen hat, daß wir wieder ein Vierteljahr von unseren Lebenstagen zurückgelegt haben, und hat uns zum heiligen Beichtstuhl eingeladen. Da haben wir als Nachbarvater auch die Zeit in Acht genommen und haben das gewöhnliche Zeichen geschickt und haben einen jeden Nachbar und Nachbarin gewarnt, sie sollten sich in unsere Behausung einfinden; wenn in diesem verflossenen Vierteljahr etwaige Unannehmlichkeiten entstanden wären, so sollten sie es hier an den Tag geben. Diese Nachbarn würden auf dem Wege sein, es helfen richten und schlichten.

Aus dieser Ursach seid ihr denn hier versammelt, um euch zu versöhnen, wo Einer oder der Andere in Streit oder Widerwärtigkeit mit seinem Nächsten lebt.

Auch ich will euch herzlich um Verzeihung bitten; wenn ich mit etwas gefehlt habe, so verzeiht mir!"

In der Regel antwortet die Nachbarschaft einstimmig: „Ihr habt nichts gesündigt!"

Sind etwaige Streitigkeiten geschlichtet worden oder gab es keine entzweiten Gemüther, so entläßt der Nachbarvater die Nachbarn mit dem Zuruf: „So geht in Gottes Namen nach Hause!"

Doch auch zu fröhlichem Mahl und gemüthlicher Unterhaltung versammelt sich die Nachbarschaft. Es geschieht dies mindestens einmal im Jahre — am Aschermittwoch. Die eingegangenen Strafgelder werden dabei fröhlich vertrunken, wieweit sie nicht zur Anschaffung von Löschrequisiten &c. oder zur Bildung eines Darlehensfonds für Bedrängte bestimmt werden.

Das Mahl findet in der Regel im Hause des Nachbarvaters statt. Früher nahm die ganze Nachbarschaft mit Einschluß des Dienstgesindes daran Theil. Heute ist die Theilnahme an demselben auf die Männer beschränkt.

Da die „Strafgerechtigkeit" der Nachbarschaft durch die politischen Gesetze sehr eingeschränkt worden ist und die Geldzuflüsse immer knapper werden, ist es auf Käse oder Speck und Brod beschränkt, wozu indessen noch reichlich Wein getrunken wird. Aber auch in den ärmsten Gemeinden wird den vom Mahl ausgeschlossenen weiblichen Hausgenossen ein Ehrentrunk in's Haus geschickt.

Zahllose Bestimmungen in den älteren Nachbarschaftsartikeln regeln das Verhalten der Gäste bei diesen Mählern.

„Derweil gute Sitten den Menschen zieren" — ordnen die Hermannstädter Artikel vom Jahre 1582 und 1699 an —

„geziemet sich's und soll ein jeder Nachbar, der da Lust hat, auf die zugelassene ehrliche Nachbarschaftswirthschaften zu gehen, sich ehrbarlich allda verhalten, Jedermann gebührend respectiren und sich unzüchtiger, spöttischer und zum Zorn reizender Worte, Tischklopfen, Lügenstrafen, Weinverschütten, Weinausgeben (an einem andern Ort: „Undauen") und dergleichen Excessen enthalten. Vor jeden Exceß aber soll die Nachbarschaft Strafgeld nehmen 50 Denare."

„Desgleichen soll auch jeder Nachbar sein Gesind berichten und befehlen, wenn sie in die Nachbarschaft kommen, daß sie nicht allda saufen und den Tisch im Aufstehen abraumen; wer das thut, soll desselben Herr bestraft werden um 1/2 Eimer Wein."

Auch Tanz und Belustigung mit allerlei Spiel ist nach jener Mahlzeit gestattet. Doch darf die in den Artikeln festgesetzte Höhe des Spielgeldes und die festgesetzte Stunde (9 Uhr Abends) nicht überschritten werden.

In den Städten flossen die Geldbeiträge zur Bestreitung solcher Mähler, Kränze oder Wirthschaften sehr reichlich in den Zeiten, da es an öffentlichen Gast- und Schenkhäusern noch fehlte. Jeder Hausbesitzer hatte das Recht, den Zeiger auszustecken und Wein zu „leutgeben" (auszuschenken), dafür hatte er einen kleinen Beitrag an die Nachbarschaft zu entrichten. Das Recht dauerte für den Einzelnen nur acht Tage, dann bekam der Nachbar die Vergünstigung, Ueberschreitung des Termins zog Strafe nach sich.

„Dem Sedler" (der kein eignes Haus hat) „ist nur dann frei, Wein „auszuleikeben", wenn das von zwei Nachbarn besichtigte Faß schwach ist, daß es den Wein nicht länger halten kann."

Die traurigste Veranlassung zur Versammlung aller ihrer Mitglieder bietet der Nachbarschaft der Tod eines Mitgliedes. Nach der Beerdigung desselben spricht der Nachbarvater zur Nachbarschaft:

„Wir erinnern uns heute, liebe Nachbarn, an die flüchtige Zeit unseres Lebens, nachdem wir diesen unsern Mitbruder zur letzten Ruhestätte begleitet haben. Wir, die wir noch leben, danken Gott für all' das Gute, das er uns bis auf den heutigen Tag erwiesen. Gott möge auch fernerhin mit seiner Gnade über uns walten und uns vor Allem, was uns unerträglich ist, bewahren, bis endlich auch uns die letzte Stunde schlägt.

Uebrigens wissen wir, was Gott mit unserem verstorbenen Freunde gemacht, daß er ihn an ein hartes Krankenlager gefesselt, wovon er nur durch den zeitlichen Tod hat können genesen und dies Zeitliche mit dem Ewigen verwechseln.

Weil nun aber so ein verblichener Todeskörper zu nichts mehr taugt, als daß er ehrlicherweise unserem christlichen Brauche gemäß zur Ruhe befördert und dem kühlen Schoß der Erde einverleibt werden möge, so haben sich diese unsere leidmüthigen Freunde zu schwach gefühlt, dieses von eigener Kraft zu bewerkstelligen. Sie haben sich an unsere geistliche Obrigkeit und an unsere Ehrliche Nachbarschaft gewendet. Diese haben beidentheils ihnen ihre Bitte nicht abgeschlagen, sondern sind ihnen vielmehr behilflich gewesen und haben lassen warnen: die Nachbarväter die Nachbarschaft durch den gewöhnlichen Nachbarzeichen, die geistliche Obrigkeit durch einen traurigen Glockenleichenklang alle guten Freunde, wie auch die ganze Gemeinde. — So sehen wir nun, ihr guten Freunde, daß ihr euch gedemüthigt habt und habt diesem verstorbenen Freunde noch den letzten Ehrendienst helfen leisten. Diese betrübten Freunde sind sehr dankbar dafür, und verheißen den lieben Gott anzuflehen, der euch alle miteinander wolle erhalten, damit sie euch etwa in Freudenfällen dienen mögen.

Sie halten aber durch mich bittlich an, wofern er die Zeit seiner Tage Jemanden beleidigt hat, so sollet ihr gebeten

sein und sollet es ihm nicht nachhalten, sondern vielmehr verzeihen und sollet ein andächtig Gebet zu Gott dem Herrn schicken, der sowohl ihm als auch uns nach diesem mühseligen Leben eine fröhliche Auferstehung geben wird.

Der liebe Gott aber habe die Seele dieses verstorbenen Freundes in seinem Reich und erfreue sie im ewigen Leben!"

Das ist in wenigen kurzen Zügen das Bild einer uralten Volksinstitution, die Jahrhunderte lang segensreich unter unserem Volke gewirkt hat. Sie hat in Zeiten schwerster äußerer und innerer Bedrängniß und des damit Hand in Hand gehenden Sittenverfalls im ganzen Volke stramme Zucht und Ordnung emporgehalten, der Selbstsucht in Haus und Gemeinde durch Pflege des nachbarlich-brüderlichen Sinnes gesteuert und vor Jahrhunderten schon entwicklungsfähige Keime der meisten auf genossenschaftlicher Selbsthilfe beruhenden Einrichtungen gelegt, die die Gegenwart so hervorragend pflegt: den Sparcassen, Vorschußvereinen, Feuerwehren, Kleinkinderbewahranstalten.

Fast ist es zu bedauern, daß die Gesetzgebung, die freilich nicht auf alle Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters und der Volksseele Rücksicht nehmen kann, den Wirkungskreis der Nachbarschaft von Jahr zu Jahr mehr eingeschränkt hat, tief zu beklagen aber, daß durch die immer mehr überhandnehmende laxe Handhabung der noch unangefochten emporstehenden Bestimmungen derselben das heilsame Institut sich — namentlich in den Städten — zu überleben beginnt und mehr und mehr zu einem Schattenbild seiner früheren Größe und Bedeutung herabsinkt!

VII.

Sächsisches Bauernleben daheim und im Feld.

Än der Sån verdænt em de Schâden.

De Ålden hänjder'm Îwen
De Jángen hänjder'm Plách.

Sächsische Volkssprüche.

„Getz[1] mein Junge, Schënn[2] meine Tochter," sprach beim Morgenimbiß acht Tage nach Catharinæ[3] „der auf dem breiten Hof" zu seinen neuvermälten Kindern, „die Zeit vergeht mit Schaden; das Herbstwetter ist gut, laßt uns zusehen, daß wir etwas schaffen und arbeiten!

Unser Hof sieht, wie ihr wißt, auf meinen jüngsten Sohn, den Honnesken[4], dem werdet ihr — deß' bin ich sicher — nicht auf dem Herd sitzen wollen; sondern auf unserem wüsten Hof in der Krîwelgasse, da sollt ihr euch ein Haus bauen, das man „Ihr" heißt, ein Haus für Kind und Kindeskind.

Die Hochzeit ist nun vorüber, die Pfeifer und das Getümmel haben sich nun verloren, deine Mutter, Getz, hat

---

[1] Volksthümliche Abkürzung für Georg.

[2] Volksthümliche Abkürzung für Anna.

[3] Katharina (25. Nov.) allgemeiner Hochzeitstag im Haferland.

[4] Mundartliches Diminutiv für Hans.

die „verwühlte“ Herberge wieder zurecht gebracht; was es mich gekostet hat, ich will nicht weiter d’ran sehen, so ihr in wenigen Jahren eine stattliche Wirthschaft aufrichten könnt, die euch und unserem Namen Ehre macht.

Seht, Kinder, der Herrgott hat uns Bauern die Flitterwochen knapper zugemessen als dem Städter, auch kann unsereins nach der Hochzeit nicht weite Reisen machen bis nach Wien, wo der gnädige Kaiser wohnt, oder nach Paris und London und wie die Städte und Gemeinden alle heißen, die es auf der Landkarte schreibt; drunten aber in der Låschefurt, da hat’s jetzt prächtigen Bausand und droben vor Ohlesgraben und im Thôrdegraben, da liegen Bausteine, daß dir das Herz lacht.

Das Gehölz (Bauholz) ist jetzt in Udvarhely sehr billig, der Weg gut. Wir wollen den kleinen Fruchtkasten bei der Kirche ausschöpfen; denn wenn wir Holz brauchen, braucht der Székler Brod und Palukes. Eins um’s Andere, wie es der liebe Herrgott hierzulande eingerichtet hat. Sechs Vierziger Kalk haben wir, Deckziegeln auch genug und um die Wandruthen habe ich mit dem Herrn dem Hannen auch schon geredet. Er hat’s der Communität gestern vorgegeben; sie hat gebilligt, falls wir an einen Ehrentrunk nicht sehen möchten. Denn der Fünfziger, den wir vor acht Tagen an deiner Hochzeit anzapften, der meinten sie, werde noch nicht ganz vertrocknet sein.

Weißt du noch Getz, mein Junge, die schöne Eiche über „Letznerswinkel“, wo voriges Jahr der Wolf „dem auf dem Keller“ das Füllen mit der weißen Blässe gefressen hat, und die im „tiefen Seifen“ neben der krummen Buche, aus der wir den guten Zunder herausnahmen: jede von beiden könnte eine Thurmspindel geben; ich habe sie manches Jahr wachsen sehen und der selige Vater und Großvater auch. Manchem schon hat der Bauch um diese zwei Hölzchen um-

sonst wehe gethan; aber wir, wir wollen sie herausholen, und sollten wir 16 Paar Ochsen vorspannen.

Die Welt soll sehen, was „der auf dem breiten Hof" kann.

Nun, Gott geseg'n euch die Mahlzeit, liebe Kinder, ich will zu Unsern[1] gehen und hören was sie dazu meinen."

So etwas läßt sich Getz um die Welt nicht zweimal sagen.

Im Geiste denkt er sich schon in das stattliche neue Bauernhaus hinein. Denn der Vater und der Schwiegerherr sind beide „dicke Wirthe", die „Freundschaft" (Verwandtschaft), die hilfreiche Hand bieten will, ist groß und die Nachbärschaft ist stark. Der Schwager „auf dem Keller", „der am Riegel", „der auf dem Ofen", „der vor dem Ham", „der zum Hietsch", der „Gêsske mierter" und wie sie alle heißen, sie wollen Fuhren thun und Alles, um was man sie sonst ansprechen will, man soll es ihnen nur zu wissen thun und ihnen „die Reden gönnen"[2].

Es soll ein Haus werden, daß Menschenkind Wunder sieht. — — — —

Acht Wochen sind verstrichen und auf dem wüsten Hof in der Krîwelgasse sieht's nun ganz anders aus. Gestern Abends hat der Getz bei „dem auf dem Läftrîn", dem alten Nachbarvater, Vorsprache gethan, seine Nachbarschaft, die „Hinterlänger", sollten ihm helfen den Dachstuhl aufsetzen. Er hat dafür den gesetzlichen Groschen in die Nachbarschaftslade erlegt, wie es die Artikel verlangen.

Aber es braucht viele Hände, denn auch die neuen Wirthschaftsgebäude müssen in's Trockene gebracht werden. Doch die übrigen Nachbarschaften kosten ja auch nur je zwei

[1] Mundartlich für Gegeneltern und Schwiegereltern (Ásvôter, Âsmotter).

[2] Freundlich ansprechen.



Groschen, und wenn er noch drei Zwölfer erlegt, so kommen auch die „Kirchenländer", die „Oberländer" und die „Schenker-länder" zu Hilfe.

Der weite Hof faßt sie kaum. Die vier Nachbarväter theilen und verlosen die Arbeit. In zwei Stunden stehen die Dachstühle oben, sind eingedeckt und das grüne Reis oben-d'rauf.

„Viele Händ' machen schnell ein End'," ruft vergnügt unser Getz, indem er einen Ehrentrunk für die treuen Nachbarn bringt. „Ja wohl!" antwortet „der auf dem Grâwken", nach dem Glase greifend, „auch mein Vater, Gott habe ihn selig, pflegte zu sagen, viele Hände seien überall gut, nur — in den Haaren nicht."

Noch 14 Tage, und Haus und Wirthschaftsgebäude stehen fertig da. Getz hatte zwar ein stockhohes Haus gewünscht, wie es in der neuen Bauordnung mit Plan und Beschreibung steht, aber der Vater hatte gemeint, die Bauordnung gefalle ihm am besten, nach der sein Vater und Großvater gebaut und sein Uebergroßvater auch.

Und da steht es nun, das stattliche Bauernhaus. Eine kleine Treppe führt auf die Lîw (Laube) und durch diese in's geräumige Vorhaus, in welchem der Aufgang auf's Hémmels (Dachboden), der Sommerherd und der Backofen angebracht sind. Eine Thür führt in's vordere Zimmer (fédderscht Stuv), das mit zwei Fenstern gegen die Gasse sieht; links ein einfenstriges Nebenzimmer, das als Speisekammer benützt wird und vor allen Dingen den mächtigen Båchen (Speck-seite) zum Handgebrauch der Wirthin enthält, während dessen „Gelæfter" (die übrigen Speckseiten) unberührt in der Nachbarschaftsbastei des Kirchenkastells hängen.

Eine zweite Thür führt in's hintere kleine Zimmer, dessen Fenster in den Hof und auf die Wirthschaftsgebäude schauen, zur bequemeren und leichteren Ueberwachung derselben.

Im vorderen Zimmer hat die junge Hausfrau schon Alles wohnlich eingerichtet. Zwischen den Fenstern und an den Seitenwänden sind buntgemalte Almeråen (hölzerne Verschläge) eingefügt, in denen Gläser und andere Kleinigkeiten aufbewahrt werden.

Rechts oben am Fenster steht das mächtige „Sonntags- oder Himmelbett", dessen 16, reihenweise aufeinandergelegte, bunt ausgenähte Polster bis zur Decke hinaufreichen. Eine weiße, mit Börteln umsäumte Bettdecke läßt die Polster und die sauber genähten Enden der Betten frei herausschauen.

Das hintere, zum Schlafen benützte Bett ist minder hoch und zierlich. Die buntbemalte Bettstatt steht auf hohen Füßen, so daß ein niedriger, hölzerner, auf kleinen Rädchen beweglicher Kasten (Scheipelspånn) darunter hineingeschoben werden kann, der als Ruhebett für Kinder und Kranke dient.

Den übrigen Raum im Zimmer nehmen lange, an den Seitenwänden stehende, ebenfalls buntgemalte Truhen und Lehnbänke ein, in denen die Kleidungsstücke aufbewahrt werden.

Die eine derselben enthält die Kleidungsstücke (Klîdscheft oder Geréth) der Hausfrau. — Werfen wir einen flüchtigen Blick in dieselbe!

Da liegen in schöner Ordnung zunächst selbstgesponnen, selbstgemacht, die Alltagshemden. Der obere Theil derselben, das Güstchen, aus feinerer, der untere Theil aus gröberer Leinwand. Der schmale Halskragen, die Achseln (Ôsselstæmp) und die Brust zu zierlichen „Ôwlinken" kunstvoll ausgenäht bis zurück an die Gîren (Armzwickel).

Daneben die mit Achselbändern versehenen, ebenfalls mit Ôwlinken gezierten Busenkittel und die mit farbig gewebten Tragbändern versehenen Kætzel (Kittel) mit schön gekräuseltem und ausgestepptem „Pappchen" auf der Brust. Daneben der schmale Riemen, mit dem die genannten Kleidungsstücke übergürtet werden, die gestrickte schwarze Haube, die hänfenen

Jacken (Gûp) und die mit Bîrkeln (Spitzen) durchsetzten Schürzen, endlich die weißen baumwollenen Kopftücher (Kneppdeach und Madderdeach), das erstere von festerem, das letztere von leichterem Stoff.

Alles ist sauber gewaschen und in vielen Exemplaren vorhanden, denn unsere Wirthin „fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee" und ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider (Prov. 31, 21). Auch gilt's ja im Dorf für eine Schande und ist's ein Zeichen der Armuth, jährlich mehr als vier- bis sechsmal die große Wäsche (Béchen, blåeln) vorzunehmen.

In einer zweiten Truhe liegt, sauber gewaschen und geglättet, die Sonntagswäsche (Schîn Gedeis): der seidengestickte Brustpelz von Schaffell (Bråsslåtz), die breitbrämige, mit hohem steifem Hermelinkragen (Hârmel) versehene Kîrschen (Sonntagspelz) und der in zierliche Falten gelegte schwarze Sonntagsmantel.

In derselben Truhe der weibliche Schmuck, bestehend in breiten seidenen Bändern (Fliëtschen), steinbesetzten silbernen Nadeln (Gethürnt Nôlden), einem mit farbigen Steinen ausgelegten silbernen Gürtel. Der sammtene Bôrten und das silberne Hêfteln (Brustschmuck) erinnern noch an die entschwundene Mädchenzeit, desgleichen der zierlich geflochtene, mit bunter Schleife gezierte Haarzopf, der am zweiten Hochzeitstage der alten, in's Heidenthum hinaufreichenden Sitte zum Opfer fiel, als Sinnbild für den Verlust der persönlichen Freiheit beim Eintritt in die Ehe.

In der dritten Truhe liegen die Männerkleider: die Hemden, der breite, bunte lederne Gürtel, der Brustlatz, der kurze buntgestickte Pelz, der breite schwarze Sonntagshut von grobem Filz und der nur bei feierlichen Gelegenheiten und im Sarge aufgesetzte Marderhut (Feierlenkhot), endlich die enganschließenden grauen Hosen und die hohen kalbledernen Stiefel.

Doch, sehen wir uns auch nach der weiteren Einrichtung um! Neben der Thüre steht der mächtige, lichtspendende lutherische Ofen mit vorgesetztem Blechofen (Kalefôk). Hinter demselben, zwischen Wand und Ofen, eine schmale Spalte zur Aufnahme des langen Scheiterholzes (Hæll) und rechtwinklig darauf eine kleinere Spalte (Katzenhæll), der gemüthliche Wohnplatz des feisten Hauskaters. Auf dem Herde die Feuerzange (Kláft) und die Feuerschaufel (Stôgeisen). Im hinteren Ofenraum ein Essigfäßchen zum Handgebrauch und vorn ein zusammengelegter alter Pelz als gemüthliches Ruhekissen an langen Winterabenden; neben dem Ofen der Löffelsack und der hölzerne Salzkasten (Sâlzråmp).

Vorn, links am Fenster, steht der massive eichene Tisch mit einem Deckel von weichem Holz, der Sonntags weggehoben wird und im Tischblatt die schmale Geldritze sehen läßt, die einst blanke Zwanziger und harte Thaler in die Geldlade hineinrutschen ließ. Unter dem Geldlädchen eine größere Schublade zur Aufnahme von Tischzeug, Brod, Löffeln, Gabeln und Messern (Gewiër).

Ringsherum an den Wänden laufen lange, buntbemalte hölzerne Rahmen, mit 50 bis 100 größeren und kleineren Thonkrügen besetzt, die nur bei Hochzeiten in Gebrauch kommen. Ueber den Krügen, von schmalem Geländer getragen, Schüsseln und Teller von Zinn und Thon.

Die Zimmerdecke wird von starken, kunstvoll gearbeiteten Querbalken getragen, ausgefüllt mit zierlichem Getäfel von Tannenholz. Die Querbalken ruhen auf einem der Länge nach liegenden gewaltigen Tragbalken (Schloa), der als Familienarchiv benützt wird, indem Kalender, Kaufzettel, Vorladungen und andere minder wichtige Papiere daran befestigt werden, den Fliegen zum friedlichen Ruheplatz.

Die übrigen Literalien und wichtigen Papiere, Bibel und Gesangbuch liegen in der Truhe neben der Sonntagskleidung.

Ein kleiner bescheidener Spiegel ziert die Wand; ein Luther- und ein Melanchton-Bild vollenden den einfachen Zimmerschmuck.

Ueber dem Tisch die Schwarzwälder Uhr mit dem heiseren Kukukschrei.

In den Keller führt eine niedere Thüre. Da die Rebe im Haferland nicht gebaut wird, siehst du auf dem mächtigen Kellerbalken (Gåner) nur die Krautbütte (Kåmpestbitt) und ein Faß Aepfelwein; selten einen herzstärkenden Fünfziger aus dem Weinland.

Ein hochgewölbtes Thor führt in den gepflasterten Hofraum. An das Wohnhaus schließen sich ziegelgedeckte Schopfen und gemauerte Ställe. In den ersteren stehen die Wägen. Vater und Schwiegerherr hatten je einen in die neue Wirthschaft als Mitgift gespendet; daran findest du nichts zu tadeln, nicht einmal an Sperrwêt und Lunkertnagel.

Daneben stehen zwei Pflüge mit blanken Eisen (Cûlter und Schôr). Selbst das eiserne Häkchen am Resterbrêt, das in's Graêsselt eingehängt wird und der Nagel von Ternenholz (Hornstrauch), der Schålk, sind fleißig gearbeitet.

Der Schlitten ist zerlegt und hängt an der Wand in den zwischen Steinritzen eingeklemmten Seitenständern, den Rången.

Im Wagenschopfen hängen in einer verschließbaren Kammer die Pferdegeschirre (Sillen), bis herab auf die kurzen Kætzrâemen Alles von starkem Leder.

Im zweiten Schopfen sind die Ställe angebracht für die zur Mästung bestimmten „Ungeruhsamen" oder „Borstigen", die Schweine. Die Zuchtschweine (Hiêlschwéng) wohnen weiter rückwärts.

Quer im hinteren Hofraum steht die gewaltige Scheune mit doppelter Einfahrt und Tenne (Denn). Zu beiden Seiten der Tenne die Viehställe, deren Futterlöcher (Kûft-



lêcher) in die Tenne münden. Darin stehen in langer Reihe die Zugpferde: Grêchen, Brőm, Schwôrz, Rüdchen ꝛc., alle nach der Farbe benannt.

Im anderen Stalle stehen die Büffel, die weißen Milchkühe, Kémmeln und Kålver, auf der anderen Seite die langhornigen Zugochsen.

In einem kleineren Stalle endlich die nutzbaren Schafe, selten Ziegen.

In der Nähe des Stalles die Tränke; weiter vorn der tiefe Ziehbrunnen mit Säule und Schwengel und eichener Umfriedung (Bråneschéljzen).

Hinter den Scheunen ein weiter Raum zur Aufbewahrung des Strohes, das in hohen Schobern (Dræsten) aufgeschichtet wird (der Scheiregôrten).

Hinter diesem Raum der schwach bestellte Blumen- und Gemüsegarten und der langgedehnte, mit Ruthenzäunen umschlossene Obstgarten. An der äußersten Grenze schließt unsere „Bauerngenährung" vom freien Felde ab der starke Hîwdenzöm. Seine Stecken und Stützen, die Azzen, sind von Eichenholz, desgleichen die Fætzen (spitze, kurze Pfähle zur Befestigung der Zaundecke).

Das Geflecht von Buchen- und Haselruthen, deren dicke Enden (Schnôrken) dicht am Geflecht glatt abgehauen werden. Ein rechtschaffener Zaun hat fünf Adder, das Adder (Geflecht) zu fünf Ruthen gerechnet.

Durch den Hîwdenzöm führt eine mit hölzernem Schloß verschließbare Thüre in's Freie, die aber nur 3 bis 4 Fuß hoch ist, damit Pferdediebe ihre Beute nicht hindurchführen können.

Das die flüchtige Skizze der neuen Haushaltung unseres jungen Paares. Sie bietet je nach den verschiedenen Jahreszeiten wechselnde Bilder jener schweren, vielbewegten Thätigkeit dar, die im Schweiße des Angesichts das tägliche Brod schafft und ißt.

Sehen wir uns denn die neue „Genährung" (Genïer) zunächst an:

1. Im Winter.

Draußen wirbelt der Schnee und schlägt an die hellen Fensterscheiben; im Ofen lodert das trauliche Feuer, an dem die Hausfrau zum Frühstück rüstet. Der feiste Hauskater, vom lieblichen Duft angelockt, schnurrt mit der wirbelnden Spindel der Hausfrau um die Wette. Der reich verzierte Rocken der Hausfrau war sammt Spindel und Wîrkel (Spindelbeschwerer) und dem, an zierlichen Kettchen befestigten „Rôkeneisen" ein Geschenk des Bräutigams.

Um den Rocken legt sich, mit Kettchen umwunden und mit dem „Rôkeneisen" festgesteckt, eine mächtige Kotj von Hanf oder Flachs, aus der der endlose Faden wächst.

Draußen im Hof ertönen gewaltige Axt- und Schlägelhiebe, die trennende Keile in grobe Holzklötze treiben.

Das Vieh ist „versorgt" und der ungarische Dienstknecht wirft durch die halbgeöffnete Thüre lüsterne Blicke auf den duftenden Dreifuß, der bald das ganze Haus sammt Dienstgesinde um den eichenen Tisch zum „Margenámmes" vereinigt.

Nach dem Essen wird die Arbeit mit verstärkten Kräften fortgesetzt.

Die Hausfrau „geht wieder mit Wolle und Flachs um", sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel! — Hausherr und Dienstknecht greifen zum Dreschflegel.

In regelmäßigen Tacten fallen die Schläge, nachdem vorerst die Haltbarkeit der ledernen Kappe geprüft worden, die den Flegelsklüppel an die „Hûnddôg" befestigt. — „Pauschen" (ausgedroschene Garben), „Gerêch" (größere Spreuabfälle) und „Kôw" (Spreu), Alles bekommt seinen

bestimmten Platz. Der gereinigte Weizen aber kommt auf die Burg hinter die feuersicheren Kirchenmauern in Kästen von Buchenholz (Hámbâr), die Namen und Hausnummer des Eigenthümers tragen.

Mit eintretender Dämmerung füllt sich unser Bauernhaus mit munteren Weibern. Die ehemaligen „Gespielinnen“ unserer Hausfrau kommen ins „Gelüchtsel“, d. h. mit dem Spinnrocken. Denn heute soll unsere Hausfrau Herberge und Licht geben; daß es dabei lebhaft zugehen und mancherlei Kurzweil geben wird, ist selbstverständlich.

Unser Hausherr sitzt, während Spindeln und Zungen sich munter bewegen, gleichgiltig auf dem Herd und legt frische Kohle auf die dampfende Pfeife. „Er räucht sich.“

Die Rüge dieser männlichen Unsitte gibt den Weibern die willkommene Handhabe zu weiteren Angriffen auf die Schwächen des starken Geschlechtes, denen der Hausherr bedachtsam ausweicht, indem er zum Gevatter Nachbar in's „Gespräch“ geht und eine „geruhsame selige Nacht“ wünscht, nicht ohne den weisen Rath an die im Gelüchtsel versammelten Weiber: „Behütet eure bösen Zungen; des vergeblichen Geredes über uns Mannsleute, könnet ihr lieber müssig gehen, ein Mansnem ist doch immer mehr werth als zehn Frânem.“

Halten die spinnenden Weiber gar Gainzelnôcht, wobei die ganze Nacht hindurch bis zum lichten Tag gesponnen wird, so sucht sich unser Hauswirth im Stall oder im hinteren Zimmer ein Plätzchen zu ungestörter Nachtruhe.

Hat die Hausfrau Alles gesponnen, was nach dem Ortsgebrauch in der sechsten Woche nach Weihnachten geschehen muß, so geht's in der siebenten Woche an's Garnbeuchen oder Sächteln. Haben Lauge, Êscher und Zårg das Ihre gethan, um das Gespinnst recht weiß zu machen, so geht's an's Weben.

Wer um diese Zeit in unser Bauernhaus tritt, mag zusehen, wo er sich hinstellt. Denn fast die Hälfte des Zimmers nimmt der gewaltige, kühn aufstrebende Wirkstuhl ein.

Auf demselben thront des Hauses Gebieterin, mit zufriedenen Blicken die Schêmel tretend und das Webschiff (Schætz) regierend.

Den übrigen Raum des Zimmers beansprucht diesmal die Schwiegermutter (Schwîger) auf den vierseitigen Werfrahmen das gespulte Garn aufwindend und für den Webstuhl vorbereitend.

Denn morgen soll, an die kurzen Fäden des abgeschnittenen vorjährigen Leinwandstückes (Trådden) anknüpfend, frisch umgebäumt werden, sechs „Schmôlen" auf einen Wurf und sechs Ecken (d. h. ein- und einhalbmalige Wendung des Werfrahmens) auf eine Schmôl. Das gibt ein Stück Leinwand (Deach) von 60 bis 70 Ellen.

In einem Winkel des Zimmers endlich sitzt — ein trauriges Bild ehelichen Gehorsams — der Hausherr am summenden — Spulrad.

Ist das letzte Stück Leinwand vom Wirkstuhl geschnitten, so folgt das Zuschneiden und Nähen der neuen Wäsche. Derweil kommt Ostern heran und die sprießenden Gräser und knospenden Bäume laden zum Bleichen der Wäsche und Leinwand ein.

Der Auferstehungstag des Herrn weckt auch unseres Wirthes Wiesen und Aecker aus dem langen Winterschlaf und seine Thätigkeit nimmt eine ganz andere Richtung.

2. Im Frühling.

Bis in die dumpfen Ställe hinein dringt der belebende Strahl der Frühlingssonne. Rinder, Kühe und Kälber begrüßen mit freudigem Blöken die milderer Luft, die sie aus sechsmonatlicher Gefangenschaft erlösen soll.

Aus der Schulstube wälzt sich ein Schwarm lärmender Buben und sehnt sich, die winterliche Gelehrsamkeit den langen Sommer über wieder los zu werden, sobald sie der Herr Schulcommissär im strengen Examen zur „erfreulichen Kenntniß" genommen.

Während sich die muntere Jugend am ergötzlichen Ballspiel belustigt und hie und da eine Fensterscheibe erklingen macht, wird's auf den Gassen lebendig. Männer und Weiber, mit Brettern beladen oder Zaunruthen schleppend, treten zusammen, rammen Pfähle in die Erde und umfrieden sonnige Plätze auf der Gasse zu kleinen Gärtchen (Plånzegártchen). Denn der Mond nimmt eben zu und die Zeit ist da, das Kraut (Kampest) zu säen.

Je sechs bis zehn Nachbarinnen treten zusammen und theilen den kleinen Garten in ebensoviele „Streifen". Mit fleißiger Hand wird die junge Saat gepflegt. Wehe aber, wenn der zerstreute Ladendiener des wohlweisen Kaufherrn von Schäßburg das Lädchen verfehlte und aus dem theuren Krautsamen weiße Rüben wachsen!

Sind die jungen Pflänzchen (Plånzen) herangewachsen, so werden die Krautgärten an den Enden des Dorfes hergerichtet und neu umfriedet. Mit Sehnsucht erwartet man den Augenblick, wo der wohlehrwürdige Herr, gestützt auf sein untrügliches Wetterglas, die prophetischen Worte vernehmen läßt: „Morgen gibt's Regen zum Krautsetzen."

Dies bloße Wort genügt, um in der gefährlichen letzten Nacht die einzelnen Gärtchen mit Hütern zu umstellen, damit die üppigen Pflanzen, an denen vielleicht ohnehin schon der Erdfloh unberufene Mahlzeit gehalten, nicht größerem Ungeziefer zum Raub werden.

Hat des Herrn Pfarrers Wetterglas nicht gelogen, so sieht der grauende Morgen hastige Arbeit. Im Nu sind die Pflanzen ausgerauft; Zigeuner und anderes Volk kommen zu

Hunderten, um Setzlinge zu erbetteln, denn das sächsische Kraut schmeckt allen Nationen gut, wächst aber nirgends fertig aus der Erde.

Das war die erste Frühlingsarbeit. Sie weckte die Lust zu weiterer Thätigkeit, deren Anordnung und Leitung nach alter Sitte Amt und Communität übernehmen.

Alt und Jung sitzt auf den steinernen Bänken vor den Thüren und erwartet die heimkehrenden Heerden. Man spricht vom guten Wetterglas des neuen Herrn Pfarrers und was er sonst noch Gutes und Böses an sich habe, vom Landtag, vom neuen Gemeindestier, von den hohen Steuern, vom Hafersäen, von den Roßdieben und manchem Anderen, da erschallt die weithin tönende Stimme des „Borgers", der alle Communitätsleute im Auftrage des Hannen vor die Kirche „gebietet".

In einer Stunde ist der Gemeinderath unter freiem Himmel vor der Kirche versammelt. Er soll beschließen, ob die Gemeinde morgen die Aecker für die Hafer- und Kukuruzsaat bestellen darf oder nicht. Die Leute, die der Herr, der Hann, am frühen Morgen entsandt hatte, „das Land zu besehen", erstatten Bericht.

„Auf den Mâren, bei der Mühle, vor Ohleskirich und im Hőgeres, da ist das Land gut," so lautet der Bericht, „aber vor dem Zåppenbiërig, bei Thôrdefurt auf dem Ræckrâemchen 2c. 2c. ist der Erdboden noch zu naß, vor Anfang der nächsten Woche kann und darf nicht gepflügt werden."

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch verkündet der Borger den Beschluß der Communität: „Das Ackern ist bei einem guten Gulden verboten!"

Zuwiderhandelnde werden im Fallthor angehalten und verfallen in die gesetzliche Strafe.

Unserem Wirthe wird indeß daheim die Zeit zu lang. Er nimmt sich zwei handfeste Nachbarn an die Seite und geht in die Bèkel „schætzen", d. h. er geht auf Fang und Pfändung von Wald- und Weidefrevlern aus.

Im Wald gab's auch bald eine ergiebige Pfändung und der Schenkwirth (Lèthjeser) gab mit Einwilligung des Hannen den Schætzern einen Eimer Wein auf die eingelieferten Pfänder. Das erbeutete Vieh aber harrt in der „Pærg" vor dem Hannenhaus hungrig der Auslösung.

Zu dieser Jahreszeit gibt's nie verdrießliche Gesichter bei den „Communitätsherrn". Auch unser Wirth ist bei der jüngsten Neuwahl in die Communität gekommen und hat gerade die beste Jahreszeit für das unentgeltlich bekleidete Ehrenamt getroffen. Denn fast vierzehn Tage hindurch werden fortwährend Hirten gedungen.

Man braucht deren 32 und ihr Lohn beträgt, in Geld berechnet, 3000 Gulden öst. W. jährlich.

Ein guter Almesch (Wißwein) muß dabei sein; er richtet sich nach der Größe der verdungenen Heerde. Der altersgraue Contract, den die Hirten dabei eingehen, enthält 90 Punkte, von denen die Hirten aber jährlich 99 nicht halten, weil für neun Fälle im Contract nicht vorgesehen war. Doch das würde ein eigenes nicht hiehergehöriges Capitel erheischen.

Und wenn der Hann das Symbol seiner Würde, den Zwælkstok (ein dreijähriger Trieb des wolligen Schneeballs) fleißig gegen diese Schlingel brauchen will, so muß er seinen Stall wohl zusperren und Haus und Hof wohl assecurirt haben, denn sonst kräht bald der rothe Hahn auf seinem Dache. — Vor solchem Schaden sichert ihn die Gemeinde, indem sie ihm Haus und Hof auf öffentliche Kosten assecurirt.

In kurzen Pausen folgen nun auf Anordnung der Communität die Frühjahrsarbeiten. Das ausgedehnte Feld

ist in 6 bis 8 Tagen umgepflügt, daß keine Scholle auf der anderen bleibt, und mit Hafer und Mais eingesäet.

Es folgt das Düngen des Brachfeldes, zugleich ein chronologisches Moment für die bäuerliche Zeitrechnung bei der Bestimmung von Geburten und Todesfällen; dann das erste und um Johannis das zweite Hacken und Behäufeln des Kukuruzes, inzwischen die Flachs- und Hanfsaat.

Wenn man aber von Weitem das bewegte Leben und Treiben, das ruhe- und rastlose Schaffen eines gemeinschaftlich und wetteifernd arbeitenden sächsischen Dorfes aufmerksam ansieht, denkt man unwillkürlich an die ernste Antwort, die jener Riese seiner vorwitzigen Tochter gab, als sie in der Schürze einen Bauern mit Pflug und Ochsengespann zum lustigen Spielzeug auf die väterliche Burg brachte, an die Antwort:

„Was hast du Kind gemacht?
— — — — — —
Thu' es zusammen wieder
An seinen Ort geschwind;
Wenn nicht das Volk der Zwerge
Schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge
Die Riesen bei dem Mahl."

3. Im Sommer.

Fürwahr das ist die schwerste Zeit, nicht nur für unsern jungen Wirthen, sondern auch für die alten, bewährten! Denn bei 28 Grad Hitze „das krumme Eisen", die Sense, tagelang, und wenn's im Kalender Mondschein hat, Tag und Nacht zu ziehen und kunstgerechte Schwaden (Mådden) zu legen oder mit gebücktem Rücken die Sichel unverdrossen zu führen, ist wahrhaftig kein Spaß.

Mancher schwitzt schon vom Zusehen!

„Aber," so tröstet sich unser junger Wirth, „was können wir dafür, daß der Herrgott in die Bibel hat schreiben

lassen: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen."

Nach den Frühlingsarbeiten tritt zwar für den Landmann eine kleine Pause ein, die zu Bauten und Reparaturen an Haus und Wirthschaftsgebäuden benutzt wird, aber die ist gar bald vorüber.

Denn schon am Abend vor Maria Heimsuchung finden wir unsern Wirthen mit den übrigen Communitätsherren vor der Kirche im Rath.

Die Arbeiten sollen nach der guten alten Sitte wieder von der ganzen Gemeinde gethan werden. Diesmal geht's an's Heumachen. Morgen soll zwar nach alter Sitte keine Feldarbeit gethan werden, aber gegen Abend um 4 Uhr kann die Gemeinde ausrücken und soll nach altem Brauch zunächst „bei den Scheuerchen" gemäht werden.

Der Herr, der Hann, und sein Adjunct, der Gelassen-Hann (gewesener Richter), werden in den Fallthoren am Ende des Dorfes stehen und für gehörige Ordnung sorgen.

Um 4 Uhr öffnen sich die Thore und eine rüstige Schaar von Sensenmännern schreitet mit frisch gehärten (gehämmerten) Sensen munter zum friedlichen Angriff.

Wer sich aber etwa hinterrücks durch den Garten weggeschlichen, den holt der Hann hoch zu Roß sicher ein, sobald ihn die weithin funkelnde Sense verrathen.

Mag er etwaige fühlbare Beweise ortsrichterlicher Amtskraft sich selbst und seinem Vorwitz zuschreiben.

In der nächsten Nacht ist außer den „Geistlichen"[1], den Kranken und Greisen kein männliches Wesen im Dorf. Nur der Hann durchreitet die Straßen und umkreiset spähenden Auges das Dorf, durch schmetternde Pistolenschüsse etwaige

[1] Collectivausdruck für Pfarrer, Prediger, Schulmeister, Cantor, Organist, oft auch im weitesten Sinne für Alle die Rock und Pantalon tragen.



Diebe schreckend, Denen auf dem Felde zum Zeichen, daß er für ihr Eigenthum wache und seine Schuldigkeit thue.

Am frühen Morgen geht Alles, was Leben und gesunden Odem hat, in's Heu, und im Dorfe sieht's mäuschenstill und todt aus.

Läutet aber etwa die Todtenglocke irgend einem guten Nachbar zur ewigen Ruhe, so ruft der erste Klang derselben die ganze Nachbarschaft, der der Verstorbene angehörte, zu seinem „letzten Ehrendienste" nach Hause. Auch unser Wirth muß Rechen und Gabel niederlegen, denn hier hat ein höherer Herr die Sense geführt, und die Nachbarschaftsgesetze sind streng. — Ziehen aber finstere Regenwolken heran und drohen das fertige Heu zu durchnässen, so stimmt er im Herzen wohl mit ein in die Leichenklage jenes Weibes, das den todten Gatten mit den Worten beweinte: „Ach Honnes, Honnes, wie habt ihr uns dies doch thun und sterben können in dieser nöthigen Arbeit!"

In zwei Tagen, wenn die Witterung gut geht, ist das Heu fertig. Am dritten kommen auf Befehl des Hannen die Heerden in's Dorf und zur bestimmten Stunde wird das Heu eingeführt.

Sobald der letzte Wagen im Dorf ist, treiben die Hirten das Vieh aus. Das Fallthor öffnet sich wieder und die Békel wird „gelegt" (gemäht). In fünf Abtheilungen endlich und in 15 bis 20 Tagen ist alles Heu eingefechst.

Derweil ist auch das Feld weiß zur Ernte und der ersehnte Augenblick da, anzuschlagen die Sicheln. Der Pfarrer eröffnet durch feierlichen Gottesdienst, an dem Jung und Alt im Feierkleid theilnimmt, die Ernte; allabendlich kommt das Gesinde (die confirmirte Jugend) nach gethaner Arbeit mit dem Loblied in's Dorf: „Nun danket Alle Gott."

Wohl zur geziemenden Vorbereitung auf den würdigen Empfang und Genuß des Erntesegens ordnet die kirchliche

Sitte vor dem Beginne der Ernte auch die Feier des heiligen Abendmahls an. Amt und Communität bestimmen den Beginn der Ernte und das Einheimsen der Früchte.

Soll die Frucht am nächsten Tage eingeführt werden, so dampfen in der vorhergehenden Nacht die Backöfen und vom schönsten Weizen werden Brod und Hanklich gebacken (Hêfiget). Am frühen Morgen werden die Blumengärten ihres kargen Schmuckes entkleidet, denn jeder Bursche muß, wenn er Korn führt, einen mächtigen Blumenstrauß auf dem weithin schattenden Hut tragen.

In 10 bis 12 Tagen ist ein ausgedehntes Kornfeld geräumt und sind die Früchte unter Dach und Fach, wenn nicht inzwischen ein ausgiebiger Regen zur zweiten Umpflügung des Brachfeldes (Drüssen) Veranlassung gab.

Nur der Sonntag unterbricht als Ruhetag die schwere Arbeit der Woche. Kein Wunder, wenn des Wohlehrwürdigen Herrn wohlgesetzte Rede auf manchen müden Zuhörer im warmen Kirchenpelz wie ein sanftes Wiegenlied wirkt.

4. Im Herbst.

Kaum ist der reiche Weizensegen eingeheimst, so „schickt sich“ auch der Hafer, und wieder gilt's anzuschlagen die Sichel. Die Hitze ist zwar erträglicher geworden, aber man muß sich tiefer bücken. Haben nur nicht Schniëgel und anderes Ungeziefer das körnerreiche Gewächs gefressen, so thut man's unverdross'nen Muthes.

Mit neugierigen Augen mustert Alt und Jung am grauenden Morgen die nach Hafer ausfahrenden Wagen. Denn siehst du auf dem stattlichen Sattelroß einen Burschen mit wallendem Blumenstrauß und hinten auf dem langen Erntewagen eine festlich gekleidete Dirne, so ist das ein sicheres Zeichen, daß Beide um Catharinæ Mann und Weib werden wollen.

Es folgt die Maisernte. In zwei „Schlägen" (Abtheilungen) wird derselbe abgebrochen und eingeführt. Abends beim Abblättern desselben (Schîn mâchen) hörst du lustige Märchen und muntere Lieder bis tief in die Nacht.

Auch eine Art Weinlese kennt der Haferländer. Fehlt an seinen Bergen die edle Rebe, so hat ihn Gott gesegnet mit ganzen Wäldern wilder Obstbäume, so daß er mindestens an — Essig nicht Noth leidet. Holzapfel und Holzbirne sind aber auch die einzigen Früchte, die ihm ohne Arbeit reif in den Schoß fallen. Hat — wie es die Nachbarschaftsartikel vorschreiben — der Herr Pfarrer vorerst die Bedürfnisse seines Hauses aus diesen etwas stiefmütterlichen Gaben Pomona's gestillt und das Pfarrhaus mit Essig versorgt, so wird das Obst am folgenden Tage freigegeben. Man rückt familienweise mit Wagen, Säcken, Leitern und Stangen aus, um aus den reichen Vorräthen zu holen, was man braucht. Ein auf eine Stange gesteckter, aus den Zweigen hervorragender Sack ist das Zeichen, daß der Baum schon mit Beschlag belegt sei und muß auf alle Fälle respectirt werden.

Das gesammelte Obst wird in Steinmühlen zerquetscht und dann gekeltert. Und weil dann und wann eine Wespe zufliegt, von dem Safte trinkt und an den Früchten nagt, so denken wir, es seien nicht die schlechtesten Früchte gewesen und trinken die Flüssigkeit, die uns später den gesunden Essig gibt, für Most, und versetzen uns im Geiste, doch ohne Neid, in's gesegnete Weinland.

Sind endlich alle Felder geräumt, so gibt es Hanf und Flachs, die unterdeß auch heimgeholt wurden, weiter zu bearbeiten.

Hochaufgeschichtet liegen sie im Schopfen und auf der Tenne. Zehn „Reisten" (kleine Bündel) zu einem „Bûssen", und zehn Bûssen zu einem großen Bunde (Gebanjdel) zusammengefügt. Nach vorn gekehrt die Wurzeln (beim Hanf „Stæmp",

beim Flachs „Sturzen"), nach hinten die Spitzen (beim Flachs „Knuorzen", beim Hanf „Dûlden"). Die gerösteten Sturzen des Hanfs geben, wenn sie abgefasert werden, den Vorkratz, die Knuorzen des gerösteten Flachses heißen Kælpen.

Den erstgepflückten männlichen Hanf heißen sie „Huf", den später gepflückten weiblichen Hanf „Gewirk". — Die Männer leisten bei den verschiedenen Hanfarbeiten willige Dienste, selbst beim Hanfwaschen in den fröschebelebten Röstweihern.

Die zahlreichen, übel ausdünstenden Röstweiher verpesten bald die gesunde vielgepriesene Landluft und veranlassen zahlreiche Krankheiten, namentlich beim weiblichen Geschlecht, das oft bis tief in den November in diesen Pfützen im eiskalten Wasser arbeiten muß.

Ueberhaupt kommen nun, als Folgen des Genusses schlechten Feldwassers und knapper, fast geiziger, meist kalter Kost und übermäßiger Anstrengung allerlei Krankheiten zum Ausbruch, die bei dem fühlbaren Mangel an Aerzten auf dem Lande meist lebensgefährlich verlaufen.

Frisches, nahrhaftes Rindfleisch ißt der Haferländer in der Regel nur, wenn er sich's aus der Stadt holt; daheim bekommt er's nur an hohen Festtagen oder wenn eine Kuh oder ein Zugochs in der Heerde ein Bein brach. Dann gebietet der Borger in die Fleischbank und der Hann dictirt Jedem die Anzahl der Pfunde, die er nehmen muß, damit der Eigenthümer den Schaden minder schwer fühle.

Die Hauptnahrung: Milch, Käse, Speck (Båflîsch) und getrocknetes Schweinefleisch ersetzen das nahrhafte Rindfleisch nur unvollkommen. Darum vermissest du hier das blühende Aussehen und — den Kinderreichthum des üppiger lebenden Weinbauern.

Den Schluß aller Feldarbeiten endlich bildet das Abhauen und Einführen des Krautes, dessen Anbau den Reigen desselben eröffnet hatte.

Es wird abgeblattet (geblôd), die Strünke ausgehöhlt, mit Salz gefüllt, mit würzenden Kräutern in Bütten gelegt und mit Wasser übergossen. In dieser Flüssigkeit (Kampestgég) gährt es und wird zum köstlichen Sauerkraut, mit dem die Hausfrau gar manches Essen bestellt.

Ende October legen die Hirten ihren Dienst nieder und man „scheidet" die Heerden. Jeder hütet sich sein Vieh nun selbst und sucht damit entlegene, noch nicht abgeweidete Grasplätze auf. Die männliche Bevölkerung ergibt sich nun einem beschaulichen Nomadenleben, bis der Schnee Menschen und Vieh heimtreibt.

Aber unser Wirth hat Futter in Fülle. Er „bindet" sein Vieh Anfangs November „ein" und widmet sich von nun an vorzüglich seiner Besorgung.

Am Schlusse des ersten langen Arbeitsjahres wirft unser junger Wirth einen zufriedenen Blick in Haus und Hof, in Scheune und Stall, in Kammern und Kästen. Wenn's der Herrgott noch einige Jahre also fortgehen läßt, so wird des strengen Vaters Wunsch erfüllt und eine stattliche Wirthschaft aufgerichtet, die seinem Namen Ehre macht.

Auch um einen Erben desselben ist kein Kummer mehr, denn während unser junger Wirth eben aus der Kirche kommt, wo sie heute das Erntefest mit gerührten Herzen feierten, erschallt aus dem dreifenstrigen Bauernhaus das laute Weinen eines munteren Bübleins.

VIII.

Der sächsische Bauer „im Gespräch“ vor den Gassenthüren.

Em sål det Wîrt kåu
Dernô ausspân!

Em mész net Alles af de
Tukâtewôg liëgen!

Sächsische Volkssprüche.

Vor dem sächsischen Bauernhaus fehlte früher selten der weithinschattende Birnbaum. Hat das Beil des Enkels den Stamm gefällt, dem der Urahn das Edelreis aufgesetzt, weil den Steinwürfen loser Gassenbuben nicht nur die grüne Frucht, sondern auch manche Glasscheibe zum Opfer fiel, für deren Herstellung der Bauer dem fahrenden Glaszigeuner manches Maß Weizen bezahlte, oder weil Walache und Zigeuner den Baum, „um den man nicht ackert“, für herrenloses Eigenthum hält und gerne seine Sonntagsandacht in den grünen fruchtbeladenen Zweigen hält, während das ganze sächsische Hausgesinde in der Kirche ist, so wölbt sich ein leichtes Dach über den mächtigen, langgestreckten Stein oder die eichene Diele, die rechts oder links vom Einfahrtsthor zur Ruhe einladen. — In der Woche selten benützt, bilden diese schattigen Plätze am Sonntag nach der Kirche die Sammelpunkte der „in's Gespräch“ kommenden Nachbarn. Hier schütten sie in Freud' und Leid ihre Herzen aus, beklagen Noth

und Jammer der Gegenwart, lassen sich von grauen Häuptern erzählen von der guten alten Zeit und ergötzen sich an den heiteren Einfällen oder derben Späßen der Jugend.

Treten wir als Zuhörer zu einzelnen dieser Gruppen hin und hören wir, was Herzen und Zungen bewegt.

I.

Vor Nr. 26 in der „Krievelgasse" sind sie aus der halben Nachbarschaft zu Hauf gekommen. Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildet der 80jährige Honnes am Rêg. — Sein Enkel, ein junger, strebsamer Mann, der schon als Geschworener im Amt und als Presbyter im Ortskirchenrath sitzt, hat den verwitweten Großvater zu Tische gehabt. — Der scharfe Gegensatz in den Anschauungen und Urtheilen Beider erscheint durch den Zug des Blutes und gegenseitiger Achtung und Werthschätzung nahezu versöhnt und ausgeglichen. Der junge Mann ist in Bildung und Anschauung ein Kind der Gegenwart; der Alte ragt wie eine mächtige, noch ungebrochene Säule aus alter Zeit in das neuartige Leben der Gegenwart hinein.

Weil er noch so fest und munter durch die Gassen schreitet und seinem Unwillen gelegentlich durch manchen derben Fluch Luft macht, nennen sie ihn auch den alten Hußaren. Obwohl keiner Stütze bedürfend, fehlt doch nie in der schwieligen Hand das „Zwälfstöcklein", der zweijährige Trieb vom wolligen Schneeball, das er einst als Zeichen seiner Hannenwürde in jeder Beziehung meisterhaft führte. Nur die zähe Holzfaser hat der Dauer der Jahre getrotzt. Oben ist die Rinde von der schwieligen Hand abgegriffen, unten hat sie der amtliche Gebrauch verzehrt. — Auch heute noch juckt es den Alten an die Finger, des Stöckleins tapfer zu brauchen, wenn etwas Ungrades vor seinen Augen geschieht. Und wenn du auf einen schnarrenden und splitternden,

von kräftigem Fluch begleiteten Ton einen jähen Aufschrei des Schmerzes vernimmst, so ist unfehlbar das unten zersplitterte, von einer G-Saite zusammengehaltene Stöcklein des Alten auf den Rücken irgend eines Unholds herabgefahren oder auf den breiten Hut des losen oder tölpelhaften Buben, der nicht ordentlich zu grüßen wußte.

Der Alte hat viel Conservatives in seinem Wesen. Als sie das neue Kronstädter Gesangbuch längst eingeführt hatten und männiglich in der Gemeinde daraus Gottes Ehre pries, trug er beharrlich das alte Clos'sche „Kronstädtische Gesangbuch, welches den Kern alter und neuer Lieder, 807 an der Zahl, in sich fasset, welche den Sinn und Zweck aller ordentlichen Sonn- und Festtagsevangelien lehrreich und lieblich ausdrücket, gedruckt von Martin Fernolandt 1751", in die Kirche. Und wenn der Herr Cantor Nr. 143 des neuen Gesangbuches aussteckte, und mit gewaltiger Stimme: „Komm o komm, du Geist des Lebens" intonirte, schlug der Alte zum Trotz Nr. 143 des alten Gesangbuches auf, und sang in andächtigem Aerger: „Brich entzwei, mein armes Herze!"

Wenn er hörte, daß ein Walache einen Acker auf freiem sächsischem Boden gekauft, so „rückte es ihn", und wenn nach dem Läuten der Abendglocke oder Sonntags während der Kirche ein Zigeuner durch die sächsische Gemeinde ging, so sprach er: „Es gibt kein Gesetz mehr, es geht Alles d'runter und d'rüber!" Sah er eine Bäuerin, die das selbstgesponnene weiße Linnen abgelegt und in farbigem Kleid dahinschritt, so biß er die Zähne zusammen, spuckte aus, zog sein Taschenmesser und sprach: „Komm her du Gans, ich will dir auch den Zopf abschneiden und das Palílegeln (Schnapsfäßchen) umhängen, daß du hinter Denen mit zweierlei Tuch (Soldaten) laufen kannst."

Der Alte ist eben mit der Darstellung von Brauch und Sitte der guten alten Zeit beschäftigt, während fast

unbemerkt der Ortspfarrer, im Begriff einen Gang in's reifende Kornfeld zu thun, in den Kreis seiner aufmerksamen Zuhörer tritt. Auf den freundlichen Gruß des Pfarrers erhebt sich die Gruppe von den Sitzen und erwidert einstimmig: „Gott gebe dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater einen glückseligen, guten Tag!“

Des Pfarrers erstes Wort ist an den Alten gerichtet. „Wie geht's euch noch, Bruder Honnes? Ich habe euch heute nicht in der Kirche gesehen, das muß seinen gewichtigen Grund haben.“

„Was das Erste anbetrifft, Wohlehrwürdiger Herr Vater,“ erwidert der Alte, „so geht's immer schwächer; die Jahre drücken mich und es will aus den hintersten Füßen nicht mehr recht nachkommen. Es heißt nicht umsonst: achtzig Jahre Gnad' vor Gott, neunzig Jahre Kinderspott. Ich und diese neumodische verdrehte Welt passen schlecht zusammen. Ich wäre nun lieber unter als auf der Erde und ich sehne mich darnach, mein Bräutigamshemd anzuthun. Der Thaler für die Leichenpredigt ist besonnen (liegt bereit). Was das Zweite anbelangt, so hab' ich mir heute beim Frühstück den ersten Zahn ausgebissen und wäre aus Schrecken darüber in die Predigt beinahe zu spät gekommen. Und weil der Wohlehrwürdige Herr Vater den Seufzer (Antrittsgebet) schon gethan hatte, so wollte ich keine Störung machen, sondern setzte mich in die Vorhalle, auf das Bänklein, über dem der dicke runde Stein an der Kette hängt, den unsere gottseligen Vorfahren den gefallenen Dirnen und den undankbaren Kindern an den Hals hängten, wenn sie das vierte oder sechste Gebot übertreten hatten, und den ich noch Manchem wollte anhängen lassen, wenn ich Pfarer wäre, wozu ich nun freilich passe, wie das fünfte Rad am Wagen oder (ich bitt' um Verzeihung) wie der Igel zum A . . . wisch.

Indessen habe ich aus der Predigt vielleicht mehr mit nach Hause getragen als mancher von unseren Herren im

Presbyterium, über die der Knopfstricker (Schlaf) häufiger kommt als der heilige Geist. Um Manchen von diesen Herren könnte sich der Herr Vater die Mühe ersparen, seine schönen Predigten auch noch auswendig zu lernen. Mir Einem, ich muß es gestehen, gefällt das auch nicht. Wenn der Pfarrer die Schrift vor sich hat, so sieht man auch, daß er sich Mühe gegeben und Alles ordentlich aufgeschrieben hat; wenn er aber nur so auswendig predigt, so weiß man nicht, ob er sich auch seine Predigt ordentlich gemacht hat oder nur so redet wie unser Einer.

Ja, ja, ich setze meinen Sattelhengst dagegen, wenn Dieser oder Jener aus dem löblichen Presbyterium nicht im Unklaren darüber ist, ob der Herr Vater heute über die alte oder neue Petrikope gepredigt hat! — Die heutige war aber auch schön! Eins aber gefällt mir nicht an den neuen Petrikopen, daß man die schönen Erzählungen von den großen Wundern des Herrn so ganz ausgelassen hat. Ist das Denen zu Lieb geschehen, die die Vernunft nicht wollen gefangen nehmen unter den Glauben und in ihrer Hochgeistigkeit (Stolz) die Krebse niesen und das Gras wachsen hören, aber nichts mehr glauben wollen? Solchen hochnasigen Zweiflern sollte man's machen, wie der selige Herr Bischof Gräser dem Kirchenvater, der mit dem Pfarrer zur Ordination gezogen war. Als nämlich der Herr Pfarrer während der großen Prüfung das Evangelium von der Speisung der 5000 auslegte, da wollte der Kirchenvater seine Weisheit mit einschütteln und meinte, es komme ihm seltsam vor, wie der Herr Jesus mit so wenig Brod und Fischlein so viele Menschen habe speisen können; das werde ja doch nicht ganz wahr sein. Dem aber sagte der alte Herr Bischof (Gott hab' ihn selig): „Bruder Martin, Herr Kirchenvater, ihr habt im 10. Vers das Wörtlein übersehen: „Und es war viel Gras an dem Ort.“ Der Evangelist hat das Weitere

nun zwar nicht hineingeschrieben, aber merkt es euch: Die Esel, wie ihr, fraßen Gras; und nur die vernünftigen Leute bekamen vom Brod und den Fischen."

Man sollte überhaupt mit den vielen Neuerungen nicht so eilen und die gute alte Ordnung nicht über den Haufen werfen und so zu Grunde gehen lassen. Es geht Alles d'runter und d'rüber! Man hält auf keine Kirchenzucht und keine Kleiderordnung mehr. Welcher Nachbarvater straft noch die Kirchenversäumnisse? Die Nachbarn fahren ohne Erlaubniß des Nachbarvaters an Sonntagen hin und her, und bauen Jahrmärkte und große Reisen. An unsern Herrgott denkt man nur noch, wenn sein Donnerwetter manchmal dreinschlägt oder der Hagel in die Saat fährt; auch dann hält man's nicht mehr für der Mühe werth, gegen das Wetter zu läuten. — Das junge Volk ist ungezogen. Der muthwillige Bursche auf dem obersten Gläter, der Kalverburg (Elatorium), darf seine Kälberpossen während der Predigt treiben, ohne daß der Altknecht in die große Trommel schlägt oder dem Muthwilligen oder Schlafenden das Stilles (eine lange Ruthe) über die Ohren haut. Und die Frauen kommen nun aufgeputzt wie die Pfauen in die Kirche und kein Pfarrer traut sich, wenn Eine mit getarkeltem Kleid hineinkommt, wie der alte Herr Bischof Gräser zu sagen: „Mir scheint, mir scheint, es sei mir ein Zaiku (Häher) unter meine weißen Tauben gekommen!"

Ich hätte über dies Capitel noch viel zu sagen, aber Manche und Manche unter uns können es nicht tragen. Ich sehe, daß ich mit meinen geraden Worten wider ein Baibes (Bienenhaus) stoße und Vielen nicht auf ihre Seite rede. Aber es ist nun einmal meine schwache Seite, so zu reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist. — Ich kann mir nicht helfen, ich komme immer auf meine Ansicht zurück: „Viele Köche verderben die Kächen (Suppe)." Wozu ein langes Pres-

byterium und eine noch längere Gemeindevertretung! In der Kirche soll der Pfarrer befehlen, wie in der Gemeinde der Hann. Nur Eins muß ich noch hinzusetzen, der Pfarrer soll keine Grunnen (Schnurrbart) haben. Und daß der Herr Vater sich noch keine hat wachsen lassen und nicht auch dem neuen Zeitgeist huldigt, das freut mich bis in die kleine Zehe hinein. Wenn ich den Pfarrer aus der Nachbargemeinde mit seinem verwachsenen Gesicht sehe und denke, daß der auch auf einer christlichen Kanzel stehen soll, so läuft mir die Gänsehaut auf und wenn ich ihm begegne, weiß ich nie recht, ob ich ihn sächsisch oder walachisch oder gar jüdisch grüßen soll.

Doch nichts für ungut ihr lieben Herren! Ich will hier Niemanden beleidigen; am allerwenigsten unsern Wohlehrwürdigen Herrn Vater, indem ich auch die Leute seines ehrenwerthen Standes nicht ungeschoren lasse. Ich bin nun einmal so; ich muß reden, wie es mir um meine alte Leber ist. Bald aber werde ich Niemanden mehr beleidigen, denn dieser Zahn hier, den ich mir heute ausgebissen habe, ist eine Mahnung von oben, daß ich mich hier unten nicht mehr lange herumbeißen werde. Darum schweige ich für heute und wer's besser versteht, soll weiter reden und nicht vergessen, was hier oben am Giebel dieses Hauses steht:

„Allen Menschen recht gethan
Ist die Kunst, die Niemand kann;
Wer es aber machen kann,
Lösch' dies aus und schreib' sich an!"

„Doch, doch," erwidert der Pfarrer, „macht euch nur recht Luft, Bruder Honnes! Ich höre gern ein freies Wort, wenn's gut gemeint ist. Wir Jüngeren können Alle viel, sehr viel von euch lernen. Was aber die Jüngeren Gutes haben und wollen, das sollen die Alten auch nicht verdammen. Denn wisset, das Gute ist oft der Feind des Bessern.

Lassen wir die Rücksicht auf Person und Stand hier bei Seite; wir sind ja hier alle Nachbarn und Keiner soll dem Andern übel nehmen, was in Ehren geredet wird. Also auch sage ich euch, zieht in Gottes Namen die Pfeifen aus der Tasche und den Stiefelröhren, die ihr aus Rücksicht auf mich brennend hineingesteckt; es könnte hier oder dort eine Tasche Feuer fangen."

„Meinem Mann ist's schon begegnet, Herr Vater," sagte halb zürnend, halb lachend die muntere Nieth (Agnetha) am Steg; „ich hätte ihm die Reden gegönnt (gezankt mit ihm), wenn ihn nicht des Herrn Vaters Gegenwart davor geschützt hätte. Ich weiß aber auch nicht, was unsere Mannsleute an dieser garstigen Gewohnheit des Rauchens auch nur finden können. Es muß ihnen wundergut schmecken, daß sie den Hals zum Rauchfang machen und damit so viel Geld verthun, daß man davon die k. Steuer zweimal zahlen könnte. Und was sie mit dem Stopfen und Zicken (Feuerschlagen) für Zeit verthun! Und doch mögen sie weder mit Gutem noch mit Bösem davon lassen. Man möchte sich manchmal zu Tode ärgern und muß doch lachen. Da hat's neulich mein Schwiegerherr lustig gemacht. Das graue Füllen von der braunen Stute, die er leiselt (unter den Leitzügel spannt), hat ihm im zweiten Mistführen die vorderen Zähne eingeschlagen und er kann ohne Beihilfe der Hand die Pfeife nicht im Mund halten. Was denken Euer Wohlehrwürden, wie hilft er sich nun beim Mähen und Kukuruzhacken und im Kornschneiden? Er befestigt den Pfeifenhals an einen Bindfaden, den er durch die Hutkrämpe hindurchzieht und oben festbindet; dann kneipt er das Mundstück mit den Lippen fest, pustet, weil er nur durch die Nase athmen kann, wie ein Locomotiv, mäht und schneidet aber wie alle Teufel. Lieber sollte man das Land nicht entdeckt haben, aus dem das Stinkkraut zu uns gekommen ist, oder

jedem Raucher das Land verkaufen, auf dem er Tabak anbaut, wie es in den alten Landtagsartikeln stehen soll, oder aber den Rauchern die Nase abschneiden, wie man's einmal gethan hat. Ich „verkomme" mich mit meinem Mann sonst gut, Herr Vater, er folgt mir auch (wenn er will), aber wenn er von der Pfeife nicht läßt, so lasse ich mich von ihm scheiden."

„Du redest Luft, Rieth, und sprichst, wie du es verstehst," erwidert der Ehegatte der Sprecherin. „Wenn der Columbus Amerika nicht entdeckt hätte, so äßen wir auch keinen Palukes. Und wenn man uns nun ein Land um's andere verkaufte, weil ich Tabak darauf baute, so wäre es ja auch dein Schade. Und wenn sie uns Männern die Nase abschneiden würden, wie könnte uns Weiberlist da weiter an der Nase herumführen? Vom Rauchen habt ihr Weiber ja den Vortheil, wir nur die Arbeit. Wir müssen ziehen und blasen und spucken und uns abmühen, ihr bekommt den lieblichen Rauch fertig und seid in der Arbeit nicht gehindert. Was sollten wir armen Mannsleute an den langen Winterabenden ohne die Pfeife; ihr Weiber habt ja zum Zeitvertreib den Spinnrocken und die gelenkigere Zunge. Was würde ferner mit deiner süfigen Kürschen (Frauenkirchenpelz mit Pelz des Siebenschläfers [Fīvken] verbrämt) geschehen, wenn nicht meine Tabakblätter sie vor Mottenfraß bewahrt hätten. Jedes Ding hat seine zwei Seiten."

„Mir scheint fast," fällt der alte Hußar ein, „der Tabak hat drei Seiten. Denn an die Scheunen und Ställe die durch die gottverfluchten Pfeifen in Rauch und Flammen aufgeh'n, hast weder du gedacht, Mierten, noch deine Rieth; darum merke ich's im Vorbeigehen an. Ja, ja, mit dem Galgen sollte man das Rauchen verbieten und an jedes Dorfsende gehört eine schwarze Tafel, auf der nichts anderes steht, als was Jeder lesen kann, der auch nicht in die Schule gegangen ist: eine gemalte Pfeife und eine Schwitzbank;

höchstens noch zu größerer Deutlichkeit darunter die Zahl 25. — Seht Kinder! ich wäre auch fast einmal ein Raucher geworden; aber welcher Todesschweiß mir nach dem ersten Genuß des unseligen Krautes ausbrach und was weiterhin darauf folgte, davon könnte die Stallthüre etwas erzählen, hinter die ich mich flüchtete. Das Uebrige that mein Vater — Gott lasse ihm die Knochen ruh'n! — Er zerschlug mir die Pfeife auf der linken Kniescheibe, daß ich acht Tage davon hinkte. Und das sollte man Jedem thun, der die erste Pfeife geraucht hat."

„Dann müßte man's freilich auch mir gethan haben, Bruder Honnes," erwidert der geistliche Herr, „denn eine Pfeife guten Fogarascher (Tabak) verschmähe ich seit meinem 15. Jahr auch nicht."

„Wohlehrwürden Herr Vater, verzeihen, wenn ich mein Wort nicht zurücknehme. Wenn der Wohlehrwürdige Herr Vater schon so lange her rauchen, so wäre die Kniescheibe ja längst nicht mehr schmerzhaft, und euer Wohlehrwürden hätten bei den vielen guten Seiten eine schwache weniger. Wie gesagt aber, es ist mir schon in der Geburt zugekommen, daß ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ich halte es nicht mit dem „wilden Tummes" (Thomas), der den Pfarrer eben einen Esel gescholten hatte, und als dieser in demselben Augenblick die Thüre zu freundlichem Besuch öffnete, entschuldigend und kleinlaut hinzufügte: „Ich bitte um Vergebung: der walachische Pfarrer!"

„Redet nur fort, Honnes," entgegnet der Pfarrer, „ich nehme euch nichts übel auf, denn ich weiß, daß ihr es mit uns Allen gut meint. Darum hat's mich auch aufrichtig gefreut, daß ihr euch über die Neuerungen in unserem Kirchenleben und über die neue Kirchenverfassung so freimüthig äußertet. Der denkende Mensch prüft Alles und geht in eine neue Einrichtung nicht gedankenlos ein, wie der Ochse

in ein neues Joch. Ich muß euch auch in Vielem Recht geben, obwohl ihr in mancher Beziehung zu sehr am Alten hängt. Das ist aber sehr natürlich. Niemand legt ein altes Kleid gerne ab, in dem er sich lange wohl befunden, und kauft sich, so lange es noch gut ist, ein theures neues, wenn's auch gegen Sturm und Wetter besser schützt. — Was aber zur bloßen Form herabgesunken ist und den Geist und Inhalt verloren hat, das hat sich eben überlebt und muß fallen oder neugebaut werden, auf daß neues Leben erblühe aus den Ruinen. — Lasset die neue Kirchenverfassung sich nur noch ein Jahrzehnt tiefer hineinleben in's Volk und man wird ihre Vorzüge schon allseitig richtig beurtheilen lernen. Es ist denn doch schön, daß sie möglichst viele geeignete Kräfte in die Arbeit der Kirche hineinzieht und daß sie das Volk auch auf diesem Gebiete zur Selbstregierung aufruft. Eurer Behauptung aber: in der Kirche solle nur der Pfarrer befehlen, setze ich die Behauptung entgegen, daß wir dann bald wieder katholisch wären. Wie schön ist's doch, daß sich unsere evangelischen Gemeinden alle ihre Beamten und Diener vom letzten Gemeindevertreter bis zum Landeskirchencurator und vom letzten Cantor an bis zum Bischof auf freiester Grundlage wählen können!

Stehen auch nicht Alle, die durch die Wahl in Amt und Ehren kamen, unter der Leitung des heiligen Geistes, die Wahl an sich schon erinnert Manchen an die Pflicht, sich von da an unter diese Leitung zu stellen. Im Schatten vergilbt und vergeht die Pflanze, im Sonnenschein der freieren und höheren Stellung grünt und blüht sie weit freudiger. Warum sollen wir nicht jedes Licht, das unter dem Scheffel ersticken muß, lieber auf den Leuchter stellen, daß es leuchte in die vielfache Dunkelheit.

Und wenn ihr vorschnell euren Sattelhengst wetten wollt, ob Mancher aus dem löblichen Presbyterium wisse, ob ich

heute über die neue oder die alte Perikope gepredigt — sagen wir lieber über das alte oder neue Evangelium, damit ihr den griechischen Ausdruck Perikope nicht mehr mit Petrikope verwechselt — so müßt ihr morgen schon die schwarze Stute satteln, und ihr habt verloren. Wenn dann und wann Einzelne noppen (schlummernd nicken), so ist vielleicht auch manchmal die Predigt daran Schuld und der Umstand, daß der dicke Kirchenpelz bei 25 Grad Wärme nicht eben ein geeignetes Kirchenkleid für den Sommer ist und nach sechstägiger schwerer Arbeit gar leicht zum Schlafe einladet. Ich sage euch, Bruder Honnes, unter unseren jüngeren Bürgern haben wir gar manchen wackern Mann, aus dem sich etwas Tüchtiges erklauben (herauswachsen) wird. Es wäre ja auch traurig, wenn es bei unseren offenbar besseren Schulen anders wäre. So ungerne ich auch Einen von den guten Alten nach dem Anderen scheiden sehe und so sehr ich's mißbillige, daß die erfahrenen Alten sich von der Wahl in die kirchlichen Aemter früher zurückziehen, als es recht und billig ist, und der Jugend den Platz einräumen, den sie später vielleicht mit mehr Nutzen für sich und das gemeine Beste einnehmen würde: ein einzelner Mensch macht kein Loch in die Welt, auch drei oder viere nicht; ich nicht und ihr nicht!

Und ich setze meinen krausen Rock (Amtskleid des Pfarrers), wenn nicht mein junger Presbyter Hanne Mierten oder der Gemeindevertreter Thumes Mächel euch gleich zwei oder drei Hauptgedanken aus der heutigen Predigt hersagen. Und wenn es drei gesunde Gedanken sind, so hat Einer die Woche hindurch genug, sie zu verarbeiten in Geist und Seele, wenn man die andere dringende Arbeit einrechnet in seine schwere Lebensaufgabe.

Was das „Auswendig predigen" anbelangt, so habt ihr da eine falsche Meinung davon, Bruder Honnes! Was man auswendig gelernt hat, muß man ja schon in der

Schrift haben, wenn sie auch unter der Pappel (Buchdeckel) und nicht auf dem Pulte der Trägheit vor dem Redner liegt. Das wollen wir Jüngeren, solange das Gedächtniß noch vorhält, uns nicht nehmen lassen. Geräth die „Schrift" nicht immer so, als wir und ihr es erwarten, so mag man aus der Mühe, die wir auf das Lernen verwenden, ersehen, daß wir es nicht leicht nehmen. Wissen wir doch aus der „Geschichte der Siebenbürger Sachsen", daß schon die Synode von 1682 schwere Klage geführt über die „papierenen Prediger, die das Priesterthum in Nichtsthun setzten, und abscheulicher Unthätigkeit ergeben, von der Gnade des beschriebenen Blattes lebten. Die Dechanten sollten Solche ernst ermahnen, doch nicht wie die Knaben vom Papier zu lesen; wenn sie aber dabei beharrten, würden sie vor den Bischof geladen und schwer gestraft werden müssen." — Und das war gewiß ein willkommener Fund für den Verfasser jenes Buches, der nun selbst Bischof ist, bei seinen fleißigen Kirchenvisitationen häufig in diesem Synodalartikel citirt und fragt, „ob der Herr Amtsbruder nicht etwa auch ein papierner Prediger sei"; sich wohl auch einige Jahrgänge fertiger „Schriften" vorlegen läßt, um zu sehen, ob der Mensch nicht zuweilen auch (wie das lose Wort sagt) einen „alten Bock" schlachte."

„Ich war darüber, wie ich sehe, irriger Meinung, Wohlehrwürdiger Herr Vater; nun aber sehe ich, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, und nicht nur der Bauer, sondern auch der Pfarrherr unter strenger Zucht steht."

„So ist's, Bruder Honnes," entgegnet der Pfarrer, „wie immer man übrigens darüber denken mag, die Predigt ist und bleibt nun einmal die Hauptsache im evangelischen Gottesdienst und darum hat's mich gefreut, daß ihr auch die Einführung der neuen Episteln und Evangelien nicht gedankenlos aufgenommen habt. Zunächst muß ich euch meine volle Befriedigung darüber aussprechen, daß ihr euch von meinem

Amtsgenossen, dem Herrn Prediger, das neue Textbüchlein ausgebeten und euch die betreffenden Abschnitte in eurer großen Bibel nach Capitel und Vers genau ausgethan habt. Das ist jedenfalls viel klüger und besser, als wenn man das neue Büchlein fertig kauft und in die Truhe legt, ohne es zu lesen. — Die Erzählungen von den großen Wunderthaten des Herrn wird das hochlöbliche Landesconsistorium gewiß nicht darum weggelassen haben, weil Viele die Vernunft nicht mehr wollen gefangen nehmen unter dem Glauben, sondern weil man über diese Texte nun so lange schon gepredigt hat, daß es Zeit ist, das evangelische Volk auch mit dem vielen anderen Schönen und Wunderbaren in den Aussprüchen des Herrn und seiner Jünger näher bekannt zu machen. — Vernunft und Glaube sind übrigens nicht solche Gegensätze, daß man eines unter das andere nothwendig müßte gefangen nehmen. Die Vernunft hat neben dem rechten Glauben und dieser neben jener wohlberechtigten Platz. Und wenn Einer über ein Wunder tiefer nachdenkt und wohl auch Zweifel in ihm aufsteigen und er's nicht leicht nimmt mit der Sache, wie der Kirchenvater vor dem Bischof, so muß er nicht nothwendig ein Esel sein und das Gras ist nicht gerade für ihn gewachsen. Der vernünftige Zweifel wirkt in Geist und Seele des Menschen, wie der Wind in den Zweigen dieses Birnbaumes hier. Seht, er ist unruhig geworden und seine Zweige werden hin- und hergeschlagen, aber es sind nur die wurmstichigen Früchte, die eben herabfallen, damit die gesunden zu einer um so edleren Entfaltung und Reife gedeihen.

Wenn ihr unseren Herrn und Meister bewundert, daß er mit fünf Broden und ein wenig Fischlein die Tausende leiblich speisen konnte, so thut ihr recht daran; verdammet aber nicht euren Nachbar, der die Sache tiefer faßt und meint, der Herr wiederhole ein noch größeres Wunder, wenn

er im heiligen Abendmahle mit noch weniger Brod immer neue Tausende speise oder durch sein Wort und Beispiel Tausende zu jener Genügsamkeit hinführt, bei der auch das Wenige weit reicht und man fröhlich ausrufen kann: Die Vögel haben ihre Nester, die Füchse haben ihre Gruben, und du solltest mit Haus und Hof, mit Rossen und Wagen nicht zufrieden sein?!

Und wenn ihr den Herrn bewundert, weil er auf der Hochzeit zu Kana Wein gemacht aus armseligem Wasser und auf den schlechten Wein den guten gab, so könnt ihr dabei selig werden; wenn aber euer christlicher Bruder an dieser wunderbaren Wandlung des Wassers in Wein gleichgiltig vorübergeht und sich die Sache geistig zurecht legt, so daß er seinen Glauben walten lassen kann und die Vernunft doch nicht gefangen nehmen muß; wenn er aus Anlaß dieses Textes etwa denkt: Der Herr gestalte ja auch heute noch das Leben seiner wahren Bekenner dadurch so hochzeitlich, daß er sie von den gröberen Genüssen des Lebens durch die Macht seines Wortes zu immer Höherem und Edlerem hinführe, und zwar gerade dadurch, daß er, nicht wie die Welt, das Gute zuerst, dann das Bittere gebe, sondern dadurch, daß er ihnen, wenn sie den Kelch, den die Welt gibt, sammt den Hefen geleert und aus den schlammigen Bächen des Lebens sich übersatt getrunken, den Feuerwein darreicht, der ihr Herz für eine würdigere Auffassung des Lebens erschließt — so sollt ihr darum euren Bruder, der gewiß auch nicht ferne ist vom Reiche Gottes, darum nicht richten und verdammen.

Wenn ihr endlich den wunderbaren Arzt anstaunet, der die Blinden sehen, die Tauben hören, die Stummen reden, die Lahmen gehen macht und die Todten auferstehen läßt, so mögt ihr euch des glücklichen Volkes freuen, das nun lustig einherwandelt und dem Sohne David's sein Hosiannah

ruft, und mit der glücklichen Witwe Freudenthränen weinen, die den auferweckten Sohn, den Einzigen, lebendig wieder in die Arme schließt, und den Vater preisen, der solche Macht dem eingebornen Sohne Gottes gegeben; aber ihr sollt den nicht richten, der über die Pfeifer und das Getümmel, das Hosiannah und die Thränen der Witwe hinwegsieht und an das taube Ohr, an das blinde Auge und das stumme Herz zurückdenkt, das des Herrn Wort auch ihm erschlossen und nun dem großen Seelenarzt aufrichtig dankt, daß er den wankenden Fuß zum sicheren Gang gestärkt und ihm herausgeholfen hat aus dem Tode der Sünde, daß er nun aufstehen konnte und wandeln im Lichte seines Evangeliums.

Ja, meine Lieben, der Glaube, die Frucht des Herzens, darf und soll am Sonnenlicht der Vernunft reifen. Er muß durch dies Licht zur festen sicheren Ueberzeugung werden. Nur dann ist er sicheres und seligmachendes Eigenthum der Gläubigen. Wie viel von diesem Licht auf jene Frucht des Herzens von außen und innen hinüberstrahle, hängt nicht immer von uns ausschließlich ab; nie aber sollen wir dem Strahle wehren, und weder der Vernunft, noch dem Glauben des Bruders Fesseln anlegen, sondern Jeden nach seinem Glauben selig werden lassen. Denn Jeder kann nur durch seinen Glauben selig werden und was nicht aus diesem, also nicht aus seiner herzlichsten inneren Ueberzeugung hervorgeht, das ist, wie der Apostel Paulus sagt, Sünde.

Wie man aber den Menschen im Glaubensleben nicht bevormunden darf, so soll man sich auch hüten, seinem gesammten Leben andere Fesseln anzulegen, als die, welche die Rücksicht auf das öffentliche Wohl anzulegen gebietet. Man muß der Selbsterziehung ihr Recht lassen. Deshalb, Bruder Honnes, halten wir's für rath- und heilsam, auch die alten Gesetze der Kirche, ihre Mahlzeits- und Kleider-

ordnungen nur so weit in's Innere des Hauses wirken zu lassen, als es sich mit dem Rechte der freien Selbstbestimmung verträgt. Dazu kommt, daß die Kirche so manche von ihren früheren Rechten, die sie zum Theil in seinem Auftrag ausübte, an den Staat wieder abtreten mußte. Und weil sich die Kirche zuweilen auch offenbar Eingriffe in die Staatsgewalt erlaubt hat, so ist er mißtrauisch gegen sie geworden und schränkt leider ihre Macht auch da ein, wo sie offenbar zu seinem Wohl handelt. Ihr wißt ja, daß wir der Treng am Graben das seidene Tuch, daß wir ihr unlängst abnahmen, auf die Klage ihres Vaters beim Herrn Stuhlsinspector wieder zurückgeben mußten. Seither ist mancher gute Gulden aus der Gemeinde auf seidene Tücher gegangen. — Aber wir können nicht dafür!

Die neue Kirchenverfassung hat jene Gesetze und Artikel aus der guten alten Zeit, zu deren Durchführung wir heute noch die Kraft haben, nicht aufgehoben und für manche gute neue Bestimmungen gesorgt. Laßt uns nur Alle, namentlich die Väter und Mütter in der Gemeinde, fest zusammenstehen, um das gute Alte beizubehalten und das gute Neue unter uns einzubürgern, so kann es auch der Gegenwart an der guten Zucht und Ordnung nicht fehlen, die wir der Vergangenheit nachrühmen. Die Zeit ändert gar Vieles und mit Einem Schlag läßt sich nicht Alles gerade machen, was krumm geworden ist. Manche Menschen wollen nur durch Schaden klug werden. Man muß ihnen ihren Willen lassen. Der Mode widersetzen sich oft die Einsichtsvollsten vergebens. Die beste Strafe für die Modenarren ist die, daß man sie nicht beachtet und ihnen nicht nachthut. — So halte ich meinerseits es auch für vollkommen gleichgiltig, ob der evangelische Pfarrer einen Schnurrbart trage oder nicht. Gebot und Verbot desselben haben in der kirchlichen Gesetzgebung abgewechselt. Ein Synodal-Artikel gebietet den Pfarrern

Bärte zu tragen: „quia barba est decus viri,“ d. h. weil der Bart des Mannes Zierde ist; und der Schäßburger Stadtpfarrer schrieb im Jahre 1699 seinem Sohn auf die Universität, er möge seine mistaces. oder Grunnen wohl pflegen, damit er, wenn er heimkehre, gleich einiges Ansehen habe und seiner nicht als eines Jungen gescholten werde. Das Kleid macht nicht den Mann!

Man kann durch Gesetze allein weder das Böse und Ueberflüssige verhindern, noch das Gute unterdrücken. Was hat's geholfen, daß der Landtag im Jahre 1686 den Anbau des Kukuruzes verbot und auf den Tabakbau die schweren Strafen setzte, von denen uns unsere junge Freundin hier eben erzählte. Die Armen essen darum doch ihren Palukes und wer's haben kann, erfreut sich an seiner Pfeife Tabak. Schon im Jahre 1684 schrieb der Mühlbächer Stadtpfarrer über das Verbot des Rauchens: „Iste labor inter conatus irritos recensendus est,“ d. h. solches sei ein vergeblich Bemühen.

Darum aber darf man nicht müde werden, gegen das zu kämpfen, was man nach seinem besten Wissen und Gewissen für falsch oder für schlecht hält. Und das, lieber Honnes, bleibt eure Aufgabe, solange ihr noch unter uns weilen dürft; möget ihr das Bräutigamshemd noch lange nicht anziehen und der Thaler für die Leichenpredigt noch manches Jahr ruhig im Kasten liegen. Und damit Gott befohlen, lieben Leute! Ich möchte noch vor Abend einen Gang in's Kornfeld thun und mich an dem reichen Gottessegen erfreuen. Grüßet eure Lieben daheim!“

„Wenn's dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater nicht zuwider ist, so begleiten wir ihn,“ rufen Einzelne aus der Gruppe. — „Es soll mich sehr freuen,“ antwortet der Pfarrer, sofort ein neues Gespräch mit seinen Begleitern anknüpfend, während die Gruppe dem Scheidenden nachruft: „Wir danken

für die guten Worte und bitten der tugendsamen Frau Mutter einen guten Abend mitnehmen zu wollen!"

Während der Pfarrer am Dorfsende die Pfeife anzündet und mit der kleinen Begleitung hinter dem Fallthor verschwindet, die Zurückgebliebenen aber voll Lobes sind über den guten Herrn Vater, der so verständig und leutselig redet und — wie der alte Hußar hinzusetzt — dazu auch keine Grunnen hat, treten wir zu einer zweiten Gruppe, die durch lautes Gespräch von ferne her unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

II.

Vor Nr. 125 auf dem Lufttrain geht's ungewöhnlich lebhaft zu. Der junge Misch auf dem Eck führt das große Wort. Durch freiwilligen Austritt aus dem Adjuvantenchor ist er dem Beschluß des Presbyteriums auf Ausschluß aus demselben in zwölfter Stunde schlau zuvorgekommen. Seither hat er einen „Greuel gefangen" vor Allem, was mit Kirche und Schule zusammenhängt. Solange er das Baßflügelhorn in der Kirche und auf den Leichen tractiren und sich bei den Hochzeits- und Leichenpräbenden (ein in der Schule verzehrtes Essen, an dem die Adjuvanten [Musikgehilfen der Lehrer] theilnehmen) gütlich thun durfte, hatte Alles seine guten Wege, was nach älterem und neuerem Recht in Schule und Kirche geschah; seit man ihn aber wollte entgelten lassen, daß er öfter einen Trunk über den Durst zu thun pflegte, den Cantus (Musikprobe) entweder versäumte oder durch seine Ungefügigkeit unter den Tactstock des Rectors die gute Ordnung regelmäßig störte, seit ferner einer der neuangestellten Adjuvanten es soweit gebracht, daß er dem Baßflügelhorn gleich anständige, wenn auch nicht gerade so mark- und beinerschütternde Töne entlocken konnte, und das Gerede in der Gemeinde ging, nächsten Sonntag werde man den Misch

absetzen, war er ein geschworner Feind der „Geistlichkeit", zu der er sich, nicht ohne einiges Wohlbehagen und auch mit etwas mehr Recht als der Balgentreter hinzurechnete.

Am liebsten machte er seinem Zorn dem Rector gegenüber Luft. War er doch einst als Glöckner über dem Rector gestanden, der damals nur Discantist war, als solcher am Sonntag die Discantstimme singen, und in der Woche das Brod und die Präbenden für die Lehrer aus der Gemeinde zusammenschleppen mußte. Nach damaliger Ordnung bei dem „Aufsagen der Lection" zur Aushilfe verwandt, hatten Beide am Unterricht der Jugend gleiche Sünde auf sich geladen. Beide hatten damals noch nur die Dorfschule absolvirt, durften aber, wenn die Kirchendienste und die ökonomischen Geschäfte in der Schule gethan waren, den Schulkindern die Lection abhören. Schon damals zeigte der Glöckner Misch viel größere Entschiedenheit im Auftreten als der Discantist und nachmalige Rector. Beide standen unter der Oberaufsicht des Cantors, der zugleich für ihre weitere Ausbildung in der Musik und im Hilfslehrerfach zu sorgen hatte. Als der Cantor einst während einer pädagogisch-didaktischen Unterrichtsstunde den Glöckner Misch fragte: „Also Misch, was mußt du thun, wenn du Einen die Lectionen aufsagen lässest?" da antwortete dieser mit großer Entschiedenheit: „Herr Cantor, ich nehme ihn in die Greie (zwischen die Beine), führe ihm die Finger über die Worte oder Buchstaben hinweg, sage ihm Alles ordentlich vor und lasse es ihn nachsagen; wenn er dumm ist, so haue ich ihn über die Ohren und hänge ihm, wenn er nach Hause geht, die Tafel mit dem gemalten Esel um den Hals."

„Nein, Herr Cantor," antwortete sofort der ruhigere Discantist; „der Glöckner und ich dürfen nicht schlagen; wenn ein Kind fehlt, so dürfen wir es nur auf Erbsen oder auf die scharfe Kante eines Holzscheites knien lassen; auch

den Esel darf nur der Herr Cantor und der Herr Schulmeister anhängen."

„Du bist selbst ein Esel und dir braucht man nicht erst einen umzuhängen!" hatte damals der zürnende Cantor dem Glöckner gesagt und ihm prophezeit, aus ihm werde sich Zeit seines Lebens nichts Ordentliches erklauben, der Discantist Hanzi aber werde es mit der Zeit zu etwas Rechtem bringen.

Und so geschah es auch. Der Glöckner brachte es nicht über den Adjuvanten hinaus und war auch als solcher ein toller Bursche und wüster Geselle. Der Discantist aber besuchte das Schulseminar in Schäßburg und holte sich in sechs Jahren das Maturitätszeugniß, das ihn zur Uebernahme einer Volksschullehrerstelle berechtigte.

Wegen seiner hervorstechenden Neigung zum Tadeln und Raisonniren nannten sie den Adjuvanten Misch im Dorf schlechthin nur den „Weitmäuligen". — Dadurch hatte er sich selbst, ungeachtet seiner Adjuvantenstellung, die freie Wahl unter den Töchtern des Dorfes erschwert, als er daran ging, sich „zu versorgen" (heiraten). Er mußte von Haus zu Haus gehen, weil alle Mädchen ihm den Rücken kehrten, die er heimführen, oder besser, in deren Haus und Hof er sich einnisten wollte. Er hatte noch einen jüngeren Bruder. Da der Hof des Vaters auf diesen sah (nach dem Erbrecht ihm gehörte) so mußte er ein Mädchen mit Haus und Hof heiraten, weil er vom Baßflügelhorn nicht leben konnte und der Dienst mit demselben nur von der Entrichtung des Schullohnes befreite. Er hatte zuletzt die Tochter eines armen Mannes geheiratet, dessen Haus — vor dem wir eben stehen — allein noch mit Stroh gedeckt war. Weil aber vor diesem Hause der schönste Birnbaum des ganzen Dorfes stand und seinen kühlen Schatten weithin über die wohlgepflegten Ruhebänke verbreitete, bildete es einen mächtigen

Anziehungspunkt für die Nachbarn und Nachbarinnen. Das Haus hatte am Giebel die Aufschrift:

Kummer, Arbeit, Müh' und Sorgen
Ist mein Frühstück alle Morgen,
Kaum bin ich vom Schlaf erwacht
Und mir die Sorg' bald Unruh' macht.

Der rohe Schwiegersohn, der lieber etwas anderes gefrühstückt hätte, als die Inschrift besagte, und seinen Schwiegervater in's rückwärtige kleine Stübchen zurückgedrängt hatte, lag dem Schwiegervater fort und fort in den Ohren, er möge das Haus doch auch einmal mit Ziegeln decken. Da es aber die knappen Mittel nicht zuließen und der Schwiegerherr dem undankbaren Sohne sagte: er möge doch wenigstens das Dach machen, da er ja den Bau fertig und ohne Mühe bekommen habe, hatte dieser in seinem Trotz und Zorn die alte Inschrift ausgelöscht und die folgende an den Giebel mit eigener Hand geschrieben:

„Wird mir mein Schwiegervater Geld vorstrecken,
Werd' ich das Haus mit Ziegel decken."

Das war das Einzige, was der „Weitmäulige" an dem erschlichenen Erbe „gebessert", wie er sagte. Der alte, ehrliche Schwiegervater aber überlebte die Schmach, die ihm der wüste Eidam — nicht durch jene Ueberschrift allein — angethan, nicht lange und starb, die nun doppelt verwaiste Tochter „im Elend" hinterlassend.

Dem „Weitmäuligen" ist's aber seither „heimgekommen"! Und das Frühstück, das er vom Giebel weggefegt, setzt ihm der liebe Herrgott nun täglich vor. Er theilt es indessen nicht mehr mit seinem roh behandelten Weib, das der Herr zu sich genommen und an dem er nun seine einzige sittliche Stütze verloren. Der kleine Knabe aber, für dessen Verpflegung und Erziehung das Presbyterium durch die Armenpfleger wird Sorge tragen lassen, gibt ihm das Recht, das

Haus des verstorbenen Schwiegervaters weiterhin zu bewohnen. Es wird wohl lange währen, bis es ein Ziegeldach bekommt! Vielleicht geschieht es durch den Enkel des Erbauers, der das Andenken des Großvaters auch durch die Vertilgung jener neuen Inschrift sühnen möge.

Es war natürlich nicht die Anziehungskraft des „Weitmäuligen“, sondern des großen schönen Birnbaumes, welche die zahlreiche Gesellschaft hier versammelt hatte. Mitten in derselben hält der „Weitmäulige“ einen abgebrochenen Zweig des Birnbaumes voll unreifer Zöglemäntbirnen (Saint-Germain) in die Höhe und ruft höhnend: „Jetzt soll mir noch Einer den Schulmeister und den Schulgeist und die neue Schulordnung loben, der hat's mit mir zu thun! Es ist ein wahres Wort: Jugend hat keine Tugend.“

„Ja ja,“ fällt ihm der anwesende Altknecht Getz (Georg) in's Wort, „du hast die Tugend allein gepachtet und den Schulkindern ist nichts davon übrig geblieben.“ — Ihn vor der Hand nur mit wildem Blick strafend, fährt der „Weitmäulige“ fort: „Ich hab's gleich gesagt, als das Presbyterium die Erklärung des Jvegelynes (Evangeliums) und damit die Sonntagsschule während der Predigt abschaffte, das könne zu nichts Gutem führen. Da haben wir's nun! Statt ruhig in der Schule zu sitzen, steigen die wilden Buben auf den Obstbäumen herum, zerreißen die Sonntagshosen, fressen grünes Obst und tragen die Blutkrankheit (Ruhr) nach Hause. Wenn ich den Schlingel nur hätte, der mir diesen Zweig abgebrochen hat, ich wollte ihm heimleuchten. Möchte er an den gefressenen Birnen erwürgt sein!“

„Wenn du an jeder Birne erwürgt wärest, die du gestohlen, Misch, so hörtest du den Kukuk längst nicht mehr schreien, und wir hätten dir nur eine Beisetzleiche[1] halten

[1] Kinder, die vor dem erfüllten sechsten Jahre sterben, erhalten ein einfacheres Leichenbegängniß als Erwachsene (Beisetzleiche).

(dich schon vor dem sechsten Jahre begraben) müssen, und die Erde hätte an deinen Sünden nicht so schwer tragen müssen, als es bald der Fall sein wird. Warum lästerst und fluchst du denn so gottlos? Du hast ja auch manche Birne hinabgewürgt, deren Stamm nicht dein Vater, am allerwenigsten aber du selbst gepfropft hast. Davon ist dir der Hals so weit geworden; denn du hast ja eine Gurgel wie mit dem Radlenneng (Radbohrer) gebohrt, und schreiest wie ein Vicespan."

„Halt dir dein ungewaschenes Maul," versetzt zornig der „Weitmäulige", „und gehe wo du hingehörst, auf den Zugang, siehe die Bruderschaft versammelt sich. Freilich von dir werden die Brüder nicht viel Gutes lernen, denn von dem Wahlspruch deines Amtes: „Altknecht, Halt' Recht! Tritt schlecht!" (gerade), verstehst du soviel, wie der Esel von der Muskatnuß oder das Kalb vom Klarinett."

„Das fehlt noch," erwiderte Getz, „daß der Kessel der Bratpfanne vorwürfe, sie sei schwarz; mir hat man kein Baßflügelhorn an den Nagel gehängt, wie dir, und ich weiß, was meine Schuldigkeit als Altknecht ist; auch du hast es einmal gewußt, aber weil du es nicht thatest, haben sie dich auch vom Amt des Altknechts gesetzt, rechtzeitig, bevor du noch, wie aus dem Adjuvantendienst, dich aus dem Staub machtest. Aber den Gefallen will ich dir thun und aus deiner Gesellschaft ausscheiden, weil mich die Pflicht meines Amtes ruft. Zanken mag ich mit dir nicht weiter, denn um gegen dich aufzukommen, müßte man sich den Ruppa und mindestens noch zwei andere Zigeuner dingen. Du schimpfst wie ein Heide und schreist wie ein Rohrochs (Rohrdommel). Siehe aber, da kommt unser Herr Rector, der wird dir sagen, warum man die Sonntagsschule unter der Kirche abgeschafft hat, und vielleicht auch noch manches Andere was dir Noth thut. Der weiß auch, warum du längst auf dem

letzten Loch deines Flügelhorns geblasen hast. Es ist schade nicht nur um die Birnen, die du von diesem Baume essen darfst, sondern auch um den Schatten, den er dir hält. Wenn dein armer Schwiegervater sähe, wie du seinen Hof verunehrt hast, er würde sich im Grabe umdrehen."

Eben holt der „Weitmäulige" zu einer derben Antwort aus, die Zähne knirschend und die Fäuste ballend, da tritt der besonnene „Chrästel (Christian) vom Bach" zwischen die Streitenden.

„Bedenkt doch," sagt er, „daß heute Sonntag ist und daß ihr nicht unter Zigeunern, sondern unter friedfertigen Leuten seid. Wir wollen euer Gezärr (Zanken) nicht mehr hören! Du, Getz, gehe deiner Wege und halte mit der Bruderschaft den Zugang! Der Klügere gibt nach! — Du, Misch, zähme dir dein Maul. Wir wissen, wo Jeden von euch der Schuh drückt. Dich, Misch, drücken beide. Aber laß uns von Anderem reden. Unser Herr Schulmeister wird uns von Besserem zu sagen wissen!"

„Ja ja, laßt ihn nur kommen, den Schriftgelehrten, ich will ihm auch einschenken; ich habe mich längst gesehnt, ein paar Reden mit ihm zu wechseln. Doch du bist ja schon da, du stolzer Herr Rector! Laß deinen Charakter nur ein wenig herab! (sei nicht so hoch hinausfahrend!) Daß du Pantalonhosen trägst, ist deines Vaters Verdienst — aber zugleich das einzige. Und hättest du nicht des alten Kirchenvaters Tochter mit in den Kauf genommen, so hättest du den Schuldienst nicht bekommen und würdest die lange Pfeife nicht unter den Schallegabdern (Jalousien) der schönen neuen Schule herabhängen lassen. Aber das löbliche Presbyterium muß seine Tochter versorgen.

In deinem Zeugniß sollen, wie ich gehört habe, ohnehin nicht lauter Eminenzen stehen."

„Du hast recht, Misch," entgegnet ruhig und besonnen der Lehrer, „die Eminenzen sind in Schäßburg nicht so wohl-

feil, wie die Birnen. Was hat dich gehindert, dir nicht mehr zu holen, als ich heimgebracht, und das ehrenvolle, aber saure Schulbrot statt meiner zu essen? Vielleicht hättest dann du des alten Kirchenvaters Tochter zur Frau und wohntest im schönen Schulhaus. Ich kann nicht davor, daß es anders gekommen ist und daß ich von meinem Kopf lebe, du dich aber nur noch mit deinem Maul erhalten kannst."

„Am Ende (vielleicht) gefällt dir gar das Schulbrod schon nicht mehr und der Schulstaub macht dich husten," erwidert der „Weitmäulige". „O, ihr verwöhnten Schulmeister ihr; das Presbyterium hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als euch den Lohn zu erhöhen und euch die Lasten abzunehmen, die eure Vorgänger so ruhig und ohne Murren getragen. Ich habe es immer gesagt, die Schulmeister sind ein gefährliches Geschlecht; wenn man ihnen den kleinen Finger hinreicht, nehmen sie die ganze Hand. In einigen Jahren commandirt ihr mit dem Schulstab die ganze Gemeinde, wie jetzt die kleinen Kinder. Das hat der Fortbildungscurs gethan, der euch klug gemacht hat, wie die Schlangen — das war die rechte Zeit für euch, als ihr als Studenten in Schäßburg die große Glocke ziehen und den Städtern auf die Leiche gehen und euch den hohen Berg hinauf heiser singen und blasen mußtet und dafür Suppe essen durftet, in der man die Erbsen zählen konnte und die Fettaugen mit dem Vergrößerungsglas suchen mußte. Und das war die rechte Arznei gegen den Schulmeisterstolz, daß ihr vom Discantisten bis zum Rector hinauf des Pfarrers geistliche Frohnbauern waret, die ihm die Fässer banden, den Zehnten besorgten, das Heu trockneten und die Hühner und Truthühner striegelten. Das machte euch zahm, daß ihr alle vier Jahre auf's Neue um den Schuldienst bitten mußtet und daß man euch, wenn man euch nicht in Gnaden entließ, durch den Schul-Almasch (Mahlzeit und Trunk, die der Lehrer

geben mußte) ein wenig zur Ader lassen konnte. Auch das Schriftentragen (Beförderung amtlicher Currenden von einem Dorf zum andern) bekam euch nicht schlecht. Jetzt spart ihr die Sohlen und verlernt das Wandern. Auf dem Seminar verhätschelt man euch nur und erzieht euch statt zu Lehrern zu Herren des Volkes. Die bleibende Anstellung, die hohen Gehalte, die Befreiung vom Läuten, Schriftentragen, Glöckner- und Discantistenhalten hat euch übermüthig gemacht. Die Pfarrer, deren Knechte ihr waret, haben nun ihre Noth mit euch und müssen zum bösen Spiel eine gute Miene machen. Euer Hochmuth kennt keine Grenzen. Oder hat nicht neulich der Herr Cantor sich geweigert, bei dem unehelichen Kind der Letzner Zår (Sara) Gevatter zu stehen? Und doch ist es seit Menschengedenken so gewesen, daß der Cantor jedes uneheliche Kind hat aus der Taufe heben helfen. Und hast du dich nicht selbst geweigert, den Glöckner zu halten, den du nach deinem Contract halten mußtest und das Presbyterium und das Bezirksconsistorium durch Bittschriften und Recurse so lange an der Nase herumgeführt, bis man, des langen Haders müde, dir die Pflicht des Glockenziehens abnahm und dich mit der Ordnungsstrafe elender fünf Gulden durchschlüpfen ließ, für die du das Glöcknergehalt von zwei Jahren ersparteſt? Und solche Trotzköpfe wählt man noch in die Gemeindevertretung und in die Communität, und gibt ihnen freie Vorspann zu ihren Lehrerversammlungen, wo sie auskochen und einbrocken, was wir fressen müssen!

Und wenn nur wenigstens unsere Kinder etwas Erkleckliches von euch lernen könnten! Aber schon am Anfang happert's. Kein Kind kann heutzutage noch ein rechtschaffenes Zeha oder Tetzet aussprechen. Sie hauchen und blasen und zischen und verzerren die Mäuler und bringen nichts zum Hals heraus. Das nennt ihr die Lautirmethode. Das Einmaleins können sie weder vor- noch rückwärts ordentlich beten

(mit gefalteten Händen, wie beim Gebet hersagen), die Mädchen wieder lehrt ihr viel zu viel! Wozu brauchen denn diese das Schreiben? Etwa um den Burschen, die man zum Militär steckt, später schöne Liebesbriefe zu schreiben? Versäumt ein Kind die Schule, so sind gleich alle Teufel los. Der Lehrer hetzt den Pfarrer, der Pfarrer hetzt den Hannen, der Hann den Inspector und dieser gar den königlich ungarischen Schul-Inspector auf die armen Eltern los und diese müssen um nichts und wieder nichts zahlen, daß ihnen die Augen übergehen.

Ich frage dich aber hier in Gegenwart dieser ehrlichen Leute: weß' ist das Kind? Kleidet ihr es? Gebt ihr ihm zu essen? Ja ja, es ist Zeit, daß man euch die Federn ein wenig beschneide, ihr seid zu flügge geworden. Ich wiederhole es, in wenigen Jahren sind die Schulmeister die Herren der Gemeinde und des ganzen sächsischen Volkes. Ich will gerne ein Lügner sein, aber ihr werdet es sehen, liebe Nachbarn, daß es so kommt!"

„Hast du ausgeredet, Misch?" fragt der Lehrer, während der „Weitmäulige" zur Fortsetzung seines Schimpfes Athem holt.

„Ich rede mich nie aus, wenn ich den Schulmeistern etwas anhängen kann," entgegnet der „Weitmäulige"; „wenn du aber auf die Wahrheiten, die ich dir und deinem Stande schon gesagt habe, etwas antworten kannst, was Hände und Füße hat, so sollst du das Wort haben."

„Nicht doch!" entgegnet ein anwesender Presbyter, „der junge Bedner-Mierten, nicht unser wackerer Lehrer soll dir auf deine boshaften und dummen Reden antworten, die eine Schande sind für unsere ganze Gemeinde. Ich will es versuchen, so gut ich kann. Vorerst aber muß ich dir sagen, Weitmäuliger, daß du mit deinen Ansichten und Urtheilen in der Gemeinde allein stehst und daß es unedel von einem Menschen ist, seinen Zorn über bestrafte eigene Sünden an

denen auszulassen, die die Strafe anregen oder des Strafamtes walten mußten. Dein Zorn über die Schule und dein Urtheil über die Lehrer ist der Beweis, daß du dich nur am Schuleck gewetzt, nie in die Schule selbst hineingekommen bist, und keinen für dich geeigneten Lehrer gefunden hast. Der hätte freilich ein Corporal sein und einen guten Haselstock haben müssen. Und jetzt brauchtest du drei solche Lehrer, damit sie dich nachträglich in die Schule führten und Mores lehrten. Dies ist die Einleitung; und nun gehe ich zur Sache über und will dir ruhig antworten auf deine zügellosen Ausfälle gegen Amt und Anstalt, die ich leider nur so vertheidigen kann, wie es ein einfacher Bauer versteht.

Daß unsere Söhne, die wir zum Studiren auf's Seminar schicken können, dort nicht mehr Dienstknechte der Städter sind, das können wir nicht uns zum Verdienst anrechnen. Andere haben das bewirkt.

Unserem Presbyterium aber und unserer ganzen Gemeinde sei es zur Ehre angerechnet, daß sie, dem Beispiel anderer sächsischen Gemeinden folgend, die Gehalte der Männer erhöht haben, die nicht nur eine der schönsten, sondern auch der schwersten Lebensstellungen einnehmen. Und was haben wir damit Sonderliches gethan? Beziehen die 32 Ochsen-, Roß-, Kühe-, Kälber-, Schweine- und Schafhirten nicht heute noch fünfmal soviel aus dem Vermögen der Gemeinde, als unsere drei Lehrer? Allerdings haben wir leider ungleich mehr Kälber und Füllen, als Kinder. Aber ich frage dich, sollen uns diese nicht mehr als fünfmal so lieb sein, als jene?

Glaubst du ferner wirklich, daß es sich in unserer Zeit mit der Aufgabe und Würde des Lehramtes vertrage, die Schule alle vier Jahre an einen neuen Lehrer zu vergeben, wie die Heerden an die Hirten? Kannst du es für Recht nehmen, den Lehrer und seine Familie ohne allen Grund brodlos zu

machen, wenn irgend ein Ungeist, wie du, den Leuten in der Gemeinde die Köpfe verwirrt?

Wir haben ferner nur ein Unrecht der Vergangenheit gesühnt, wenn wir den Lehrern so manche, früher mit ihrem Amte verbundene und nicht zu demselben gehörige Lasten abnahmen. Die Erzieher unserer Kinder haben, insolange sie sich ihrer verantwortlichen Stellung bewußt bleiben, genug zu thun, auch ohne daß wir ihnen das Glockenseil in die Hände geben. Das letztere wäre nun eine gute Arbeit für dich, Misch; du kennst ja das Amt schon aus deiner Jugend und hast dich auch als Adjuvant zur Geistlichkeit gerechnet. Musikalisch bist du auch und darfst du nicht mehr Flügelhorn blasen, so könntest du ja die Glocke ziehen.

Gefällt es dir ferner nicht besser, wenn statt des gedungenen Discantisten sechs bis zehn Knaben bei der Orgel stehen und, nach Noten geschult, während des Gottesdienstes singen?

Indem wir ferner unsere Lehrer in kirchliche und Gemeindeämter berufen, so ehren und nützen wir wieder nur uns selbst. Wir bedürfen ja namentlich in Schul-Angelegenheiten ihren Beirath. Deshalb ist ja der Rector, wenn er nicht gewähltes Mitglied des Presbyteriums ist, in Schul-Angelegenheiten nach der Kirchenverfassung stets berathendes Mitglied des Presbyteriums. Auch der gnädige Kaiser hält sich ja einen Beirath von Ministern, weil er auch nur ein Mensch ist und nicht Alles vom Grund aus versteht. Darum sind die Minister ihm aber doch unterthan. So können auch unsere Lehrer Mitglieder des Presbyteriums sein und ihm doch in gewissen Dingen untergeben sein. Und auch du, Misch, wirst ja, wenn du nun dies Haus mit Ziegeln decken und einen festen Dachstuhl machen sollst, einen sachverständigen Zimmermann um Rath fragen.

Daß die Lehrer und die gesammte kirchliche und bürgerliche Obrigkeit auf den fleißigen Schulbesuch dringen, ist

ganz in der Ordnung. Wie sollen die Lehrer ihre Aufgabe lösen und unsere Kinder etwas Rechtes lernen, wenn wir sie nur dann in die Schule schicken, wann wir wollen und sie bei der Feldarbeit nicht brauchen? Strafe behält Ordnung und Ordnung ist das halbe Leben. Die andere Hälfte ist aber nicht Unordnung, wie du zu meinen scheinst. Wen aber soll man strafen, als die Eltern? Es ist wahr, was du sagst, wir kleiden sie, wir erhalten sie; aber wir haben auch die Pflicht, sie ordentlich erziehen und etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Und zwar ist das eine Pflicht gegen uns selbst, gegen unsere Kinder und unsere ganze Gemeinde. Durch ihre gewissenhafte Beobachtung erziehen wir uns dankbare Kinder, glückliche Menschen und rechtschaffene Bürger der Gemeinde.

Wenn du nun gar undulbest, weil wir den Lehrern freie Vorspann zu den Lehrerversammlungen geben, so ist das dumm genug von dir. Die Förderung in ihrem Beruf, welche Aufgabe jener Versammlungen ist, kommt wiederum uns zu Gute.

Wenn du aber gar von der Methode ihres Unterrichtes redest, so verstehst du davon soviel, wie die Kuh vom neuen Thor. Auch ich kann die vielen Methoden nicht recht beurtheilen, aber soviel weiß ich, daß mein Hans im ersten Schuljahr nach der Lautirmethode ordentlich hat lesen lernen, während ich dazu nach der alten Buchstabirmethode drei Jahre gebraucht habe.

Daß du es für schädlich hältst, die Mädchen schreiben zu lehren, weil sie dann auch Liebesbriefe schreiben würden, ist so albern, als wenn es Jemand beklagen wollte, daß die Buchdruckerkunst erfunden worden ist, weil man damit auch Lügen und Schlechtigkeiten verbreiten und in die Welt setzen kann. Mit demselben Recht könnte es Einer auch beklagen, daß unser Herrgott den Menschen Zunge und Sprache ge-

geben hat, weil sie der Weitmäulige so gottlos mißbraucht. Ich denke, gerade die Mädchen soll man soviel als möglich lehren, damit gute und rechte Mütter in der Gemeinde erwachsen, die den Keim des Guten und Edlen schon frühe in das Kindesherz legen. Denn sie, nicht wir erziehen ja unsere Kinder daheim.

Daß hie und da ein Lehrer, wie du sagst, „zu flügge" geworden ist, ist das Einzige, was ich dir zugeben will. Das erklärt sich aber aus dem Uebergang aus dem Zustande der Unterwürfigkeit in den der Freiheit. Wer aus dem Dunkeln plötzlich in's Sonnenlicht tritt, den blendet es und er sieht schlechter, als im Dämmerschein. Laß sie sich aber nur Alle an die neue Freiheit recht gewöhnen, und sie werden dieselbe nicht mißbrauchen. Es hängt ja noch so manches schwere Bleigewicht an ihren Flügeln, daß sie sich hüten werden, sich über den sicheren Boden, den sie gewonnen, zu erheben, um ihn durch eigene Schuld wieder unter den Füßen zu verlieren.

Darum fürchte ich auch durchaus nicht, daß deine Weißsagung in Erfüllung gehen könnte, daß unsere Lehrer sich zu Herren der Gemeinde und des ganzen Volkes im schlechten Sinne erheben würden, wohl aber erhoffe und ersehne ich die Zeit, wo Gemeinde und Volk nicht nur ihre Jugend, sondern auch sich selbst der weisen Führung tüchtiger Lehrer und wackerer Vorbilder und Berather willig hingeben, und wo man über Schule und Lehrer keine solchen Worte mehr zu hören bekommt, wie sie dir heute entworden (entfahren) sind.

Rede, was du willst, Misch, aber die Schule sollen wir besorgen wie unseren Augapfel. Wir sollen uns nicht schlechter halten, als unsere Vorfahren. Noch bevor man in Deutschland öffentliche Volksschulen hatte, bestanden sie bei uns. Das hat uns der Herr Pfarrer am Leseabend in der Schule

gesagt. Wenn die Mühlbächer schon im Jahre 1352 ihren Schulmeister Johannes, die Kronstädter 1388 ihren ehrenwerthen Lehrer Theodoricus, die Bistritzer ebenfalls anno 1383 ihren Rector Vincentius und die Stolzenburger anno 1394 ihren Schulrector Alexius hatten, so werden wir uns deinetwegen im Jahre des Herrn 1876 nicht ohne Lehrer lassen, oder unsern Herrn Johann fortschicken — und dich anstellen.

Nur so viel will ich gesagt haben: Wer's besser versteht, der soll reden!"

Unter dem lauten Beifall der Versammelten schreitet der Lehrer auf den wackeren Sprecher zu und drückt ihm tiefbewegt die Hand.

„Ich freue mich vom Herzen, ihr lieben Nachbarn, daß sich in eurer Mitte ein so beredter und würdiger Vertheidiger der Schule und des Lehrerstandes gefunden hat. Das wiegt in meinen Augen mehr, als wenn hundert Lehrer noch viel gewichtigere Worte zur Vertheidigung unserer, nein, eurer heiligen Sache gesprochen hätten, als wir sie soeben von dem ehrenwerthen Mitglied unseres Presbyteriums gehört haben.

Ich wünsche von Herzen, daß seine Ansicht auch die eurige sei, und daß nicht nur meine Gegenwart und die Wüstheit des Angriffs euch zu so lebhaftem Beifall veranlaßt habe.

Dir aber, Misch, sei im Hochgefühl meiner Freude darüber und in der Hoffnung, durch mein Leben und Wirken deine maßlosen Anfeindungen der Person und des Standes gründlich widerlegen und zu Schanden machen zu können, Alles verziehen, was der Unverstand aus dir geredet hat.

Ich aber, liebe Nachbarn, muß euch nun hier lassen. Der Herr Pfarrer wird von seinem Spaziergang zurückgekehrt sein, ich muß ihm die Versäumnißliste der verflossenen Woche überreichen und habe über Schul-Angelegenheiten mit ihm zu sprechen. Seid Gott befohlen!"

„Wir begleiten Sie, Herr Schulmeister," klingt es aus mehr als einem Munde. Unter dem tiefen Eindruck des Gehörten zerstreut sich, still gegenseitigen Abschied nehmend, die Versammlung; nur der „Weitmäulige" bleibt, den zerknitterten Zweig des Birnbaumes in der krampfhaft zusammengeballten Faust haltend, nachdenklich auf der steinernen Bank sitzen — ein Stein auf dem andern.

III.

Ueberlassen wir ihn seinen Gedanken. Vielleicht gehen des Presbyters Worte und des Lehrers kurze, aber würdige Antwort, wie ein Schwert durch seine Seele.

Schreiten wir unterdessen weiter! Auch dort unten sitzt eine fröhliche Gesellschaft von Männern und Frauen. Das Haus, vor dem sie versammelt sind, gehört dem reichen Falte Mierten (Martin Valentini). Er hat bisher nichts gewußt vom Kummer des Lebens und nur aus der Inschrift von Nr. 125 ersehen, wie viel davon Mancher frühstücken und zu Abend essen muß. Jetzt aber hat ihn ein Hartes betroffen. Seine einzige, unglücklich verheiratete Tochter geht auf's Scheiden, und er ist eben hinübergeritten zum Herrn Bezirks-Decanus, um den Proceß auch persönlich anzumelden, der vom Pfarramt schon schriftlich einberichtet worden ist. An seiner Stelle sitzt unter den versammelten Nachbarn und führt das Wort die muntere Hausfrau Esther. Sie stammt aus einer armen Familie, hat aber im Hause des Herrn Stuhls-Inspectors im nahen Markte drei Jahre gedient und von der Frau Inspectorin und den wirthschaftlich und häuslich musterhaft erzogenen Mädchen viel Gutes und Nützliches eingesehen und mit Fleiß erlernt. Von da hat sie ihr Mann zu seiner Ehegattin abgeholt zu Leid und Harm so manches reicheren Bauernmädchens, das schon manche Woche im Stillen an dem Bräutigamshemd genäht, das der Ver-

muthung nach kein Anderer anziehen sollte, als der reiche Misch. Die Inschrift seines Hauses, vor dem wir eben angelangt sind, ist zugleich eine zutreffende Schilderung seines Charakters. Sie lautet:

„Ich liebe die Aufrichtigkeit
Und halte nichts vom Prahlen,
Wem ich als Freund nicht gut genug,
Der lass' sich einen malen.“

Wir kommen eben gerecht zum freudigen Ausruf der würdigen Hausfrau: „Seht da, der vorsichtsweise Herr Stuhls-Inspector, mein früherer Dienstherr, kommt mit dem Herrn, dem Hannen, die Gasse herauf. Ach wenn er doch nur bei uns bliebe! Ich sage euch, es ist eine Freude, mit diesem Herrn zu reden. Er versteht sich nicht nur auf's Recht und auf's Gesetz, er kann auch die Feldwirthschaft wie wir Bauern, oder eigentlich noch viel besser als wir. Sein Kukuruz ist Ende August schon reif; wenn die Hundertbüchler mit ihren Trauben nach Hasen schießen können, sind seine Mallinger schon längst reif. Die Frau Inspectorin baut Rigaer Flachs und Holsteiner Hanf und erntet von ihren Erdbeersträuchern Beeren wie die dicksten Wallnüsse, der gelben Johannis- und Himbeeren gar nicht zu gedenken. Sie spinnt Hanf und Flachs, munterer als wir. Die Töchter verstehen Alles, und Eine ist gelehrt wie ein Mann.

Und die schönen, schlanken Obstbäumchen, die er im großen Garten stehen hat, solltet ihr sehen! Er gibt sich aber auch Mühe mit ihnen. Er beschneidet, er kratzt, er wäscht, er schmiert, er wickelt sie ein, wie die Amtfrau (Hebamme) ein Kind. Und wenn er Morgens früh oder Nachmittags nach der Kanzleistunde zu ihnen kommt und hat sie einige Stunden nicht gesehen, so streichelt er sie, wie eine Mutter ihre Kinder und redet mit ihnen, wie mit Menschen und nennt sie

Puio, Puio![1] Am Blatt oder an der Rinde erkennt er die Art eines Obstbaumes! Die Schnadden (Edelreiser) läßt er sich alle aus Deutschland kommen und hat Obst, wie der gnädige Kaiser in Wien. Die Wiesen läßt er hobeln und wenn der Maulwurf stößt, so schießt er ihm eine Ladung Schrotkörner vor die Nase. Er ackert mit eisernen Pflügen und läßt mit der Maschine dreschen. Ach Gott, was haben wir Hasenfleisch gegessen als ich dort diente! Er hat sechs Doppelgewehre und versteht sich auf die Jagd, wie kein Anderer. Auerhähne und Gemsen zu schießen ist ihm ein Leichtes. Und einen ganzen Kasten voll künstlicher Aepfel und Birnen hat er. Man möchte darein beißen, wenn sie nicht aus Papier künstlich nachgemacht wären. Ach was für gute Tage habe ich im Hause des vorsichtsweisen Herrn gehabt. Ich denke, wenn er mich sieht, kommt er doch zu uns heran und wechselt ein paar freundliche Worte mit uns. Man hört schon seine Stimme. Die gibt aber auch aus! Wenn er am unteren Dorfsende mit Einem freundlich redet, so hört man's am oberen, und wenn er Einem die Leviten liest, so klingt's bis an's Hattertgescheide hinauf."

„Gott grüß' euch," erklingt die weithinschallende Stimme des Inspectors, eines großen, hageren Mannes mit grauem Haar und durchdringendem Blick.

„Schönen Dank, wohlweiser Herr Inspector," erklingt's aus der Gesellschaft, die, von den Sitzen sich erhebend, das Haupt entblößt. Mit raschem Schritt, als gelte es einen Angriff, tritt er auf seinen Liebling zu, den Amtsgeschwornen Georg Schenker. Gewohnheitsgemäß faßt er ihn am dritten Knopf auf der Brust, versetzt ihm, wie er Jedem zu thun pflegt, den er anspricht — einen Stoß, der den Schwerpunkt des Körpers verrückt, und zieht ihn dann am Knopf wieder in die

[1] Puio, Puio = ein Kosewort.

richtige Stellung zurück und donnert ihm sofort in aller Freundschaft die Frage in's Gesicht: „Hm, hm, nun wie steht's denn noch mit der Commassation? Habt ihr den Leuten in's Gewissen geredet? Wie sind sie gestimmt? Soll ich euch den Ingenieur, den Feldmesser verschreiben? Wann wird es endlich aufhören mit eurer Sauwirthschaft: der Brache, der Viehhut, den zerbisselten Parcellen und den anderen Dummheiten?

Wenn ihr in drei Jahren nicht commassirt, so laß' ich euch Allen lange Zöpfe anhängen. Denn wer gegen die Zusammenlegung der Grundstücke ist, von der die Zunahme des Volkswohlstandes ausschließlich bedingt ist, und wer heute noch mit dem hölzernen Wendepflug ackert, den unsere Väter im 12. Jahrhundert aus Deutschland mitgebracht haben, der muß auch einen Zopf im Nacken haben, daß man sieht, er gehöre nicht in's 19. Jahrhundert!"

„Ich meinerseits," entgegnet Schenker, „bin, wie der vorsichtsweise Herr Inspector weiß, mit Leib und Seele dafür und lasse keine Gelegenheit unbenützt, die Leute über die Commassation zu belehren, aber der Unverstand durchkreuzt mir alle Wege und zehn Anhalter können nicht so viel wirken, als ein Abhalter; der vorsichtsweise Herr kann getrost einen Wagen anordnen, der die Zöpfe bringt, ich will sie anhängen helfen."

„Ich bitt' um Vergebung, gnädiger Herr Inspector," spricht kleinlaut der wohlbegüterte Ongders (Andreas) am Reg (Berg), der alle seine Aecker und Wiesen in der ersten Classe hat, „das geht bei uns nun einmal nicht! Wer wird aus der ersten Classe in die zweite rücken wollen? wenn der Hagel schlägt, so trifft er nur einen Theil der zerstreuten Parzellen, wenn sie commassirt sind, so ist Alles verloren; wenn — — —"

„Schweigt mir mit diesen abgedroschenen Einwendungen des Eigennutzes und der Dummheit, alter Geizhals," fällt ihm zürnend der Inspector in's Wort, den üblichen Stoß in die

Brust mit doppelter Kraft anbringend, so daß der reiche Ongders den Schwerpunkt in bedenklicher Weise verliert; „Leute, die so albern reden, verdienen commassirt zu werden dort oben auf dem Gottesacker, wo ihre Väter mit den langen Zöpfen schlafen; solche Leute sind nur Schlepphölzer in der Gemeinde, die den Fortschritt hindern und mit ihren Aeckern in die letzte Classe gehören sollen, weil sie mit ihrer Dummheit in der ersten sind. — Ist's mit der Commassation in Deutschland gegangen, warum sollte es hier nicht gehen? Wie dort, so wird man auch hier den alten Tölpeln durch's Hirn fahren und sie zum Guten zwingen. Klagt mir nur nicht mehr über die hohen Steuern, wenn ihr zu träge seid, dem Acker und der Wiese und dem Weinberg den doppelten Ertrag abzugewinnen. Und in meiner Tabelle über den großen Wasserschaden, die ich soeben fertig gemacht habe, werde ich die Anmerkung hineinschreiben, daß euch der Minister keinen Steuernachlaß bewilligen soll, weil ihr zum Guten zu träge seid und nicht commassiren wollt. Verstanden, Alter?"

„Wenn das so gehen soll," erwidert der Alte, „so sollte man lieber keinen Grund und Boden haben."

„Schenkt ihn an die Schule, Alter," spricht kurz der Inspector, „daß man aus seinem Ertrage Menschen erzieht, die weiter denken können, als ihre Nase reicht, dann sollen euch eure Sünden vergeben sein.

Ihr aber, Freund Schenker, hört nicht auf, und werdet nicht müde, für die gute Sache zu wirken. Wie der fallende Tropfen den Stein aushöhlt, so werden wir doch auch diesen alten Querköpfen das Gehirn aufschließen, wenn wir nicht müde werden, sie gehörig zu bearbeiten.

Auf den Montag ist landwirthschaftlicher Bezirksverein. Der Wanderlehrer und Director der Mediascher landwirthschaftlichen Lehranstalt wird einen Vortrag über die Commassation halten und Alles mit Bildern und Zahlen er-

läutern. Aus der Communität und dem Amt soll mir Keiner fehlen, sonst schicke ich den Trabanten um euch! Verstanden?"

„Indessen," fragt des Inspectors Liebling, Schenker, „wie geht's dem vorsichtsweisen Herrn Inspector sonst noch?"

„So, so!" antwortet, um drei Töne tiefer, der Angesprochene in zutraulicherem Tone. „Alle Tage breite Tabellen und endlose Schriften; daneben die ungarische Grammatik und das Wörterbuch, damit man sie zuerst übersetze, dann verstehen lerne, als ob die Augen nur dazu wären, daß man sich sie verderbe, und der Mensch dazu, daß er in der Tinte ersaufe, wie die Fliege in der Milch. Ich wollte manchen Tag lieber hinter dem Pflug gehen — nur nicht hinter dem altmodischen Wendepflug! — oder Gras mähen, oder Korn dreschen, als mir die Finger krumm schreiben und die Brust am Schreibtisch eindrücken. Aber es geht nicht anders, die Feder ist nun einmal, wie der Zigeuner sagt, mein Pflug, und soll die Arbeit vor sich gehen, so darf der Stuhl Einem nicht zu warm werden. Wenn's mir einmal gerade zu viel wird und die Feigenblattern[1] mich plagen und der 25jährige Husten, dann werfe ich die Feder weg, hänge die Büchse um, laufe auf's Gebirg und hole den balzenden Hahn von seinem stolzen Sitz oder die flinke Gemse vom schmalen Grat herab und alle Noth ist vergessen.

Wenn ich dann den Actenstaub mit klarem Gebirgsquell hinuntergespült, die Kanzleiluft in die Gebirgsschlucht hinausgehustet und den alten Blasebalg mit würzigem Gebirgsathem gefüllt habe, bin ich um zehn Jahre jünger. Und so will ich's auch halten, so lange ich lebe und an diesem alten Leib flicken, bis der dort Oben ruft: komm herauf, alter Stuhls-Inspector, ich will dich zur Abwechslung über einige Gemeinden im Himmel setzen; sie haben ja nun auch dort unten endlich commassirt und du brauchst ihnen keine Zöpfe anzuhängen."

---

[1] Feigblattern, mundartlich für Hämorrhoiden.

„Und was macht denn meine liebe Frau Mutter, die gnädige Frau Inspectorin noch und die Jungfer Töchter?"

„Ah bist du auch da? Esther," antwortet freundlich der Inspector; „fast hätte ich dich übersehen, bis ich diesen Männern die Leviten ein wenig gelesen. Und doch stehen wir ja gerade vor eurem Hause und der Herr Hann hat mir schon von eurem Unglück erzählt, daß ihr mit der Tochter auf's Scheiden geht. Das ist eine fatale Geschichte. Aber man muß sich in Alles schicken. Uns ist's auch nicht besser gegangen. Seit meine älteste Tochter ihren Mann, den stattlichen, angesehenen Kaufherrn durch den Tod verloren hat, gehen wir Alle wie unter der Erde. Zum Glück leben uns noch zwei prächtige Enkel, heitere, lustige Buben, die uns den Kummer leichter machen.

Die Inspectorin, deine Herrin, hat noch immer den Teufel; Morgens um 4 Uhr rumort sie schon in allen Zimmern herum, um 5 Uhr ist sie schon im Garten draußen. Des Waschens, Scheuerns, Kochens, Backens, Spinnens, Webens ꝛc. findet sie kein Ende, und wenn ich, mit schmutzigen Schuhen von der Jagd kommend, den blendend weißen Fußboden ein wenig einschmiere, so „gönnt sie mir die Reden", und wenn ich zwei, drei Hasen auspacke, so mache ich meinen Fehler damit nicht gut, weil sie immer an die sieben Häute denkt, die man dem Gethier abziehen muß.

Gegenwärtig hat sie ihren, alljährlich einmal eintretenden Besuch. Mein Begleiter und Führer auf der Auerhahn- und Gemsenjagd, der alte Walache Dumitru ist bei mir. Weil er im Gebirge im Nothfall Speck und Brod mit mir theilt und mir, wenn ich seine Schnapsflasche verschmähe, den klaren Trank des Gebirgsquells reicht, muß er bei mir jährlich einmal hochzeitlich leben und im nobeln Styl essen. Meine Töchter tragen ihm die Speisen auf und schenken ihm den erfrischenden Trank ein. Aus Porzellanschüsseln schöpft er

mit silbernem Löffel die duftende Suppe und führt sich mit silberner Gabel den saftigen Lungenbraten zu Gemüth. Er weiß, wo Stritzel und Torte die Glieder haben und tranchirt sie meisterhaft. Wenn dann deine und meine Herrin, die Inspectorin, den ersten Schrecken überwunden hat und zum spaßhaften Spiel die gute Miene macht, so bindet sie ihm selbst die weiße Serviette auf die Brust des fettgetränkten Hemdes und wundert sich des guten Appetits, den mein Stammgast entwickelt. Schwarzer Kaffee beschließt die ungewohnte Mahlzeit. Weil er gedruckter und geschriebener Schrift nicht mächtig und nur in die Stinne (Hirtenhütte) in die Schule gegangen ist, kann er sich nach Tisch nicht am „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" erfreuen, sondern wir mustern dann die Gewehre, besehen die alten Jagdtrophäen und beschauen die künstlichen Aepfel und Birnen.

Ich sage euch, dieser Walache ist nicht nur ein König, er ist ein Aß von einem Menschen. Treu und bieder; sieht wie ein Falk und riecht die Fuchsspur wie ein Jagdhund. Ich möchte ihn um manchen tölpelhaften Sachsen nicht geben, der sich der Commassation widersetzt. Wenn ich auf's Gebirg gehen will, schicke ich ihm eine Auerhahnfeder statt des Briefes; zum Zeichen empfangener Botschaft schickt er mir sein Jagdmesser.

Damit sind die diplomatischen Verhandlungen geschlossen und zu festgesetzter Stunde treffen wir uns an Ort und Stelle.

Doch, das sind Privatangelegenheiten! Ich habe nun noch einige Fragen an unseren Herrn Hannen (Dorfsvorstand) hier zu richten. Wie steht's mit der Gemeindebaumschule? Gehen die Ziegen und Rinder noch manchmal hinein? Habt ihr die zwei „Schaar Geschütz" (Plankenumfriedung, zwei Bretter lang) aufheben lassen, die der Sturm umgeworfen hatte? Werden die Schulversäumnisse ordentlich bestraft? Ist die Dreschmaschine bestellt? Habt ihr die Feuerspritzen einölen lassen? Habt ihr keine Dorfsfeuerwehr gegründet? Sind

noch Viele nicht assecurirt gegen Feuer und Hagelschlag? Wie steht's mit Brücken und Wegen? Gibt's noch viele Steuerrückstände? Hat der Wortmann die Gemeinderechnung fertig? Wie führen sich die Militär-Urlauber auf? Wie geht's in den Spinnstuben zu? Besucht ihr den Lese-Abend fleißig? Und endlich noch eine wichtige Frage: Habt ihr die schwarzgelb angestrichenen Meilenzeiger, wie es sich geziemt und wie von Oben befohlen worden ist, roth-weiß-grün angestrichen?"

„Es ist Alles in ziemlicher (leidlicher) Ordnung," antwortet der Hann, der Mühe hat, unter den, bei jeder Frage wiederholten gewohnheitsmäßigen Stößen des Inspectors gegen die Brust des Befragten, das gestörte Gleichgewicht des Körpers wieder herzustellen.

„Ja, ja," lächelt kopfschüttelnd der Inspector, „ich weiß schon, was das heißt: „in ziemlicher Ordnung". Ich will heute keine Antwort auf diese Fragen. Es würde mir sonst doch nur gehen wie jenem Richter mit dem Angeklagten. Als dieser zwanzig Aussagen unter Eid gethan hatte, sagte der Richter zu ihm: Angeklagter, sagte er, ich frage euch zum Schluß noch einmal auf euer Gewissen, ist auch Alles wahr, was ihr uns gesagt habt? Der Angeklagte sagte darauf: „Nun, ich denke, mehrsten Theils wird es wahr sein, gnädiger Herr Richter."

In acht Tagen bin ich wieder da und hole mir die Antwort durch den Augenschein. Ist dann nicht Alles in bester Ordnung, so kostet's euch den Hannenstock; daß ist so gewißlich wahr, wie daß heute Sonntag ist. Damit Gott befohlen! Sehet zu, daß ihr bald commassirt!

Herr der Hann! die Vorspann soll in einer Viertelstunde auf dem Pfarrhof vorfahren. Ich soll dem Wohlehrwürdigen Herrn noch einen Besuch machen. — Wenn das große Loch in der Hewesbrücke nicht zugestopft ist, wenn ich zurück fahre, so schlagen alle Donnerwetter ein! Nochmals Gott befohlen!"

„Gott segne den vorsichtsweisen Herrn Inspector!“ rufen Alle, von den Sitzen sich erhebend, dem Scheidenden nach.

„Es ist ein strenger, aber doch ein guter Mensch, unser vorsichtsweiser Herr Inspector! Er will unser Bestes und wir sollen ihm folgen wie gute Kinder ihrem guten Vater“ lautet das allgemeine Urtheil.

„Ja, ja,“ setzt des Inspectors Liebling — Schenker — hinzu; „wir können unsern Herrn Inspector nicht schätzen genug; Mensch und Mensch ist zweierlei! Auch die Beamten sind gar unterschiedlich. Ich habe mir von einem Inspector erzählen lassen, er sei, als in einer seiner Gemeinden 36 Scheunen in Flammen standen, mit der brennenden Pfeife ruhig durch's Dorf gefahren und habe den Unglücklichen den Trost hinterlassen, ich habe zu Hause Dringendes zu thun und kann mich nicht aufhalten, aber morgen will ich kommen und — den Schaden aufnehmen. — Was meint ihr dazu? Ich denke es kann nicht wahr sein, sonst hätte ihn der Bürgermeister längst abgesetzt!“ — —

IV.

Im Hofe des Hannen hält mit stattlichem Viergespann, den riesigen Blumenstrauß auf breitkrämpigem Filzhut ein baumstarker Bursche, bereit, den Inspector heimzuführen. Der ihn begleitende Genosse, bestimmt, den Wagen zu halten, wo er auf schiefer Ebene umwerfen könnte, was übrigens nur auf $^3/_4$ des Weges mit Grund zu befürchten steht — legt festgebundene Garben von Stroh zu elastischem Sitz zurecht und bettet in die Schoßleiter (Korb am hinteren Wagen) in weiches Heu die Truhe mit den amtlichen Schriften.

Drinnen im Hause reicht die freundliche Hännin den zum Abschied versammelten Geschworenen einen Ehrentrunk und gibt Schnitte der duftenden Hanklich (Kuchen) um.

Die hochaufgethürmte Schüssel von schönen Pletschinten (Plinsen) ist für den Herrn Inspector zum Beávendammes

(Jause) bestimmt. Der aber nimmt, da er bei der Frau Pfarrerin schon hat jausen müssen und die untergehende Sonne zum Aufbruch mahnt, nur einige Bissen zu sich, um die Wirthin nicht zu beleidigen.

„Ich habe mir's gedacht," ruft halb gekränkt die Hännin, „der wohlweise Herr Inspector werde meine Aufwartung verschmähen, darum hab' ich ein paar Pletschinten in die Zeitung gewickelt und bei die Schriften gelegt in die Sitzlade; die Kinder daheim werden sie schon essen.

Wir arme Bäuerinnen können freilich nicht so fein kochen wie die tugendsame Frau, die Frau Pfarrerin, und sie hat mich neulich ketzerlich (weidlich) ausgelacht, weil mir die ungemahlenen Kaffeebohnen nicht hatten weich kochen wollen, aus denen ich dem Herrn Inspector den Morgenkaffee kochen sollte, und weil ich bei den jungen Hasen, die der Herr Inspector unterwegs geschossen, nichts Besseres hätte kochen können, als geschnittenen Teig (Nudeln).

Es kommt Alles auf die Uebung an. Weil unsere Männer Morgens Hußarenkaffee trinken und nie Hasenfleisch essen, so können wir mit dergleichen Sachen schlecht umgehen; wenn's aber gilt, ein gutes sächsisches Kraut zu kochen oder eine Hammeltokane zu machen, dann lassen wir uns von keiner Pfarrerin spotten."

„Hat Alles nichts zu sagen, Frau Hännin," erwidert lächelnd der Inspector, „ich sehe auf ein gut' Gemüth, nicht auf das, was auf den Tisch kommt. Ihr wißt ja, daß ich immer „von Hause komme" (mir mitnehme, was ich gern esse und trinke), so oft ich den Stuhl bereise, und es ist nicht nöthig, daß ihr euch meinetwegen etwas zu thun macht. Uebrigens liegen mir die Bauern im Magen, die Kaffee trinken und Cigarren rauchen; und eine Hännin, die ein gutes Kraut kochen kann, ist mir lieber, als drei, die einen schlechten Kaffee kochen können. — Indessen danke ich euch,

Frau Hännin, für die gute Aufnahme; ihr Amtsleute aber gehabt euch wohl und — sorgt mir für die Commassation!"

„Er ist glücklich über die Hewesbrücke hinüber; Gott wolle ihm weiter helfen!" sagt der rückkehrende Ortshann, der dem Inspector bis zum Hattertgescheide das Geleite gegeben, und schwingt sich vom Schimmel, den der harrende Dienstknecht in den Stall führt. Unterdessen haben die Geschworenen die Pletschinten zu sich genommen, die der Herr Inspector verschmäht, und sich vor dem Hannenhause auf der steinernen Bank niedergelassen, sich beredend, was für den nächsten Tag und die nächste Woche noch amtlich anzuordnen sei. — Darüber sind sie schon eins geworden, daß man heute, bei dem unsicheren Wetter über die morgen in Angriff zu nehmenden Feldarbeiten nichts Festes beschließen könne und daß morgen mit Tagesanbruch die Communität vor der Kirche sich versammeln solle, um endgiltig festzusetzen, ob man den Fruchtschnitt in Angriff nehmen solle oder den Pflug schicken (in Bereitschaft setzen) zum Drüßen (zweites Pflügen des für die Winterfrucht bestimmten Feldes).

Doch, treten wir etwas näher auch zu dieser Gruppe, um etwas zu erfahren von den Mühen und Sorgen des Amtes, des die Versammelten walten. Wir können getrost hinzutreten, sie haben kein Amtsgeheimniß.

Vor Allem fällt uns in Wort und Haltung die Gestalt des alten Gemeindeschreibers auf. Er ist ein Siebziger mit kahlem Scheitel, das Haupt nur unten mit spärlichen weißen Locken umsäumt. Auf mächtiger Adlernase sitzt, die schwindende Sehkraft des großen blauen Auges verstärkend, der große Augenspiegel; hinter dem Ohr der gespitzte Gänsekiel mit künstlich zugestutzter Fahne. Unter dem linken Arm ein Bund Schriften. Was er der Allodialcasse beim Schreiben an Tinte er spart, hat an Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand und auf der blauen Hose des rechten Oberschenkels Verwendung

gefunden, an dem er die Feder nun abwischt, seit die Kopfhaare geschwunden und die Feder auf der rosenrothen Schwarte des kahlen Hauptes unvermeidliche schwarze Striche zurückläßt.

Der rechte Unterarm steckt in einem Ueberzug von grober Leinwand, durch welche die Frau Notariusin den Hemdärmel vor der gottlosen Tinte geschützt hat. Für Streusand gibt die Allodialcasse nichts aus, weil der Notarius noch an den Vorräthen des Glimmersandes arbeitet, dess' er sich vor 30 Jahren auf der Heimfahrt von Hermannstadt vom Stolzenburger Berg einen Sack voll mitgebracht hatte.

Seine Protokolle sind zwar kurz und enthalten nur das Wichtigste, z. B.:

„Heute, als am 14. Sonntag nach Trinitatis wird beschlossen:

Pro I.: Den Dreschern soll man heuer nur das sechszehnte Viertel geben!!!

Pro II.: Die Mistgelder sollen von dato nicht mehr in die Nebencasse fließen, sondern in der Allodialrechnung vorkommen!!!

So beschlossen! Datum ut supra!"

Aber er weiß seinen Mann darum zu stellen, wenn es sich um das Wohl der Gemeinde handelt, wie irgend Einer.

In seinem Wohnzimmer sieht es aus, wie bei einem Gelehrten. Auf Tischen und Bänken, auf Truhen und Fensterbrettern, auf den Schlüsselrahmen und an den Balken der Zimmerdecke steckt Schrift an Schrift, Verordnung an Verordnung. Nur die dicken Steuertabellen haben in der mächtigen Schublade des eichenen Schreibtisches Aufnahme und Schutz gefunden. Die übrigen Documente haben durch Rauch und Fliegenunart das Ansehen alter, ehrwürdiger Urkunden angenommen. Hinter der Thüre stecken in einem Sack allein an die zwei Viertel weniger wichtiger Schriften, die ihre Aufnahme in das neu bestellte Gemeinde-Archiv finden sollen.

Die unbrauchbar gewordenen Schriften liegen in der Häll (Platz hinter dem großen lutherischen Ofen), woher die Hausfrau, auf der die Last der Wirthschaft liegt, nehmen kann, was sie zum Feuer anzünden braucht oder zum Einwickeln des Specks, den sie den Arbeitern auf's Feld einsackt.

Ein schlecht geheilter Beinbruch hat dem rüstigen Mann leider eine Krücke zur lebenslänglichen Begleiterin gegeben. Er nennt sie scherzweise seine zweite Frau, die man einst mit ihm begraben solle. Da ihm die Sorgen und Geschäfte seines Amtes und der schmerzende Fuß Zeit und Kraft zur Feldarbeit benahmen, hat er seinen Grund bei dem Namen (in den Besitzbogen) des einzigen Sohnes schreiben lassen und lebt, außer von den Ersparnissen früherer Jahre und dem Ertrage weniger aber guter Aecker und Wiesen, die er sich zurückbehalten, vom kleinen Schreibergehalt.

„Ihr guten Herren," ruft er, „es ist Zeit, daß ihr euch um einen neuen Schreiber umsehet. Der Teufel hole dies Amt in dieser Zeit. Ich habe in 30 Jahren früher nur halb soviel kritzeln müssen, als ich jetzt in einem halben Jahr schreibe. Meine alten Finger wollen nicht mehr! Ich kann zwar ein bischen magyarisch, aber mit den millionzig neuen Ausdrücken, die sie alle Tage erfinden, komme ich nicht mehr zurecht. Alles muß magyarisch sein, als ob's gar keine andere Sprache gäbe und die Leute alle von ungarischen Müttern fielen. Alle Wochen neue Steuertabellen, alle Wochen ein anderer Befehl, wie man's machen soll. Auch der königliche Steuerbeschreiber, der Einnehmer und der Steuer-Inspector wissen nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht. Und der arme Schreiber soll es wissen!? Seit Menschengedenken hat man in unserer Gemeinde keine Trommel gehört; jetzt erklingt sie fast jeden Sonntag, wenn wir den armen Leuten die Pfänder wegen der Steuerrückstände verkaufen sollen. Ich halte das Alles nicht mehr aus!

Und doch hieß es, als diese neue Welt wurde, in Zukunft werde man fast keine Steuern mehr zahlen, die böhmischen und mährischen und galizischen Blutsauger würden nimmermehr auferstehen. Nun heißt es in den Zeitungen, der gnädige Kaiser und König habe dem Ungarn die Regierung wieder auf zehn Jahre übergeben und hätte ihm erlaubt, Kossuthnoten drucken zu lassen. Was wird noch Alles werden?

Eins wird gewiß unter allem Wechsel unverändert bleiben, was hier über uns am Hausgiebel steht:

„Der Kaiser will seinen Tribut haben,
Der Geistliche seine Freiheit,
Der Amtmann spricht: „ich bin auch frei“,
Der Edelmann gibt nichts,
Der Bettelmann hat nichts
Der arme Bauer muß geben,
Daß diese Alle können leben!“

Ich sage euch, auch das ungarische Volk ist unzufrieden mit der neuen Ordnung. Droben in Musna und Ders schimpfen sie, Bauer und Edelmann, ärger als zuvor. Solche Worte, wie ich sie da gehört habe, dürfte sich unser Einer nicht vor den Mund kommen lassen. Ich weiß wohl, daß man ohne Steuer an Gut und Blut kein Land regieren kann, und wir wollen ja Alles gerne geben, so lange wir nur können; aber zuviel ist zuviel, und wo nichts mehr ist, da hat auch der gnädige Kaiser das Recht verloren.

Wir wollen gerne anerkennen, daß das königlich ungarische Ministerium auch viel Gutes gemacht hat. Man kann ein freies Wort drucken und schreiben, wie niemals vorher. Sie haben für die Landwirthschaft viel gethan und manche Lehranstalten aus Staatsmitteln unterstützt; sie haben den Viehdieben das Leben ein wenig sauer gemacht und drängen auf die pünktliche Bestrafung der Schulversäumnisse. Ich begreife nur nicht, wie sie uns unsere Sprache so nehmen und uns das Sachsenland so zerreißen können; wir wären ja ihre natür-

lichen Freunde und Bundesgenossen und haben mit ihnen denselben Gegner. So aber werden wir einst mit ihnen Wérbes (Bundschuhe) anziehen müssen, wenn uns dann auch die Zähne nicht mehr wehe thun sollten.

Unter Anderm, Euer Weisheit, Herr der Hann, was habt ihr Neues aus der letzten Stuhlsversammlung mitgebracht? Habt ihr eine ordentliche Bittschrift an den Reichstag gemacht, daß man unseren Stuhl nicht zerreiße und uns nicht nach Udvarhely oder nach Epeschdorf thue?"

„Ach Gott," antwortet der Hann, „ihr wißt ja, Herr Notarius, daß da drunten noch immer der Streit der feindlichen Brüder Alles verdirbt, was man Gutes vorhat. Die Städter gehen uns mit dem schlechten Beispiel voran. Aus bloßer Rechthaberei und Parteisucht wollen die Einen immer Heiz, die Andern immer Höz (rechts — links). Was die Einen annehmen, verwerfen die Andern. Diese wollen den Himmel stürmen, Jene getrauen sich nicht mehr um ein gutes Recht auch nur zu bitten. — Es geht gegen Abend mit uns, aber durch unsere Schuld.

Wir armen Deputirten vom Land wissen nicht, wo uns die Köpfe stehen. Kommen wir in die Stadt, so fallen die Städter über uns her. Die eine Partei macht uns glauben, das Weiße sei schwarz, die andere das Schwarze sei weiß. Es ist ein Bekridneß (Betrübniß)."

„Und habt ihr keine Augen? Könnt ihr Schwarz und Weiß nicht unterscheiden? Muß denn der Bauer im Schlepptau des Städters gehen? — Guten Rath kann und soll Jeder annehmen, ja auch suchen. Aber wo der gute Rath Einem aufgedrängt wird, wo man ihn mit Wein und Schnaps mischt, da soll man sich hüten davor — er komme von rechts oder links.

Wenn man auf eine Ansicht etwas zugeben will, da könnt ihr wetten darauf, daß sie schlecht ist. Auch die Landtags-

deputirten, die vor der Wahl am meisten zahlen und zu trinken geben, sind immer die schlechtesten.

Da hat der selig verstorbene Herr Bischof recht gehabt, als er zuerst auf diesen Gedanken kam. Da drunten bei Mediasch wollten in einer Gemeinde evangelische Ungarn katholisch werden, weil man ihnen einen Wald schenken und eine große Schuld erlassen wollte, falls sie vom Glauben fielen. Da fragte er sie nun ungarisch: „Meine lieben Leute, wenn zwei Menschen auf einem Jahrmarkt ihre Kühe umtauschen wollen, welche ist die werthvollere: die, auf die man Geld zugeben muß, oder die, bei der man nicht aufzuzahlen braucht?" „Értem" sagte Einer, und „okos ember a püspök" (ich versteh's; ein kluger Mann, der Bischof) riefen die Andern und sind nicht vom Glauben gefallen bis auf diesen Tag."

„Doch, lassen wir die Politik," fährt der Notarius fort, „wir verstehen davon ohnehin wenig genug, und reden wir von dem, was uns näher liegt.

Ich möchte gerne wissen, wer unter euch in der Bika-Commission (Commission zum Ankauf der Gemeindestiere) gewesen ist. Ist dieser Bika da werth, daß er in unsere Heerde geht und unser Gras frißt? Er hat ja keine Lenden! das linke Horn steht schief nach unten; er schleppt den linken hintern Fuß. Von dem werden saubere Kälber fallen! Der bei der „Müssigen" (junge Kalbinnen und ältere Kühe, die im laufenden Jahr kein Kalb geworfen) ist auch nichts werth. — Der Büffelbika ist zu schwer! Ich weiß nicht wo die Commission den Kopf gehabt hat!

Auch der neue Gemeindehengst läßt Manches zu wünschen übrig. Er hat zu kleine Augen und läßt beide Ohren hängen. Die beiden Biere (Eber) sind allein gut. Auch der große Gaisbock, den ihr den Walachen für ihre Ziegenheerde gekauft habt, läßt sich sehen.

Auch eine zweite Amtfrau (Hebamme) benöthigen wir. Die alte Zår kann's bei Sachsen, Walachen und Zigeunern allein nicht mehr vorkommen (ihren Dienst nicht ausreichend bestellen).

Nach der Thurmuhr sollen wir sehen lassen! Neulich hat sie wieder 276 hintereinander geschlagen und seit dem zweiten Kukuruzhacken drehen sich auch die Stundenzeiger nicht mehr. Der Dodo, der Schmiedzigeuner, hat sie ganz verhudelt und verunehrt; wir müssen einen Meister aus der Stadt kommen lassen."

„Ich will euch etwas noch Dringenderes an's Herz legen," fällt der Gelassenhann (Amtsvorgänger des Hannen) ein, „solange noch die Sonne am Himmel steht, wissen wir schon wie viel es geschlagen hat; bedenkt aber, daß das Kornführen vor der Thüre steht (nahe bevorsteht). Wir müssen die Wege und die Brücken unter die Nachbarschaften neu auftheilen und sehen, daß Alles richtig hergestellt wird. — In der schweren Arbeit muß man auch einen guten Bissen Fleisch haben. Der Fleischer soll alle acht Tage eine gute Kuh schlachten, damit sich die Bürger versehen können, man ist des getrockneten Schweinefleisches und des Specks und Käses jetzt müde.

Wir sollen auch nicht vergessen die Bruderschaft hinauszuschicken, daß sie die Feldbrunnen reinigt und wo es noth thut mit Abflußröhren versieht. Vor jeden Brunnen gehört eine ordentliche Tschuha (Strohwisch auf hoher Stange), damit man aus der Ferne sieht, wo frisches Wasser zu haben ist. — Wir müssen auch ausmachen (festsetzen), das wievielte Viertel man den Dreschern geben soll. Denn sie übertheuern uns von Jahr zu Jahr mehr, und es wäre Zeit, daß wir die Dreschmaschine endlich bestellten, damit nicht so viel schönes Korn (Weizen) aus der Gemeinde weggeführt werde."

„Auch auf die alte Ordnung soll man sehen, daß kein Hausvater in der Erntekirche fehle." (Gottesdienst zur Er-

öffnung der Ernte, den nur die Männer, und zwar im Werktagskleid besuchen, während die Weiber unter dem Glockengeläute die Arbeiter in's Feld führen.)

„Und noch Eins, ihr guten Herren, wir sollen Acht geben, wie wir's mit der Nebencassa treiben. Der Inspector ist uns auf der Kappe und will, daß wir auch die Mistgelder und alle, selbst die kleinsten Einnahmen in die Allodialcassa verrechnen.

Wir müssen uns fügen. Darum können wir immer noch eine kleine Nebencassa halten. Denn ein Amt hat immer auch einige Ausgaben, die man nicht Jedem an die Nase hängen kann (verheimlichen muß).

Ich denke, wenn wir die Schätzgelder (Strafen für Holzdiebstahl) und die Einnahmen von der Winkelhut in die Nebencassa fließen lassen, so . . . . . . "

Doch, die kleine häusliche Scene des ehrsamen Amtes wird unterbrochen durch den militärischen Gruß, mit welchem ein strammer Bursche an die Versammelten herantritt, dem Ortshannen seinen Urlaubspaß überreichend. Er hat drei Jahre bei der Linie gedient und ist nun dauernd beurlaubt worden. Die Militärmütze steht gar nicht übel zum netten Sonntagsanzug und der strammen Haltung des Bauernburschen. Da man ihn in abgetragenem Rock aus dem Dienste entließ, hat er sich die drei Sternchen, die ihm als Unterofficier zukamen, auf den Kragen der blauen Jacke genäht, und trägt auf wohlgewölbter Brust die silberne Tapferkeitsmedaille.

„Wie ist's dir ergangen, Hans, in der Fremde, beim kaiserlichen Volk," redet ihn der alte Schreiber an; „bist du glücklich heimgekehrt? Hast du den Kaiser gesehen? Warst du in Wien? Erzähl' uns doch etwas von deinen Erlebnissen."

„Ich stehe zu Befehl, Herr Notarius", antwortet der Unterofficier, „und möchte gerne erzählen, was ich gesehen und erfahren; aber wo soll ich anfangen und wo soll ich auf-

hören? Die Welt ist groß und in drei Jahren erlebt man viel. Wenn Gott will, so will ich an den langen Winterabenden Manches erzählen; jetzt ist mir die Zeit theuer. Die Amtsknechte der Bruderschaft haben beim Herrn Pfarrer den Tanz befreit (Erlaubniß zum Tanz erbeten), und weil er den Tanz nur bis 11 Uhr Abends gestattet und ich seit drei Jahren keinen Geiger gehört, so möchte ich versuchen, ob ich mich auf's Tanzen noch verstehe. — So viel aber sage ich, daß ich's nicht bereue, unter's Röckel gesteckt worden zu sein. Es war mir freilich übel zu Muthe, als aus meiner Altersclasse Einer nach dem Andern frei wurde, der Eine weil er einen platten Fuß, der Andere weil er zu große Elsternaugen (Hühneraugen), der Dritte weil er ein Knie am Fuß oder Gott weiß was hatte. Ich dachte auch: man könne nur in unserer Gemeinde leben und müßte da draußen die Mutterkrankheit (Heimweh) bekommen. Aber man findet überall in der Welt gute Leute und auch in unserem Stand findet ein ordentlicher Mensch sein Fortkommen. — In Wien war ich allerdings und zwar dreimal; auch den gnädigen Kaiser und die gnädige Kaiserin habe ich gesehen, aber ich kann nicht sagen, daß sie euch einen schönen Gruß hätten entbieten lassen, denn ich habe selbst nicht mit ihnen geredet, was überhaupt keine so leichte Sache ist. Ich will's nicht machen wie der lahme Mächel, der als Hußar mit in Frankreich war, und so gern erzählte: als sie durch Wien geritten seien, hätte er sich vorgenommen, dem gnädigen Kaiser einen Besuch zu machen. Weil aber das Dienstgesinde auf dem Feld gewesen und Niemand ihm sein Pferd versorgt habe, so habe er es an eine Atze (Stütze) des großen Ruthenzaunes angebunden, der den kaiserlichen Hof gegen den Garten abschließe. Die Frau Kaiserin sei ihm, wie sie das Pferd am Hof wiehern gehört, sofort auf der Treppe entgegengekommen, hätte ihm einen Stuhl im vorderen Zimmer angeboten, sehr bedauert

daß ihr Mann nicht zu Hause sei und sei sofort durch die Kellerschlucht (Fallthüre, die durch den Zimmerboden in den Keller führt) herabgestiegen und habe ihm eine halbe Maß alten Wein gebracht und ihn gar zutraulich gefragt: was Die daheim noch machten, und dergleichen Dummheiten mehr.

So gut gerade hat man's beim Militär nicht, daß Einem die gnädige Kaiserin mit altem Wein aufwartet und daß jeder Hußar mir nichts dir nichts zum Kaiser reiten kann auf ein Glas Wein, aber ich sage euch, man kann viel lernen und erfährt, daß die Welt nicht mit Brettern verschlagen ist."

„So ist's!" fällt der alte Schreiber dem Urlauber in's Wort, „ich möchte, unsere Gemeinde könnte jährlich ihre 50 Mann abstellen. Sie bekämen beim Militär eine ordentliche Haltung und kämen, mit wenigen Ausnahmen, als tüchtige Leute nach Hause. Und bei der allgemeinen Wehrpflicht und der besseren Behandlung des Militärs soll's Keinen verdrießen, wenn er in den Topf greifen (das Los ziehen) muß.

Du lieber Gott du, wie war das doch vordem, als man „zum Militär fing!" Ich hab' es noch erlebt und soll euch davon erzählen. Mein Vater — Gott lasse ihm die Knochen ruhen — war Hann. Wir schliefen Alle fest, da klopfte es — es war nach der Ernte — Nachts 12 Uhr leise an die Thüre. — Mein Vater öffnete, und herein trat mit zwei Trabanten der Inspector. „Macht euch fertig, nehmt noch zwei starke Männer zu euch! Es ist Befehl gekommen, man soll „bei die Moser fangen!" Aber seid vorsichtig, Niemand soll etwas erfahren. In einer halben Stunde müssen wir an's Werk!"

Ich sage euch, das war eine heikle Sache! Um den Taufschein fragte man Keinen. Sah Einer stark genug aus, so ging's ihm an den Kragen. Setzte er sich zur Wehre, so trug mancher Geschworene ein blaues Auge und eine blutende Nase davon. Zuerst ging's an die Zigeuner, dann an die Walachen.

Reichten sie nicht aus, um die geforderte Anzahl zu decken, so griff man auch zu den Sachsen. Zuerst nahm man Jene, die noch zwei, dann die, welche noch einen Bruder hatten. Im Nothfalle mußten auch die einzigen Söhne daran glauben.

So lange es noch nicht an's eigene Blut ging, machte die Sache auch einigen Spaß. Die in aller Stille unternommene Jagd bot manche heitere Scene. Wenn's dann an's eigene Blut ging, setzte es auch manchen Streit ab zwischen Hann und Inspector.

So geschah es auch diesmal. Als mein Vater die befohlenen zwei Männer gebracht hatte, machte sich die Commission im Stillen auf den Weg. Ich begleitete, ein kleiner Knabe, als Zuschauer die Hetzjagd. Schnell und gewandt holte die Commission die acht Zigeuner aus ihren Haruppen (Hütten).

Ueber dem Wehegeschrei der Zigeunermütter waren die Walachen aus dem Schlaf erwacht, hatten Unrath gewittert und sich theils in sicheren Versteck geborgen, theils in die Wälder geflüchtet.

Einen Walachen fingen sie in der großen Mehltruhe seiner Mutter, einen anderen unter der Stallbrücke, einen dritten zogen sie im Wald aus einer hohlen Eiche hervor. Mit dem walachischen Cantor ging's lustig! Er hatte sich in den Schornstein verkrochen (versteckt).

Der alte Borger (ein Amtmann) hatte es aber gleich heraus. Ein schnell angezündetes Feuer räucherte ihn sofort heraus. Er sprang vom Dach auf den Boden, und wie der Habicht auf die Henne, stürzte sich der eine Trabant auf denselben und sie hatten ihn!

Bis dahin ging Alles gut. Aber nun kam das Sauere. Der Fang reichte nicht aus und man mußte auch unter die Deutschen greifen. Mit schwerem Herzen zeigte mein Vater dem Inspector die Häuser, wo zwei und drei Brüder lebten. — Was sich nicht durch die Flucht gerettet hatte, wurde gefangen.

Das ging Alles noch; aber zuletzt kam es auch an die einzigen Söhne!

Aufgefordert, die Häuser anzugeben, wo einzige Söhne ihrer Eltern wohnten, bat mein Vater den Inspector auf den Knieen, er solle das nicht verlangen (fordern).

Der Inspector wurde grob und drohte ihm mit Gefängniß.

„Hier ist mein Hannenstock, wohlweiser Herr," gab mein Vater zur Antwort, dem Inspector das Zeichen seiner Amtswürde übergebend, „thun Sie mit mir was sie wollen, ich lasse mich lieber erschießen, als daß ich dazu mithelfe, daß den Eltern die einzigen Söhne und der Gemeinde die letzten jungen Arbeitskräfte genommen werden."

Was mein Vater indessen nicht thun wollte, thaten die Eltern Derer, die man schon zum Militär gefangen hatte.

Als Angeber die Commission begleitend, riefen sie Einer wie der Andere: „Auch hier wohnt Einer! auch hier wohnt Einer!"

Aber die Commission fand die Nester leer. Nun galt es, die Väter durch Strafen und Drohungen zu bewegen, die entflohenen Söhne zur Rückkehr zu verhalten.

Mancher ehrliche Mann kam auf die Schwitzbank und mußte seine fünfundzwanzig aushalten.

Die meisten Väter spannte man in die Feddel, d. h. man band ihnen die beiden Hände vorn zusammen, nöthigte sie, die Knie durch dieselben hindurchzustecken und schob dann ein Holzstück zwischen Hände und Knie durch, daß sie gekrümmt dasitzen mußten wie Igel.

Dem alten Bartesch Mächel wurde auf Befehl des Inspectors das Dach von der Scheune herabgenommen, damit der durch Regen zu Grunde gehende Erntesegen ihn zwinge, das Versteck seines Sohnes zu verrathen. Aber er hat 250 Haufen Weizen da verfaulen lassen und den Sohn behalten. Nach 14 Tagen hätte man mähen können auf den hochgethürmten Garben, so war das Korn ausgewachsen. Es war eine Sünde!

Ja ja, ihr guten Herren, so etwas mußte man auch mit in den Kauf nehmen in der guten alten Zeit! Es ist ja doch auch Manches besser geworden in der Gegenwart, wenn man's auch leicht zählen kann."

Während Hans zu militärischem Abschiedsgruß die Hand an die Mütze legt, gibt ihm der Ortshann, den Urlaubspaß übernehmend, die Mahnung: „Zeige nun, Hans, daß du in der Welt gewesen bist und gute Sitten mitgebracht hast; gehe den Burschen mit gutem Beispiel voran und halte die Bruderschafts-Gerechtigkeit."

„Laßt das meine Sache sein, Herr der Hann," antwortet der Beurlaubte, „der Kaiser und ihr sollt keine Schande mit mir aufheben!"

„Das war recht geantwortet, Hans," ruft der alte Schreiber, „du wirst einst auch in der Gemeinde deinen Mann stellen."

„In 15 Jahren sollst du Hann sein; ich sehe im Geist auch die Amtsleute, die dich umgeben, denn, Gott Lob, die Gemeinde hat nicht Mangel an tüchtigem Nachwuchs. Dann thun uns die Zähne zwar nicht mehr wehe; wohl aber der Gemeinde, wenn das neue Amt dann ihr, und sie dem neuen Amt keine Schande macht! Ist Eins oder das Andere der Fall, dann werden wir uns im Grabe umdrehen! Bis dahin aber vergeßt nicht, was einer unserer edelsten Männer gesagt: „Des Volkes Heil erblüht aus seiner Jugend."

„Wir Alten aber," schließt der Schreiber, während der feierliche Klang der Abendglocke zum Aufbruch mahnt, „wollen nun heimgehen, in Haus und Gemeinde den Jungen ein gutes Beispiel geben und mit dafür sorgen, daß es nicht Abend werde mit unserem Volk oder wenigstens, daß ihm nach banger Nacht der Morgenstern bald wieder leuchte!"

Wie anders könnten wir von der Gruppe kerniger Ehrenmänner scheiden, als mit dem innigen Wunsche: „Gott gebe es!"

IX.

„Unser Wohlehrwürdige Herr Vater."

En Hærr æs sénjes Amtes
Kniëcht.

Sächsischer Volksspruch.

So nennt der sächsische Bauer auch heute noch seinen Pfarrer und „Tugendsame Frau Mutter" seine Pfarrerin. — Wie viel Ehre und Würde, wie viel Rang und Herrscherrecht, wie viel Pietät und Auctorität steckt in jener uralten Bezeichnung! Der stolzeste „Hochgeborne" und die herablassendste „Gnädige" müßten den Pfarrer und die Pfarrerin um diese Titel beneiden.

Und sie sind zu beneiden, wo es ihnen gelingt, jene hauspriesterliche Würde in der Gemeinde mit Ehren zu bekleiden, die Beiden in jener ehrenvollen Anrede eingeräumt und zugestanden ist.

Es gibt aber, Gott Lob, noch zahlreiche Gemeinden im alten Sachsenland, wo das noch möglich ist, wo das Pfarrhaus als Vaterhaus, die Gemeinde als erweiterte Familie angesehen und behandelt wird, wo auf dem Boden dankbar und willig anerkannter Liebe und Zucht jene Auctorität noch erwächst, ohne die keine Gemeinschaft, keine wahrhaft fördernde Lebensmacht gedeiht. Gewiß, das ist noch möglich in der sächsischen Bauerngemeinde. In unseren Städten und Halbstädten ist's auch in dieser Beziehung anders geworden. Der „Hochehrwürdige Herr" oder der „Pfarrer", dem die Be-

zeichnung „Vater“ in der Ansprache versagt wird, findet hier eine veränderte, schwerere, weniger dankbare Aufgabe.

Was Riehl von dem deutschen Bauern sagt, gilt auch von dem unsrigen. „Wo der Städter das Herüberreichen der Hand der Kirche in seine Häuslichkeit als einen unerträglichen Eingriff des Pfaffen in seine persönliche Freiheit ansehen würde, da fordert der Bauer von altem Schrot und Korn immer noch die Mithaftbarkeit der Kirche für sein Haus als etwas Selbstverständliches. Er will für sein Haus die Privatseelsorge, die in der Stadt ein so mißliebig Ding geworden, und der Pfarrer, der sich blos in der Studirstube und auf der Kanzel bewegt, ist ihm ein Nichtsthuer. In der modernen Stadt ist das Haus aller religiösen Beziehungen baar geworden. Man findet sich gerade darum in der Kirche mit dem lieben Gott ab, damit er Einen im Hause ungestört lasse. Wenn's hoch kommt, hält man sich etwa für Cholerazeiten ein Stück Hausandacht in Reserve, während das ganze Haus des Bauern als solches in Glaube und Aberglaube religiös gestimmt ist.“

Unser sächsischer Bauer von guter alter Art, der die weitverzweigte Familie der Gemeinde in seinen Nachbarschaften wieder enger zusammenfaßt und ihnen den Nachbarvater als Haupt vorsetzt, der nachbarschaftsweise an die öffentliche Arbeit, nachbarschaftsweise zum heiligen Abendmahl geht und nachbarschaftsweise seinen Todten beerdigt, verleiht dem Bewußtsein der Familienhaftigkeit der Gemeinde den höchsten Ausdruck dadurch, daß er seinen Pfarrer Vater, seine Pfarrerin Mutter nennt — und zwar unser Vater, unsere Mutter. Legte er von altersher in jene Bezeichnung den Ausdruck höchster Pietät, so fügt er in der Zugabe unser Herr Vater, unsere Frau Mutter den Ausdruck höchster Auctorität hinzu. In den Ausdrücken „wohlehrwürdig“ und „tugendsam“ endlich kommt die höchste

Ehre und Würde zum Ausdruck, die Menschen begehren und verdienen können.

Ich rede ausdrücklich auch von der Pfarrerin. Nicht das canonische Recht, die uralte Sitte, die stärker ist als das Recht, weiset ihr eine Stelle in der Gemeinde an. Der sächsische Bauer will einen verheirateten Pfarrer, nicht weil er Protestant ist und Zweck und Wirkung des Cölibates herausfühlt und sieht, sondern weil in seinen Augen neben den „Herrn Vater" auch die „Frau Mutter" gehört.

Eine Frau Advocatin und eine Frau Gerichtsräthin sind ein sprachliches und sachliches Unding — darum hilft sich die moderne Sprachbildung mit der Frau „Advocatensgattin" und der Frau „Gerichtsrathsgattin" heraus; — eine Frau Pfarrerin aber ist im Munde des sächsischen Bauern nicht nur eine hergebrachte, sondern auch eine sprach- und sachrichtige Bezeichnung, denn sie hat in seinen Augen auch einen gewissen Antheil an der amtlichen Stellung und dem amtlichen Ansehen ihres Mannes.

Der sächsische Bauer wählt daher — denn das Recht freier Wahl der Geistlichen hat er sich schon bei seiner Einberufung vom König urkundlich ausbedungen — nach wesentlich anderen Grundsätzen als der Städter und Halbstädter.

Die Frage: wie steht's um die Frau des Candidaten? ist bei ihm immer eine ganz wesentliche. — Der Städter will einen namhaften, einen gelehrten, der Bauer einen leutseligen, praktischen Pfarrer, der für die Leiden und Freuden des kleinen Mannes ein offenes Auge und ein warmes Herz hat.

Doch sehen wir, wie kommt der sächsische Bauer zu seinem Pfarrer und wie verkehrt er mit ihm?

I.

Volle vierzig Jahre sind verflossen, seit zum letztenmale im abgelegenen friedlichen Dorf die Pfarrstelle besetzt wurde.

Wenige nur erinnern sich noch aus persönlicher Erfahrung wie es damals zuging. Die Meisten haben nur aus den bewegten Vorgängen, unter denen die Nachbargemeinden ihre erledigten Pfarren unlängst besetzten, die Ueberzeugung geschöpft: „die Wahl sei Qual."

Die Nachbarn von Kirchberg freilich, die haben's getroffen; sie haben einen Pfarrer bekommen, der Mähr' gibt, die Bägendorfer aber haben sich „bewählt", sie haben einen Pfarrer bekommen, den sie im Kornschneiden mit dem Schlitten wieder zurückführen möchten, wenn sich so wieder gut machen ließe, was das verderbliche Walten sinnlos wirkender Kräfte verschuldete.

Die Stunde ernster Entscheidung hat nun auch für sie geschlagen. Nach vierzigjähriger segensreicher Thätigkeit hat der „alte Herr Vater" das Zeitliche gesegnet. Es geschah unter den denkbar günstigsten Umständen. Sein Haus ist bestellt, die Kinder sind versorgt, die alte Frau Mutter kann im eigenen Hause in der Stadt ohne Sorgen ihren Witwenstand zubringen oder im Hause dankbarer Kinder und Enkel freundliche Aufnahme finden. Das mildert auf beiden Seiten den Schmerz der Trennung.

Gerne hätte der alte Herr Vater schon vor Jahren den Hirtenstab freiwillig niedergelegt, denn die alte Kirche war gründlich zu repariren, ein neues Schulhaus sollte gebaut werden und das forderte eine jüngere Kraft; auch sagte ihm Manches in der neuen Kirchenverfassung, die nach seiner Meinung den Pfarrer zum Kanzlisten machte, nicht zu, namentlich beunruhigte ihn auch der Gedanke, ob er bei der nahen Kirchenvisitation dem Bischof auch wirklich alle Jahrgänge seiner Predigten vorlegen solle, die übrigens, mit schwarzem Zwirn überbunden, in den unteren Schubladen des mächtigen Bücherkastens lagen; aber wenn er Abends mit seinen guten Nachbarn im Gespräch vor der Gassenthüre saß, pflegte er

zu sagen: „Lange wird's nun doch nicht mehr mit mir dauern; es kann sich höchstens um ein oder zwei Paar Sohlen noch handeln und ich möchte nun einmal unter der großen Linde dort oben ruhen, um auch im Tode mit Denen vereint zu bleiben, unter denen ich lebend gewirkt habe; ihr müßt mir nur die paar Tage noch gönnen, die mir der Herr noch vorbehalten hat!" Und das treuherzige Wort versöhnte immer wieder auch Diejenigen, denen der wohlehrwürdige Herr Vater „zu lange machte" und die vom Eintritt einer jüngeren Kraft in's Pfarrhaus einen neuen frischen Aufschwung im Gemeindeleben erwarteten.

Unter dem Ehrengeleite der Amtsbrüder seines Capitels, zahlreicher Gäste aus der Stadt und unter aufrichtiger einmüthiger Betheiligung der ganzen Gemeinde ist der alte Herr soeben zur ewigen Ruhe bestattet worden.

Als die Bruderschaft das schöne, ungewöhnlich tief ausgehobene Grab, in das sie den Sarg gebettet, und mit mächtigen eichenen Brettern überlegt hatten, zugescharrt und die Schwesterschaft die zahlreichen Blumenkränze auf den frischen, mächtigen Grabhügel gelegt, die ganze Gemeinde aber, vom kleinsten Kind bis zum ältesten Greise, den Umgang um das Grab des Herrn Vaters gehalten hatten, trat der älteste Sohn desselben vor den riesigen Grabhügel und dankte im Namen des Hauses für alles Gute, was die Gemeinde dem Entschlafenen und seinem ganzen Hause je und je erwiesen; und als er im Auftrag des Todten Alle um Verzeihung gebeten, die derselbe je in seiner amtlichen und außeramtlichen Wirksamkeit beleidigt haben würde, und darauf den Kirchenschlüssel in die Hand des alten Kirchenvaters zurückgab, da blieb kein Auge thränenleer.

Denn in vierzig Jahren kann ein guter Mensch, wenn auch viel irren und fehlen, doch unendlich viel mehr Gutes thun. Nichts aber in diesem Leben ist mehr geeignet, den

Menschen zum Dank anzuregen und versöhnlich zu stimmen, als ein Grabhügel, die stumme Grenzmarke irdischer Wirksamkeit.

Die Gemeinde ist nun, wie der abdankende (die Ansprache des Sohnes erwidernde) alte Kirchenvater sagt, weisellos (wîsellîs), ohne Weisel, geblieben und die Heerde hat ihren Hirten verloren. Sie muß sich, wie er fortfährt, so schwer es ihr auch fällt, um einen neuen Hirten, einen neuen Vater umsehen. Im Namen der ganzen Gemeinde aber will er dem guten Gemüth, das dort unten im kühlen Schoß der Mutter Erde ausruht von der Last und Hitze des Tages, einen großen Dank abgestattet haben für all' das Gute, das er vierzig volle Jahre hindurch an Jung und Alt mit väterlicher Liebe und Nachsicht gethan, und auch seinerseits um Verzeihung gebeten haben im Namen der ganzen Gemeinde für alle wissentliche und unwissentliche Kränkung, die sie oder Einzelne in ihr dem Entschlafenen zugefügt, dessen unsterbliche Seele der gute Gott im Himmel erfreuen wolle im ewigen Leben.

Doch die Gemeinde kann nicht ohne Pfarrer, die Heerde nicht ohne Hirten sein. Der Pfarrer ist todt — heißt es — es lebe der Pfarrer!

Während das löbliche Presbyterium, die Scholaren und Adjuvanten bei reichem Leichenmahl sitzen, hat ein ausgiebiger Ehrentrunk auch die vier Nachbarschaften in den Wohnungen der Nachbarväter versammelt. Hier wie dort ist das erste Glas dem Andenken des alten, und das zweite dem Wohle des neuen Pfarrers gewidmet. Treten wir ein in eine dieser Nachbarschafts-Versammlungen!

Auf weißgedecktem Tisch stehen mächtige Weinkannen, daneben Käse und Brod. Auf den die Wände des Zimmers umsäumenden Lehnbänken sitzen im Kirchenkleid die leidmüthigen Nachbarn. Wir kommen zum zweiten Glase. Es

gilt dem Wohl des neuen Pfarrers. Der Nachbarvater hat das Wort.

„Ihr guten Nachbarn," beginnt er, „ein Schweres hat uns betroffen! wenn wir auch in Stunden des Unmuthes manchmal „unduldeten" mit unserem selig entschlafenen Herrn Vater — dem Gott die Knochen in der kühlen Erde wolle rasten lassen — es wird sich weisen, ob wir's besser treffen, als wir's gehabt haben. Der Unverstand sagt zwar, einen Pfarrer bekommt man leicht, aber einen guten Sattelhengst muß man auf zehn Jahrmärkten oft vergebens suchen. Ich bin, wie ihr wißt, kein dicker Wirth, aber ich wollte nicht d'ran sehen, ich gebe meinen Sattelhengst für die Gewißheit, daß wir einen guten Pfarrer bekämen!

Und wir können einen bekommen, wenn wir einmüthig sind und recht wollen; denn der Zehnten unserer Gemeinde war gut und die Rente des Pfarrers ist fett; auch die Pfarrersgrundstücke sind gut — 10 Kübel Aussaat in jedem Feld — und die Wiese im Hewes trägt allein ihre 20 Fuder Heu, die Grummet nicht gerechnet. Und wenn wir einen Mann nach unserem Herzen haben wollen — und ich wüßte einen! — was steht uns im Wege, ihm einen Haufen Korn, einen Sack voll Kukuruz und einen Eimer Wein von jedem Wirthen jährlich zuzusetzen? Der Einzelne spürt das nicht, wenn der gute Gott seinen Segen gibt, und es ist ja doch eine Schande für die Gemeinde, wenn ihr Pfarrer das Brod auf dem Markt kaufen muß. Ich will das heute hier nur so nebenbei gesagt haben, für den Fall, daß wir auch ernstlich daran denken müssen. Vor allen Dingen aber, denke ich in meinen schwachen Gedanken, daß wir uns um guten Rath umsehen sollen, denn in dieser Sache sind wir uns allein nicht klug genug. Es wird uns auch an schlechtem Rath in diesen Tagen nicht fehlen, aber wir sollen die Augen aufmachen und Denen folgen, die es mit uns und unserer Gemeinde treu und aufrichtig meinen.

Unser Herr Decanus und der Herr Königsrichter rathen uns gewiß gut. Sie haben ja auch Niemanden, den sie sollten versorgen wollen (gut unterbringen). Auch der älteste Sohn unsers gewesenen Herrn Vaters, der Herr Inspector, der Herr Karl wird uns gewiß gut rathen. — Es war ein großer Fehler von unserem alten Herrn Vater, daß er nicht seinen ältesten Sohn hat Pfarrer studiren lassen. Jetzt brauchten wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen um einen neuen Pfarrer. Aber der alte Herr Vater sagte immer, mein Aeltester, der Karl, ist ein Disputirer, er soll Rechtsgelehrter werden, der Jüngste, der Johann, soll mein Nachfolger sein. Der ist nun freilich ein geborener Pfarrer; — wie hat er auch zu Jahr (vor einem Jahr) über das Evangelium von den falschen Propheten so meisterlich gepredigt! — aber es ist eine Sünde, es ist zum katholisch werden, dem trefflichen Manne, dem als dem jüngsten Sohne von rechtswegen der Pfarrhof zugestanden (erbrechtlich gebührt) hätte, fehlt noch ein Dienstjahr, ein einziges, lausiges Dienstjahr! — Es ist aus, den können wir nicht haben und wenn wir uns auf die Daumen stellen und die Füße zehnschlecht (zînschliecht = pfeilgerade) in die Luft strecken wollten. Denn eisern ist das neue Wahlgesetz und es ist schwer ein Loch darein zu reißen und wir sollen es auch nicht thun, wie's die Kallesdorfer und die Blasendorfer gethan haben.

Es thut nicht gut, Böses zu thun, um Gutes zu fördern.

Wir wären nun freilich auch dem Michelsdorfer Pfarrer, dem Schwiegersohn unsrer alten Frau Mutter, dem Mann unserer Jungfer Lotti gebührende Rücksicht schuldig. In allen Ehren sei er bestimmt (genannt) und er kann nichts dafür, daß er im heiligen Vater Unser alle Sonntage hängen bleibt; aber das ist denn doch nun einmal so eine Sache und ich meine, für uns ist er nicht! — Weiter will ich jetzt nicht greifen; meine Meinung ist, wir sehen uns um guten Rath

um, heute geben wir uns hier das Wort, einmüthig zu wählen und uns von einem guten Geiste leiten zu lassen, den uns Gott in Gnaden bescheeren wolle. Und auf diesen guten Geist wollen wir einmal trinken."

Während der junge Nachbarvater den Nachbarn der Reihe nach einschenkt und bevor noch der Becher die Runde gemacht, erhebt sich der „Weitmäulige" zum Wort.

„Auch ich, ihr Nachbarn, will euch meinen Rath geben. Ihr werdet zwar nicht auf mich hören, weil ich nicht nach der alten Mode rede; aber sind wir es werth, daß wir die freie Wahl haben, wenn wir uns in häuslichen Angelegenheiten immer um fremden Rath bekümmern (umsehen) sollen? Fragt ihr nur den Decanus und den Königsrichter um Rath, die werden euch schon rathen! Pfaffen und Bureaukraten, Dunkelmänner und Federfuchser sind es, die uns im Dunkel halten wollen! Aber Gottlob — man hat's auch bei den Landtagswahlen gesehen — unser Volk fängt an — zu denken. Der dicke Decanus, ich kann ihn nicht sehen, er keucht wie ein Dampfwagen, bis er auf den Predigtstuhl steigt, und wenn er das Vaterunser betet, verdreht er die Augen und stellt sich, als ob er unsern Herrgott an der großen Zehe hätte. Ich mache nicht viel Staub in der Kirche, aber wenn ich zu sieben Pfingsten einmal hineingehe, so will ich eine ordentliche, keine altväterische Predigt hören. — Und der Königsrichter! er steckt ja, wie mir die Leute in der Stadt gesagt haben, unter einer Decke mit dem Decanus und mit den Pfaffen, denen sie die Herrschaft nun bald legen werden. Wir brauchen einen Mann, der uns in's Licht führt, der uns zur Freiheit erzieht, und wenn ihr wollt, so will ich euch unsern Mann nennen. Er fährt mit vier Pferden wie ein Graf, er scheert sich nichts um den Decanus und den Königsrichter, er hat Hengste und Stiere in seinem Stall, die unsere Heerden reformiren werden, und unserer

Allodialcasse kann's nur gut kommen, wenn sie jährlich einige Hundert Gulden erspart. Er hat Geld wie Heu, und kann dem armen Menschen borgen, wenn er in der Noth ist; er versteht sich auf die Landwirthschaft und den Kleebau, auf das Pfropfen nnd Oculiren und hat den sibirischen Hafer und die Rosenkartoffeln in seiner Gemeinde eingeführt. Und was für eine Statur hat er! Er ist kein Augenverdreher und kein Krüppel, an dem sich unsere Frauen „versehen" können. Er steht wie ein Held auf der Kanzel und hat einen Ausspruch wie eine Posaune.

Unser verstorbener Pfarrer mag ja in seinen ersten Jahren viel Gutes in unserer Gemeinde gewirkt haben, aber in den letzten Jahren hat ihn das Alter gedrückt und die Gemeinde ist zurückgeblieben. „Vorwärts!" aber heißt es heutzutage, und wir brauchen keinen Bücherwurm und Augenverdreher, wir brauchen einen Pfarrer, der dem Fortschritt zugethan ist, den Verhältnissen Rechnung trägt und, wie man das bei der Stadt nennt, die materiellen Interessen in's Auge faßt und fördert! Ich wüßte einen Solchen! Soll ich ihn euch nennen?"

„Es thut nicht noth! Gerg," ruft, sich von der Lehnbank erhebend, der alte Mathes; „behalte deinen Mann für dich; du wirst ja ohnehin einen Pfarrer für dich allein wählen. Denn wer seine Abgaben an Kirche und Schule nicht geleistet hat, hat kein Wahlrecht. Wir aber, die wir das Wahlrecht haben, weil wir zu den Bedürfnissen der Kirche und Schule ordentlich beisteuern, wollen einen Hirten für die Gemeinde, die ihren Führer heute verloren hat, nicht für die Kuh- und Roßheerde! Wir wollen keinen Grafen, der mit Vieren fährt, keinen Sillen- (Pferdegeschirr) sondern einen Seelensorger; keinen Geldmann, der uns das Schuldenmachen leicht macht, selbst wenn er einen Vorschußverein unter uns aufrichtete, denn auch diese sind nur ein glänzendes Elend, weil sie zu leicht helfen und zu leicht durch ihre

Hilfe verderben. Kann er uns im Feld- und Gartenbau vorwärts helfen, so soll's uns freuen, obwohl ich meinerseits den Pfarrer lieber auf der Kanzel als hinter dem Pflug oder auf dem Apfelbaum sehe oder auf dem Landtag. — Auch ich halte etwas auf eine staturische Gestalt und auf einen guten Ausspruch, aber ich messe den Mann nicht mit der Elle. Wenn Kopf und Herz auf dem rechten Fleck sind, so können die Beine etwas kürzer sein. Der Bart freilich und die Grunnen können am besten ganz fehlen.

Was du vom Herrn Decanus und Königsrichter gesagt, ist deine Ansicht, die unsrige nicht. Wir denken nun einmal, das Ei solle nicht klüger sein wollen als die Henne, wir haben's noch nie bereut und schämen uns auch heute noch nicht, guter Führung zu folgen und wenn du in unserer Gemeinde Achtung und Ansehen der Vorgesetzten untergraben und uns hier mit deinen revolutionären Grundsätzen anstecken und irreführen willst, so hast du von Eiern geträumt (wird's dir nicht gut gehen)!

Soviel, Weitmäuliger, will ich Dir gesagt haben! Das Uebrige rede ich zu Denen unter uns, die bei der Pfarrerswahl eine Stimme abzugeben haben.

Vorerst muß ich aber mein Gewissen befreien. Wir sollen hier nicht wie die Katze um den Brei herumgehen.

Sehet dort in der Ecke unsern guten Nachbar, den Bedner Mächel. Das Herz will ihm schier brechen, weil nur von seinem Sohne Keiner reden will. Und das gekränkte Vaterherz hat ein Recht bei dieser Versammlung zu trauern! Hat er sich nicht Haus und Hof verschuldet? Hat es ihn nicht sein Viergespann und zwei Züge Ochsen gekostet? Sind nicht seine Fruchtkisten auf der Burg leer geworden, bis er seinen Sohn hat auf dem Gymnasium und der Universität studiren lassen! Und ist nicht zur Ehre und Freude dieser Gemeinde ein Mann aus diesem unseren Kind geworden, der zu Großem berufen ist?

Und doch, so wehe mir's thut, ich muß es sagen, in hundert andere Gemeinden paßt er zum Pfarrer, in die unsrige nicht. Es thut nicht gut, Seinesgleichen über sich zu setzen. Es ist ein hartes, aber ein wahres Wort: „Der Prophet gilt nicht im Vaterland!"

Wenn der Pfarrer einen entarteten Nachbar straft, wenn er ein widerspenstiges Ehepaar zurechtweist, wenn er dem Schulmeister Lehre gibt, soll Keiner sagen dürfen: „Vom jungen Bedner Mächel nehme ich keine Lehre an." Und Bedner Mächel's sollen in unserm Pfarrhaus und auf unserm Pfarrhof nicht mit dem stolzen Bewußtsein aus- und eingehen, da hätten sie mehr Recht d'rin, als der Piter oder der Pal.

In der Gemeinde darf es keine Stiefkinder geben, da müssen lauter rechte Kinder sein!

Daß ich's nur sage, alle Achtung vor Bedner Mächel's Sohn; und wenn er irgendwo Pfarrer geworden ist, gehe ich alter Mann ihm jährlich mindestens einmal in die Predigt, aber unser Pfarrer kann und darf er nicht sein, wir können uns keine Familienherrschaft auferlegen.

Das müssen wir unserm lieben alten Freund hier aufrichtig sagen, und ich denke, wir thun besser d'ran als Jene, die, eigene Vortheile im Auge, dem alten Ehrenmann das Wort vorreden: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme und werfe es vor die Hunde." Es ist, glaubt mir's, für beide Theile besser, wenn unser Kind fremdes Brod ist. Das Brod der Heimat würde ihm gar zu sauer aufgehen und das gönne (wünsche) ich weder dem jungen Mann, noch seinem ehrlichen Vater!

Laßt mich weiter reden! Nach meiner Meinung hätten wir nur von Dreien zu reden; aber von diesen ist Einer in der Sperre (hat noch nicht drei Jahre auf der letzten Pfarre gedient). Ich selbst bin mit mir noch nicht im Reinen, ob ich meine Stimme dem Gelehrten geben würde, der sich durch



seine vielen Bücher und Schriften einen Namen gemacht, leider aber auch in die Zeitungen schreibt, die so viel Unheil anrichten, und sogar in den Kalender, was sich doch für einen Pfarrer nicht recht schickt; oder dem Leutseligen, Lustigen dort drüben, der Freud' und Leid mit seinen Kirchenkindern theilt und den sie dort auf den Händen tragen.

Im Uebrigen bin ich der Ansicht unseres Herrn Nachbarvaters, wir sollen uns um guten Rath umthun bei redlichen Freunden und Vorgesetzten unserer Gemeinde; und ich rathe, wir schicken eine Deputation in die andern drei Nachbarschaften und verlangen Alle miteinander vom löblichen Presbyterium, es soll vier Ehrenmänner aus der Gemeinde bestimmen, die die Sache in die Hand nehmen und sich um Rath umsehen. So viel steht fest, ein Verheirateter muß er sein und auf die neue Pfarrerin sollen sie ihr Augenmerk auch richten; sie soll nicht eine herrische, sondern eine gutmüthige, stattliche Frau sein.

Weiter, denke ich, sollten wir heute nicht reden, vielmehr zusehen vom Amt und Presbyterium aus, daß unsere Gemeinde ein festliches Kleid anlege, daß die Straßen und Brücken gebessert werden, damit der neue Pfarrer sehe, daß er zu ordentlichen und ehrlichen Leuten komme."

„Unser Mathes hat recht geredet," schallt es von allen Seiten. „Die Commission soll man bestellen und das Presbyterium soll es so richten, daß aus jeder Nachbarschaft Einer in der Commission ist. Unser Herr Nachbarvater aber wird dafür sorgen, daß die Kannen und das Geräth (Gabel, Messer, Teller) unserer alten Frau Mutter durch zwei junge Nachbarn heimgestellt und ihr ein schicklicher Dank gesagt werde, daß sie in ihrem Kummer auch unserer Nachbarschaft gedacht hat."

Schwer und doch schnell genug verstreicht die hirtenlose Zeit. Das Presbyterium hat beim Bezirksdechanten um die

Candidation und den Wahlbrief angehalten. Das Bezirksconsistorium hat die Wahlliste (sechs Candidaten enthält sie) hinausgegeben. Drei lange Tage sind der reiflichen Erwägung und dem oft grausamen Spiel der Leidenschaften zugestanden. Der Gemeinde aber ist es gelungen, sich auf einen der Candidaten zu einigen. Die entsandten zwei Wahlcommissäre, ein geistlicher und ein weltlicher, finden die Gemeinde ruhig; kein Wahlproceß steht in Aussicht. Um acht Uhr Morgens rufen die Glocken in's Gotteshaus. Der geistliche Commissär hält eine Ansprache an die versammelte Gemeinde. Nach beendigtem Gottesdienst verlassen alle nicht zum Wahlkörper Gehörenden die Kirche, deren Thüren verschlossen werden. Nach Verlautbarung der die Wahl normirenden Gesetzesbestimmungen wird die Wahl durch geheime Abstimmung vollzogen, deren Ergebniß der geistliche Commissär vor dem Altar verkündet.

Unterdessen harren draußen auf gesattelten Pferden kühne Reiter, um dem Neugewählten das Wahlergebniß mit Blitzesschnelligkeit kund zu thun. Wer auf schäumendem Roß die erste Nachricht bringen kann, erhält einen blanken Thaler. Bald fahren auch die beiden Kirchenväter beim Neugewählten vor. Sie bringen das „Bodenbrod", d. h. sie liefern den doppelt versiegelten Wahlbrief ab und bitten den Erwählten, die einstimmige, ihn und die Gemeinde ehrende Wahl annehmen zu wollen.

Ein Mahl vereinigt alsbald die Abgesandten, die kühnen Reiter, die Pfarrersfamilie und Vertreter der Gemeinde an reichbesetzter Tafel. Wird ein Gymnasiallehrer aus der Stadt in die Pfarre berufen — denn nach alter trefflicher Einrichtung führt der Weg zur Pfarre durch das Lehramt der Mittelschule — so haben die Freunde des Hauses im Voraus für das Mahl gesorgt und überreiche Gaben an Braten, Backwerk und Wein strömen rasch von allen Seiten zusammen.

Nach der Mahlzeit, wenn die Gäste sich verabschiedet, besprechen Pfarrer und Pfarrerin die Vorbereitungen, die die Uebersiedlung an den neuen Bestimmungsort nothwendig macht. Ihr aber muß vorausgehen die feierliche Einführung des Neugewählten in sein Amt. Der Neugewählte meldet sich beim Bezirks- und Capitelsdechanten und setzt mit ihnen den Tag der „Präsentation" fest. Zu einem gewaltigen Mahle rüsten nun Pfarrerin und Gemeinde mit vereinten Kräften und zu getheilten Kosten. Die Frauen der Presbyterialmitglieder hausen nun tagelang in den leeren Zimmern des Pfarrhauses, aus welchem die alte Frau Pfarrerin unter freundlicher Mithilfe guter Leute in die Stadt übersiedelt ist, mit Mehlsieben, Brodbacken, Hühnerwürgen; das Küchengeschäft leitet die neue Pfarrerin, die zu diesem Zweck in die Gemeinde abgeholt worden ist. Speck und Eier, Rahm und Butter sind in der Regel freiwillige Spenden der Frauen aus dem Dorf.

Unter solchen Vorbereitungen naht der feierliche Tag. Am Vortag ist der neue Pfarrer mit stattlichem Sechsgespann abgeholt worden, ebenso der Bezirksdechant und sein Actuar. Im Beisein des Presbyteriums und der größeren kirchlichen Gemeindevertretung wird ein Vertrag, der Pflichten und Rechte des Pfarrers und der Gemeinde feststellt, abgeschlossen. Er enthält Alles, was nach altem Brauch Pflicht und Recht ist, von der Verbindlichkeit an, das Evangelium lauter und rein zu verkündigen bis herab zum prosaischen Recht des doppelten Holzloses, des doppelten Antheils am wilden Obst, das der Hattert trägt, und der doppelten Eichelmast für die „Borstigen".

Sobald am nächsten Morgen in feierlicher Versammlung der Vertrag verlesen und unterfertigt worden ist, überreicht der alte Kirchenvater oder der höchste weltliche evangelische Kreisbeamte dem neugewählten Pfarrer unter passender An-

sprache den Kirchenschlüssel, den dieser in entsprechender Gegenrede feierlich übernimmt.

Von dieser symbolischen Handlung führt das später folgende Mahl den Namen „Schlüsselmahl“ oder nach alter germanischer Ausdrucksweise „Schlüsselvertrinken“. Es folgt die Feierlichkeit in der Kirche. In Anwesenheit der ganzen Gemeinde und zahlreicher fremder Gäste wird der Pfarrer von einem, vom Capitelsdechanten dazu bestellten Amtsbruder der Gemeinde in feierlicher Rede vor dem Altar vorgestellt und werden beide Theile auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht. Darauf tritt der Dechant als Dritter vor den Altar, nimmt dem Pfarrer den Amtseid ab, führt ihn in Amt und Würde und in den Genuß aller Rechte der Pfarre ein und ertheilt dem vor den Stufen des Altars Knieenden durch Handauflegung den Segen.

Noch einmal tritt der neue Pfarrer vor den Altar, setzt sich auf einen hingestellten Stuhl, mit dem ihn die beiden Kirchenväter in die Höhe heben, während sie zu der indeß in's Chor vorgetretenen Schuljugend und zur versammelten Gemeinde laut rufen: „Dies soll unser Herr Pfarrer sein!“ Von dieser ebenfalls symbolischen Handlung heißt der ganze Act im Volksmunde auch das „Auftragen“ des Pfarrers, in der Amtssprache aber die Präsentation.

In der neueren Zeit bleibt das Auftragen auf dem Stuhl in der Regel weg und die zu beiden Seiten stehenden Kirchenväter heben blos die Arme des Pfarrers in die Höhe und rufen: „Vivat! dies soll unser neue Herr Vater sein!“ Die im Chor versammelte Schuljugend geht nun um den Altar und es wird jedem Kinde zur Erinnerung an die vollzogene Feier eine Geldmünze verabreicht. Früher that das ein amtlich dazu bestellter Pfarrer, der durch Späße und witzige Einfälle auf die Geldspende, die vor der Kirchenthüre in den Haufen der Jugend hineingeworfen wurde, vor-

zubereiten und Alt und Jung zu erheitern verpflichtet war. Er hieß Præco nummarius oder Dispersator pecuniarum. Jetzt thut es in der oben angegebenen, wohl würdigeren aber auch trockeneren Weise, der Kirchenvater. Die Münze ist geblieben, aber die Poesie für die Jugend ist mit dem Wegfall der erheiternden und würzenden Ansprache des Præco nummarius geschwunden.

Zum Schlusse der ganzen, erhebenden Feier spricht der neue Pfarrer zum erstenmal über seine Gemeinde den Segen:

„Der Herr segne und behüte euch, der Herr erleuchte sein Antlitz über euch und sei euch gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und gebe euch Frieden."

Mit angehaltenem Athem horcht die Gemeinde auf das erste segnende Wort des neuen Hirten. Wohl ihm, wenn es von Alt und Jung mit dem freudigen Ausruf aufgenommen wird: Er hat einen „guten Ausspruch!"

Das nun folgende Mahl im Pfarrhaus verläuft in der Regel in gehobener und heiterer Stimmung. Am Ehrentisch im großen Zimmer, wo die Pfarrherren und vornehmen Gäste sitzen, finden auch die Mitglieder des Presbyteriums Platz, die im Kirchenkleid erschienen sind. Riesige Pokale bezeichnen ihre Plätze, durch das Gold des eingegossenen Weines schimmert der Silberglanz eines blanken Thalers, der auf dem Boden liegt. Es ist das eine an vielen Orten herkömmliche Spende des neuen Pfarrers. Nur oberflächlich nippen die Beschenkten aus den mächtigen Gläsern, die nur beim ersten Heilsgruß auf den neuen Pfarrer bis auf die silberne Hefe geleert werden dürfen, welche dann mit Daumen und Zeigefinger vorsichtig aus den Zähnen gehoben und in den breiten Ledergurt geschoben wird, um zum mehr oder weniger ewigen Gedächtniß aufbewahrt zu werden. Oft findet der einbrechende Abend die heiteren Tischgenossen noch bei einander, die sich mit freundlichen Glück- und Segenswünschen von Pfarrer und Gemeinde verabschieden.

Der Pfarrer und seine Familie bleibt bis zum nächsten Tag in der Gemeinde. Die Vorbereitungen zu seiner Uebersiedlung, die die Gemeinde zu besorgen hat, werden nun eifrig besprochen.

In der Regel hält es die Gemeinde für eine Ehre, wenn der Pfarrer viele Wagen zu seinem Umzug braucht, und für eine Schande, wenn sie seine „sieben Zwetschken" auf wenigen Wagen fortschaffen kann; aber gar zu fett soll der „Immen" (Bienenstock) doch nicht sein, und großer Besitz, weite Entfernung und schlechte Straße fallen bei der Wahl oft schwer in die Wagschale.

Am festgesetzten Tage, nachdem alles fahrende Eigenthum des Pfarrers schon abgeholt worden ist, kommen die Kirchenväter zur Abholung des neuen Pfarrers, fordern ihn aus seiner Amtsstellung ab und führen ihn auf blumenbekränztem Wagen mit seiner Familie an seinen neuen Bestimmungsort. Die sechs weißen oder grauen Pferde werden Wochen vorher ordentlich herausgefüttert und glänzend geputzt. Der scheidende Pfarrer hat feierliches Geleite von den Gliedern seiner bisherigen Gemeinde. Ist der Gewählte ein Gymnasiallehrer, so hat er das feierliche Geleite der ganzen Schuljugend, die beim Abschied noch den witzigen Einfällen des Professor nummarius lauschen darf.

Während des feierlichen Zuges durch die Straßen der Stadt bewies früher mancher gute Bürger dem scheidenden Lehrer seines Söhnchens dadurch dankbare Aufmerksamkeit, daß er ihm etwas in die neue Wirthschaft mitgab und ein Paar Sohlen, ein Stück Flanell oder gar ein neues Wagenrad in die Schoßleiter (Wagenkorb) warf.

Auf dem Hattertgescheide (Grenze des Weichbildes) empfängt den neuen Pfarrer die berittene Bruderschaft mit flatternden Fahnen und lauten Jubelrufen. Sie umreitet

dreimal den Wagen und eilt dann in brausendem Galopp dem Fuhrwerk voran, das knarrend und rasselnd folgt. Was Leben und Odem hat, ist zu festlichem Empfang in der Gemeinde aufgestellt. Dreimal fährt der Wagen des Erwarteten um die, im Kranze doppelter Ringmauern stehende Kirche und fährt endlich in den Pfarrhof hinein, in dessen weitem Raum man mit Sechsen im Galopp muß umkehren können, wenn es ein rechtschaffener Pfarrhof sein soll.

Das erste Mahl im neuen Pfarrhaus spendet die Gemeinde dem Pfarrer und den Seinen, und tritt er jung und arm in dasselbe, so findet er wohl auch eine freundliche Spende von 10—20 Kübel Weizen im Vorhaus, damit er sich das erste Brod nicht kaufe.

Hat der Pfarrer, wie Herz und Pflicht geboten, am letzten Sonntag von seiner früheren Gemeinde sich verabschiedet oder „ausgegrüßt", so muß er sich nun am nächsten Sonntag in die neue Gemeinde mit gleich feierlicher Rede „eingrüßen". Während die „neue Frau Mutter" ihre Noth hat, die durcheinander geworfenen Einrichtungsstücke in den neuen Räumen zweckmäßig unterzubringen oder sich den Kopf zerbrechen muß, wie sie die spärliche Habe klüglich in den weiten Räumen vertheile, damit die neckische Stimme des Echos weniger störe, arbeitet der Wohlehrwürdige Herr Vater an der Eingruß-Rede. Einen guten Ausspruch hat er, das weiß man schon, wohl ihm, wenn er auch gute Gedanken hat. Er kann dann versichert sein, daß die neuen Kirchenkinder Alles vergessen, was sie der neue Pfarrer gekostet hat und mit dem rühmenden Urtheil aus der Kirche gehen: „Heute ist kein Haus in unserer Gemeinde, da der neue Herr Vater nicht mitesse (in dem nicht bei Tisch rühmend seiner gedacht würde) — ein Solcher ist noch nicht auf unserer Kanzel gestanden!" — Von solcher Gunst getragen, kann er nun allerdings frohen Muthes an sein Amt gehen.

II.

Schauen wir denn noch kurz und oberflächlich drein, wie er mit seiner Gemeinde verkehrt. Wir können hier füglich absehen von seiner eigentlichen Pfarramtswirksamkeit. Sie bewegt sich in denselben Grenzen, wie sie auch sonstwo dem Amte gezogen sind. Er hat das Leben in Kirche und Schule zu leiten, die Seelsorge im weitesten Sinne des Wortes zu üben, die Matriken zu führen ꝛc. Vor einseitig dogmatischer Richtung ist sein Stand hierzulande bewahrt geblieben durch die bewährte enge Verbindung von Kirche und Schule. Der Candidat des Pfarramtes nimmt seinen ersten Dienst als Lehrer einer Mittelschule auf. Er hat zu diesem Zweck auf der deutschen Universität neben dem theologischen noch ein zweites wissenschaftliches Fachstudium betrieben.

Ist er durch diese erweiterte Aufgabe allerdings fast außer Stand gesetzt, in beiden Fächern Ausgezeichnetes zu leisten, so bleibt er doch als Jünger der Wissenschaft vor jeder einseitigen theologischen Richtung bewahrt und ist zum Inspector seiner Dorfschule als praktischer Schulmann weit besser geeignet als der einseitig geschulte Theologe. Mit vollem Vertrauen hat denn unser Volk seine gesammte Erziehung in die Hände seiner Geistlichen gelegt und bis zum heutigen Tage in denselben belassen. Und jener Stand hat seine Aufgabe in ehrenvoller Weise zu lösen versucht. Durch den Besuch der deutschen Universitäten haben sich die Mitglieder desselben zu allen Zeiten auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung zu erhalten gestrebt. Das Gesetz der Kirche verpflichtete sie zu diesem Besuch, und ein Landesgesetz verflucht Jene für dieses und für jenes Leben, die es unternehmen würden, die Söhne des Vaterlandes in diesem Recht zu beeinträchtigen. — Und die zu allen Zeiten über das Mittelmaß hinausreichende Bildung hat jenem Stande von jeher mehr Achtung und Respect verschafft, als seine, durch

Landesgesetze geschützte, mit adeligen Vorrechten umgebene, durch die Abgabe des Zehntens gesicherte feste Lebensstellung und der weitreichende Einfluß, den ihm das weitbegrenzte Recht strenger Kirchenzucht in die Hand gab.

Die in die treuen Hände dieses Standes gelegte evangelische Kirche und Schule ist aber — es darf das wohl auch ein Mitglied dieses Standes aussprechen — im sächsischen Volksleben stets die wesentlich erhaltende Kraft gewesen; und mindestens in demselben Maße wird sie es uns in Zukunft unter den so wesentlich veränderten Verhältnissen sein und — bleiben müssen, mag man auch die Mitglieder dieses Standes mit politischen Schlag- und Drohworten in ihre Amtsstuben zurückdrängen wollen, wenn sie es für Recht und Pflicht halten, im Interesse der aufrichtigen Arbeit an dieser, gewiß auch im wohlverstandenen Interesse des Staates liegenden Aufgabe, aus ihren Amtsstuben auch so weit herauszutreten, als Bürgerrecht und Bürgerpflicht jedem gebildeten Staatsbürger gestatten und zur Pflicht machen.

Es hat dieser Stand aber auch ein nicht gering anzuschlagendes mittelbares Verdienst um die Bildung unsers Volkes. Die gesicherte äußere Lebensstellung, deren er sich früher im Besitz des Zehntens erfreute, setzten ihn in den Stand, für Bildungszwecke größere materielle Opfer zu bringen als irgend ein Anderer. Er war am ersten in der Lage, seine Söhne zu den kostspieligen Universitätsstudien zu befördern, und wenn in keinem der höhern Stände der Pfarrerssohn ganz fehlte, das Pfarramt ergänzte sich wesentlich aus seinen Reihen. Dadurch kam es, daß das Pfarramt in einzelnen Familien fast erblich wurde. — Auch heute noch, bei viel geringerem Einkommen hält es der sächsische Pfarrer für seine Pflicht, seinen Söhnen mit den schwersten Opfern höhere Studien zu ermöglichen, gewiß nicht darum, um die lieben Söhnlein besser zu versorgen, sondern um seinem Volk, und

namentlich dessen Kirche und Schule jene Kräfte fort und fort mit zuzuführen, deren sie immer dringender bedürfen, wenn ihr Deutschthum und ihr Fortbestand gesichert bleiben sollen.

Und diesen Fortbestand wünschen wir doch Alle! Ja selbst von einer Mission unseres Völkchens, wie es denn bisher eine solche gehabt und erfüllt hat, dürfen wir noch reden. Wir haben nicht Ursache, auf diese Mission zu pochen, aber es ist feige, den Glauben daran zu verlieren; und diese Feigheit fängt an, uns zu verderben.

Und noch Eins! — es ist ja nicht Unehre, es zu sagen — auch zur Hebung der Volkskraft hat dieser Stand sein Contingent gestellt. Hätte es nur im Bauernhause wie im Pfarrhaus stets geheißen: numerum liberorum finire nefas! Es wäre nicht vorgekommen, daß ein sächsischer Pfarrer einer kleinen Gemeinde, nachdem er unter Nr. 4 des laufenden Jahres sein Söhnlein in die Taufmatrikel eingetragen hatte, den bestaubten Folioband erst wieder hätte aus dem Archiv hervorholen müssen, um fast unmittelbar darunter als Nr. 2 des nächsten Jahres ein eigenes Töchterlein in das Buch des Lebens einzutragen.

Doch kehren wir zu unserem Ausgangspunkt wieder zurück! Wir sehen dabei, wie gesagt, nicht so sehr in die enge Amtsstube als in's geräumige Pfarrhaus. Von jener spricht der sächsische Bauer ohnehin nur mit einiger Scheu. Er nennt sie das „Lehrstübchen". In der That nimmt im stattlichen Pfarrhaus älteren Styls dies Lehrstübchen nur einen bescheidenen Raum ein. Desto mehr Platz erhielt die große „Gesindestube" oder das Vorhaus, das zugleich als Sommerküche dient. Zwei Mägden und zwei Knechten und vielen Arbeitern muß es Raum zu freier Bewegung bieten. Denn unser Pfarrer muß, wenn ihm auch die Bewirthschaftung des Zehntens keine Sorgen mehr macht (und welche Poesie lag im „Verzehnten", in den gewaltigen „Erntemählern" und

den sich daran reihenden Volks- und Jugendfesten!) auch heutzutage noch ein wenig Landwirthschaft treiben, um die Pfarrersgründe auszunützen. Es schadet nicht, wenn er dabei erfährt, wie sauer seinen Pflegebefohlenen gar oft das tägliche Brod wird; und es ist gewiß wirksamer und besser, wenn man dem Pfarrersland von Weitem schon die bessere Pflege und die Einwirkung der Wissenschaft auch auf dies wichtige Gebiet des beginnenden Culturlebens ansieht, als wenn die seicht gezogene Furche und das wuchernde Unkraut zur sprichwörtlichen Bemerkung herausfordern: „Dies ist ein Pfarrersland!" Auch ist es nicht vom Uebel und nutzt der Welt mehr als eine theologische Abhandlung oder ein Tractätlein, wenn in 100 Jahren einmal ein evangelischer Pfarrer eine neue Dreschmaschine oder Mähemaschine erfindet, wie unlängst Einer gethan. Wenn's ihm nur recht gelingt!

Unter den übrigen berechtigten Räumen im menschlichen Haushalt fehlt im Pfarrhaus auch das anständige Gastzimmer nicht, denn der sächsische Pfarrhof ist durch seine Gastfreundschaft weithin bekannt. Auch die Amtsgenossen besuchen sich mit ihren Familien gerne gegenseitig, und wo das tiefe Bedürfniß gegenseitiger Anregung der nachbarlichen Amtsgenossen nicht empfunden und befriedigt wird, da ist etwas faul unter den Nachbarn. Auch der magyarische, calvinische Amtsbruder sagt: „Wenn ein Pfarrer durch die Gemeinde seines Amtsbruders fährt oder geht, ohne ihn zu besuchen, so ist entweder der Eine oder der Andere ein Spitzbub."

Die neuen Bewohner des Pfarrhauses sind frühe aufgestanden. Um 4 Uhr ist schon Leben und um 5 Uhr reges Leben in allen Räumen desselben. Der neue Pfarrer hat schon zehn Jahre in einer Bauerngemeinde gelebt und er weiß, daß er kein Siebenschläfer sein darf, daß er mit dem Kuhhirten aufstehen muß, weil der Bauer, der allerdings, nach schwerer Tagesarbeit, schon mit den Hühnern zur Ruhe

geht, das Gold der Morgenstunde zu schätzen weiß und schon zwischen 4 und 5 Uhr Morgens mit seinen mancherlei Anliegen in's Pfarrhaus kommt.

Auch er ist, da er Abends von der Beaufsichtigung der Feldarbeit müde nach Hause kam, zeitig zu Bett gegangen und es haben ihm nicht, wie einst dem Gymnasiallehrer, lateinische und griechische Constructionen oder mathematische Probleme oder lästige Correcturen fehlerhafter Schülerarbeiten die Nachtruhe geraubt. Wohlgemuth steckt er um 4 Uhr Morgens die lange Pfeife zum Fenster hinaus, wo eben die Heerde vorübergetrieben wurde, und hilft mit dem selbstgebauten Kraute Nicots die gesunde Landluft verderben.

Die Pfeife gehört nun einmal mit zur Poesie des Landlebens und vielleicht auch — des Standes, obwohl einer unserer Professoren die Behauptung gelassen aussprach, er kenne keinen vernünftigen Menschen, der rauche.

Und doch bilden im sächsischen Pfarrhaus nicht selten die mächtigen Meißnerköpfe, umrahmt von den Bildnissen der Jugendgenossen und besteckt mit den langen, kunstvoll gedrechselten und reich bequasteten Rohren und den Borten und Bändern der deutschen Burschenschaft, deren Mitglied gewesen zu sein noch Keinen gereut, einen gar lieblichen Wandschmuck und bis in's Greisenalter eine herzstärkende Erinnerung an die goldenen Tage der alten Burschenherrlichkeit, die Manchen mehr erfrischen kann, als Alles, was er in den bestaubten Collegienheften schwarz auf weiß nach Hause getragen und als Professor fleißig und pflichtschuldig benützt hat. — Ja, die Poesie der langen Pfeife gehört mit in diese kalte Zeit, und wie ich den greisen Amtsbruder nicht im mindesten für unvernünftig halten kann, der am Geburtstage dieses oder jenes Kindes oder Enkels seine besonders dazu bestimmte Pfeife stopft oder nur am Stiftungstag der Burschenschaft mit Andacht den großen Meißner raucht, so halte ich auch

meinen Nachbar — abgesehen von allem Andern — darum nicht für unvernünftig, weil er die dickste silberbeschlagene Meerschaumpfeife, ein altes Familienerbe, schon seit Jahren gestopft hält für einen großen Tag, den außer mir noch Viele mit ihm erwarten.

Doch, es geht dem Schreiber, der Bauernart schildern will, wie dem Bauern selbst, er bleibt nicht bei der Stange; wenn er zu reden anfängt, holt er weit aus und verliert sich in's Breite und hört, ungewarnt, nicht auf, bis er Alles losgeworden ist, was ihn drückt oder erfreut.

Also zurück zum Pfarrer, der Morgens um 4 Uhr die lange Pfeife zum Fenster hinaussteckt. „Unserm Wohlehrwürdigen Herrn Vater einen guten Morgen!" grüßt es von der Gasse hinauf. „Wie haben der Wohlehrwürdige Herr Vater und unsere tugendsame Frau Mutter geschlafen? Es soll uns freuen, wenn Sie Gutes geträumt haben, denn auf das, was man in der ersten Nacht in einer neuen Wohnung träumt, muß man achten, es geht in Erfüllung."

„Wir haben in unserer neuen Heimat so gut geschlafen, liebe Nachbarin, daß wir gar nichts geträumt haben, weder Gutes noch Böses, und wenn's wahr ist, was ihr vom ersten Traum in einer neuen Wohnung prophezeit, so wird uns weder der Uebermuth des erträumten Glückes noch die Sorge um erträumter Noth willen unser Leben hier bei Euch verbittern. Wir halten übrigens nichts auf Träume; sie haben nur für den Schlafenden ihr neckisches Recht, für den Erwachten sind sie von keiner Bedeutung. — Aber sagt mir einmal, was habt ihr denn mit eurer Kuh gemacht, was sollen die zwei Knüttel an den Vorderbeinen?"

„Wohlehrwürdiger Herr Vater! Das Vieh ist wie sein Herr. Mein Mann hat die Kuh am Repser Jahrmarkt von einem Walachen gekauft; sie wäre nicht zu bezahlen, sie gibt Milch wie ein Zîperbrunnen (fließender Brunnen), daß wir sie mit dem ganzen Haus kaum eressen können, aber kein

Hirt kann sie erhüten. Da habe ich ihr nun das Durchgehen in die Frucht und in's Mähgras ein wenig erschwert, an das sie sich unter ihrem früheren Herrn gewöhnt hat. Gestern Abend haben sie die Torbesväter (Hattertbesorger) wieder geschätzt (aus dem verbotenen Feld eingebracht) und uns um einen deutschen Gulden gestraft. — Doch ich muß nun sehen, daß ich den Hirten erfolge; der Wohlehrwürdige Herr Vater soll verzeihen, daß ich nicht mehr mit ihm reden kann; ich bitte unserer tugendsamen Frau Mutter einen schönen guten Morgen zu sagen und ihr zu vermelden, daß ich bald zu ihr kommen und sie um ein wenig Samen von den dicken Rüben bitten werde; es ist mir an dem Hanftheilchen vor den Bücheln — der Wohlehrwürdige Herr Vater weiß ja, es liegt im dritten Furling, gleich unter Kloase Mächel's Wiese, wir hatten's im Frühjahr frisch gemistet — noch ein Stück unbesäet geblieben. Der Hanfsamen hatte guten Preis und mein Mann hatte ein halbes Viertel zu viel verkauft; er mischt sich immer in meine Wirthschaft; der Hanf gehört ja uns Frauen. Ich fürchte, es kann noch zu einem Krawall und Struppel (Scrupel) zwischen uns kommen und der Herr Vater muß Frieden unter uns machen."

„Ihr werdet ja klug sein, Nachbarin; andere Leute binden ja mit dem Hanf und euch wird er hoffentlich nicht auseinander bringen; geht nur in Gottesnamen eurer Wege, um den Rübensamen werde ich der Frau Mutter das Nöthige gleich sagen. Kommt wann immer; es ist bald Alles ausgepackt und wenn wir mit Allem in Ordnung sind, sollt ihr Samen bekommen, von dem ihr Rüben von 15 Pfunden ernten sollt und ihr könnt der widerspänstigen Kuh die halbe Klafter Brennholz von den Beinen abnehmen und sie im nächsten Jahr im Stall füttern."

Es ist 5 Uhr geworden. Die Glocken rufen zur Morgenkirche. Der Prediger und die Scholaren gehen unter dem

Fenster vorüber, um den üblichen Wochengottesdienst zu feiern. Ihr Klang versammelt die Gemeinde nicht mehr im Gotteshaus, er gilt mehr nur als Zeichen und Mahnung zum Beginn der Feldarbeit. Der Wohlehrwürdige Herr Vater geht sonst in der Regel auch in die Morgenkirche. Aber er hat gestern Abends Besuch aus der Stadt bekommen und da im Hause nicht Alles geordnet ist, steht der Kasten mit den geistlichen Kleidern im Schlafzimmer der Gäste, die er nicht stören darf. Dem vorübergehenden Prediger, der zugleich Mädchenschullehrer ist, und den zwei andern Lehrern theilt er mit, daß sie um 8 Uhr, wenn die Kinder die Sommerschule verlassen, eine Conferenz miteinander halten würden, wie das Pensum des Sommerhalbjahres auf die knappere Unterrichtszeit der künftigen Monate zweckmäßig könnte vertheilt werden.

Seinen speciellen Lehrplan soll jeder Lehrer mitbringen. Der Pfarrer hat auch einen entworfen und sie wollen's miteinander machen, wie's gut ist; nachher können die Herren Lehrer auch hinausgehen in's Feld und sehen, ob ihr Kukuruz schon zum Hacken ist.

Es wäre nun für den Wohlehrwürdigen Herrn auch die Frühstückszeit da, aber die Gäste aus der Stadt träumen noch von Theater und Concerten, und die Stubenmagd die ihre Art kennt, weil sie auch zwei Jahre in der Stadt gedient, hatte Abends die Jalousien fest geschlossen, daß kein weckender Sonnenstrahl in's Zimmer fällt. Der Herr Pfarrer muß somit heute mehr als eine Pfeife auf den nüchternen Magen rauchen. Er begibt sich in's Gartenhäuschen und blättert in den Zeitungen, von denen ihm eben ein ganzer Pack mit Wochenmarktsgelegenheit aus der Stadt zugekommen ist. Kaum hat er sich in eine interessante Nummer vertieft und seine geographischen Kenntnisse über Bosnien und die Herzegowina recapitulirt, meldet der Dienstknecht

Leute an, die mit dem Wohlehrwürdigen Herrn Vater reden wollen.

Sie sollen in's Gartenhäuschen kommen, denn die Städter schlafen noch und man kann nicht in's Lehrstübchen gehen.

Was bringen die zahlreich erscheinenden Kirchenkinder? Nun, der Eine fragt, ob der Herr Vater keinen Sommer-kukuruz habe, sein Mais sei ihm zu plâtzig (dünn) auf-gegangen und er müsse nachsäen; der Andere will wissen, ob der Herr Vater kein Arztbuch über das Vieh habe, oder ob er ihm nicht rathen könne was gut sei gegen den „bösen Wind" und „schnellen Mord" der Pferde, gegen Blutharnen der Kälber und gegen Kolik der Schweine? Ein Dritter bittet um ein Lesebuch für seinen Knaben aus der Armen-casse, ein Vierter will wissen was auf einem kleemüden Acker als Nachfrucht am besten gedeihe, ein Fünfter bringt einen Korb voll Aepfel, die sich bis zum Mai halten und bittet um ein paar Schnadden (Edelreiser) vom großen Akewitzen- und vom krummen Sommerapfelbaum im Pfarrersgarten; ein Sechster bringt zwei Waben köstlichen Honigs und fragt an, ob der Herr Vater kein Buch über die Bienenzucht habe; ein Siebenter will den Herrn Vater schön gebeten haben, er wolle hinabkommen in sein Haus und nach seinem kranken Kinde sehen; wieder Einer zeigt eine Leiche an und der Letzte bittet, der Herr Vater und die Frau Mutter wollen ihr Haus nicht verschätzen, sondern morgen und übermorgen auf die Hochzeit seines Sohnes kommen sammt den Kindern, und wenn die Gäste aus der Stadt dann noch da seien, so möchten sie dieselben auch mitbringen, sie wären gerne gesehen ꝛc. Der Wohlehrwürdige Herr Vater gibt nun Rath und Antwort, und hilft soweit er kann und soweit er's selbst versteht.

Derweil treten auch die Gäste aus der Stadt in den Garten, schlürfen die würzige Landluft und bedauern, den Sonnenaufgang nicht beobachtet zu haben.

„Pfarrer,“ sagt der reiche Kaufmann aus der Stadt, „du bist ein geplagter Mann! Kommen denn deine Kirchenkinder immer so früh Morgens zu dir? Sie treten recht herzhaft auf und gehen nicht auf den Zehen; auch haben sie dir zwar einen recht schönen aber verzweifelt lauten „guten Morgen“ gegeben. Ich begreife nicht, warum ihr nicht feste Amtsstunden einhaltet, der Mensch muß ja doch dann und wann eine freie Stunde haben; ich habe gegen Morgen nicht mehr schlafen können, die lieben Kirchenkinder sind ja gleich nach Mitternacht zum Herrn Vater gekommen!“

„Kaufmann,“ antwortet der Pfarrer, „das versteht ihr Städter nicht. Ihr müßt ja den Schwächen eurer Kunden auch weitgehende Rücksicht tragen und saure Complimente machen, wenn sie hunderterlei schöne Stoffe besichtigt haben und hinaus gehen, ohne auch nur zu einer Weste oder Schürze gekauft zu haben. Man muß die Leute allerorten nehmen, wie sie sind; Jeder muß seine Kundschaft befriedigen und bedienen, wenn sie ihn aufsucht. Was die Amtsstunden betrifft, könnte ich sie nur bei Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang — wenigstens im Sommer — anberaumen, und diese haben sich unsere Leute selbst schon festgesetzt; oder ich müßte sie auf dem Feld halten. Das Pfarrhaus muß zu jeder Zeit offen stehen, und wir könnten unsere Kirchenkinder ebenso schwer an eine Amtsstunde binden, als du deinen Kindern die Stunde festsetzen kannst, zu der sie hungrig werden oder dich um etwas bitten sollen.“

„Schönes Obst und prächtigen Honig habt ihr aber auch um diese Zeit auf dem Dorf,“ sagt beim Frühstück der Kaufmann.

„Den hat mir die frühe Morgenstunde eingetragen, erwidert der Pfarrer; in der Amtsstunde hätte ich ihn nicht annehmen dürfen. Aber wenn das gute Gemüth nach altem Brauch eine Ehrung bringt und weiß, daß es dafür heute oder morgen eine gleich willig erzeugte Gegenleistung

erwarten darf, so ist das etwas ganz Anderes, als wenn der Eigennutz oder die Schlechtigkeit den Richter mit der Zuversicht in Versuchung führen will: munera, credi mihi placant hominesque deosque.

Mir Einem hat in meinem Leben nichts besser geschmeckt, als der Speck und die sieben Eier, die mir ein altes Mütterchen meiner früheren Pfarre spät Abends brachte und mit dem bedeutsamen Blick und Wort unter der Schürze auf sauberem Teller hervorzog: „Der Herr Vater soll's nicht übel nehmen, ich habe dies Wenige hier der Frau Mutter gebracht; wir spüren es ja nicht; ich weiß nicht, wie die Frau Mutter es mit den vielen Gästen noch aushalten kann. Das ist ja für uns und unsere Gemeinde eine Ehre, wenn so viele Gäste auf unseren Pfarrhof kommen, aber Niemand soll's verlangen, daß der Herr Vater den Schaden allein trage."

Und wenn die Pfarrerin damals gewollt hätte wie der Pfarrer, wir hätten unsern Gästen mit diesem Speck und den sieben Eiern ein würdigeres Gericht vorgesetzt, als in dem köstlichsten Lungenbraten."

„Wahrhaftig, Pfarrer, das war ein schöner Zug; in euren Bauern steckt doch noch sehr viel Treuherzigkeit."

„Mehr noch, Lieber! Unser Bauer hat zwar, wie der Städter, auch seine schwachen Seiten, aber sein Haus und sein Leben sind eine wahre Schatzkammer uralter, echter deutscher Sitte, die sich beim Städter bis zur Unkenntlichkeit verflacht hat. Er hat noch Pietät und Respect vor der Auctorität. Es thut noth, Brauch und Sitte des Bauern zu läutern und zu pflegen und sie mit zur Quelle der Erneuerung unseres gesammten kranken socialen Lebens zu machen.

Ich will unsern Bauern nicht in Allem und Jedem als euer Vorbild hinstellen, will nicht, daß der Städter zu ihm in die Schule komme, aber in seinen Sitten und Ge-

wohnheiten liegt so viel Kernhaftes, Edles, Unverwüstliches, über die zufälligen, vergänglichen und künstlich geschaffenen Sitten der Neuzeit hoch Erhabenes, daß wir Alle miteinander bedauern müssen, daß der gebildetere Theil des Volkes dieses Gemeingut des ganzen Volkes hier fast unbewußt verliert, dort als alten Zopf aufgibt, um sich einen längeren von falschen Haaren anhängen zu lassen. Und doch ist die alte gute Sitte, die man unverfälscht nur noch beim Bauern findet, wie der deutsche Culturhistoriker Riehl bezeichnend sagt, „das Product einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen, entstanden wie das Volkslied, dessen Dichter und Componisten ganze Generationen waren; nicht der Wille eines Einzelnen, sondern die Weisheit von Jahrhunderten."

Etwas mehr von dieser Weisheit der Jahrhunderte, an der der Bauer zähe festhält, solltet ihr Städter zurückzuerwerben suchen; ihr könntet dafür unserm Bauern etwas von eurer Bildung ohneweiters geben. Nur nicht zu viel auf einmal! Aber ihr wollt ihn uns verderben. Ihr macht ihn zum Politiker, zum Cigarrenraucher und Kaffeetrinker. Ihr wollt ihn, der die Auctorität will und instinctive Scheu hat vor der Autonomie des Individuums, die ihm in den Gasthäusern vorgepredigt wird, von unserer Bevormundung, wie ihr sagt, befreien und ihm mehr Freiheit geben, als er beansprucht und verträgt. Der Handwerker sitzt bereits lieber am Biertisch neben euch, als er euch Schuhe und Hosen anmißt, gewöhnt uns nun auch den Bauern an die Genüsse eures überfeinerten Stadtlebens und macht ihn zum unzufriedenen Raisonneur, dann könnt ihr euch das Korn selbst säen und mit der Elle ausdreschen. Nenne mich ohneweiters einen Pfaffen, obwohl du recht gut weißt, daß du mir Unrecht thust; ich halte es nun meinen Kirchenkindern gegenüber mit dem Wort unseres Herrn und Meisters: ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen."

Eine Schaar fahrender Studenten, die eben staubbedeckt und müde in's Pfarrhaus tritt, unterbricht die beiden Freunde in ihrem Gespräch. Einer der Pfarrerssöhne ist Sextaner und seine Studiengenossen wollen ihn besuchen und bei seinem „Alten" auf Kosten der neuen größeren Rente ein paar Tage „onkeln".

Welch' frisches Leben kommt mit dem jungen Blut in's stille Pfarrhaus. Aber gerade dies Pfarrhaus ist nicht eines der einsamsten. Schon darum nicht, weil es an „Claritäteskern" (Kindern Sr. Clarität, des Pfarrers) nicht fehlt. Auch fremde Kinder sind unter denselben und genießen das volle Hausrecht. Zunächst hat der Pfarrer einen seiner Knaben mit dem Söhnchen eines Jugendfreundes aus der Stadt umgetauscht. Das Söhnlein des Städters war etwas bleich und von der Mutter ein wenig verhätschelt; doppelte Luftveränderung that ihm noth. Das Pfarrerssöhnlein hatte das feste Commando, das es über die gleichaltrige Dorfsjugend führte und der Umgang mit Rossen und Rindern des Pfarrhofs etwas herausfahrend (getiërstig) und wild gemacht. Es bedurfte des mildernden Einflusses städtischer Sitte und geregelter Schulzucht. Nur in den Ferien werden die beiden Knaben wieder eingetauscht, um mit dem Elternhaus in Verbindung zu bleiben. Auch hatte der Pfarrer unter den Schulkindern seines früheren Dorfes ein hervorragendes Talent entdeckt; es war ein Kind armer Eltern. Schon seit drei Jahren ertheilte er ihm, einem seiner eigenen Knaben und dem Sohne des Freundes aus der Stadt Unterricht in Latein und Griechisch, Geschichte, Geographie und Mathematik &c. Alle Drei sollten bis zur Quinta des Gymnasiums vorgebildet werden. — Man erspare dadurch doch viel an dem schweren Kostgeld, das man den Städtern zahle, meinte der Pfarrer, und es sei gar nicht vom Uebel, wenn man die alte Bekanntschaft mit den Römern und Griechen ein wenig auffrische und erneuere und sich in Geschichte und

Mathematik auch im vorgerückteren Alter wieder ein wenig umsehe. Mit dem prächtigen Bauernkind wollte man ja später sehen, was zu machen sei. Die Landeskirche hat ja gute Stipendien. Vor der Hand kostet seinem Vater die Erziehung des Sohnes nichts. Doch nimmt der Pfarrer die zwei Viertel Frucht, die der Alte monatlich bringt, an, um ihn nicht zu kränken, auch die Pfarrerin weist aus demselben Grunde Speck und Eier und Hühner nicht zurück, welche die Mutter des Bauernknaben bringt, wann sie kommt, um an den hohen Feiertagen den Knaben zu besuchen. Mit Thränen in den Augen lernt sie den Gedanken denken, ihr Hans könnte vielleicht gar Pfarrer werden. — Es sei gar kein Zweifel dran, meint der Pfarrer, wenn Gott ihn und den fleißigen Knaben erhalte. Mit der Zeit werde schon auch Rath kommen. Sie könnten ihren Hof ohneweiters heute schon dem ältesten Sohn „vermachen“ (erblich zuschreiben), der jüngere werde sich einen erstudiren und das werde ein Pfarrhof sein.

So ist der Pfarrhof zu einem einclassigen Gymnasium geworden. Ein weitwohnender magyarischer Edelmann, der in hervorragender staatlicher Stellung steht, hat davon gehört. Sein vierzehnjähriger Knabe hat die Mutter verloren und die amtliche Stellung macht es dem Vater unmöglich, dem Kinde die gewünschte und erforderliche Erziehung zu geben.

Der kleine Edelmann ist seit Jahresfrist schon im evangelischen Pfarrhaus; er hat hier außer Rossen und Wagen, Birn- und Aepfelbäumen ꝛc. ein freundliches Familienheim gefunden; die einfachere sächsische Küche mundet ihm vortrefflich und es ist fast rührend anzuschauen, wie wohl er sich unter den nichtadeligen Jugendgenossen fühlt, und wie er die kleinen Claritätesker auf den Arm nimmt und sie herzt und küßt, als wären es seine Schwesterchen, deren er nie eins gehabt hat. Es hat den hochgestellten Herrn nicht gereut, mit dem evangelischen Pfarrer in Verbindung getreten zu sein.

Er hatte die Verbindung angeknüpft kurz nach einer Unterredung mit einem hochgestellten Freund, einem Ingenieur. Den hatte sein Beruf durch eine ansehnliche sächsische Gemeinde geführt, deren Kirche und Schule mitten in einem wohlgepflegten Schulgarten standen. Der Ingenieur hatte, überrascht durch den Anblick, gesagt: „Diese Anlagen könnten in Pest stehen und jeder Stadt zur Zierde gereichen; die evangelischen Pfarrer seien höchst achtbare Leute — aber schlechte Staatsbürger." Sein Freund hatte die letztere Anschuldigung bestritten und hinzugefügt: er sei eben im Begriff seinen jüngsten Sohn vorerst in einem sächsischen Pfarrhaus unterzubringen, dann auf ein evangelisches Gymnasium zu geben; denn er habe schon drei Politiker und wünsche, daß der Vierte nun auch etwas lerne.

So kam der Sohn des magyarischen Edelmannes in's sächsische Pfarrhaus; der Pfarrer und die Seinen haben eine rechte Freude an ihm und er an ihnen. Und so sollte und könnte es auch in weiteren Kreisen sein! Es ist noch viel Boden im Vaterlaud, den man zu beiderseitigem Heil in edlem Austausch der Kräfte benützen könnte, ohne sich gegenseitig nach Flandern oder nach Asien zurückzuwünschen!

Doch, zurück in's sächsische Pfarrhaus! Mit dem Klang der Abendglocke kehren die Bauern aus der Feldarbeit zurück. Auch das Pfarrhaus wird wieder lebendiger. Rath und Beistand des Herrn Vaters und der Frau Mutter werden heute wieder reichlich in Anspruch genommen.

Der Eine zeigt eine Taufe, der Andere eine Verlobung an. Der Dritte ist mit seiner Frau zum ersten Sühnversuch vorgeladen. Er ist ein roher Cumpan. Auch der frühere Pfarrer hat viel mit ihm zu thun gehabt. Seine Frau hatte die Anzeige gemacht, er habe sie wieder „gotteslästerlich" geschlagen, nicht wie andere Männer ihre Frauen schlügen, mit der Peitsche oder mit dem Jochstecken, sondern mit einem

funkelnagelneuen, in Wasser eingeweichten Strang. Das sei denn doch unerhört und heidnisch.

Der Pfarrer redet dem Uebelthäter ernst zu Gemüth.

„Nicht ich," sagt dieser, „ihr schlechtes Maul hat meine Frau geschlagen: sie kann nicht schweigen, sie will immer die Hosen anziehen, und das geht bei mir nicht; sie soll sich demüthiger benehmen, dann will auch ich sie freundlicher behandeln. Im Uebrigen ist ja eine ungeschlagene Frau wie ein ungesalzener Palukes."

Der Pfarrer, den solche Philosophie nicht aus der Fassung bringt, weil er sie kennt, weiß, wie er mit solchen Kirchenkindern zu reden hat. Es scheint ihm auch in der That gelungen zu sein, das starre Herz des Grobians zu rühren und zu erschüttern und eine Versöhnung der streitenden Theile herbeizuführen. Von welcher Dauer sie indessen sein werde, davon zeugt der Umstand, daß der Beklagte auf die zuversichtlich ausgesprochene Hoffnung des Pfarrers, er werde seine Frau in Zukunft nicht mehr schlagen, die Thüre öffnend und sich verabschiedend das große Wort gelassen ausspricht: „Wohlehrwürdiger Herr! hauen muß man die Frauen; der Wohlehrwürdige Herr Vater wird es noch, wovor ihn unser Herrgott bewahren mag, an der tugendsamen Frau Mutter erfahren."

Die tugendsame Frau Mutter aber, die solches wohl nicht zu befürchten hat, steht unterdessen auch in eifrigem Verkehr mit ihren Kirchenkindern. Eine Frau bringt zwei Hühner; das eine soll die tugendsame Frau Mutter dem Herrn Doctor kochen, das andere soll sie ihm braten. Sie weiß, daß der Doctor immer auf dem Pfarrhof absteigt. Ihr Mann ist noch immer schwer krank. Der älteste Sohn fährt mit Tagesanbruch um den Doctor in die Stadt; der Wohlehrwürdige Herr Vater aber soll gebeten sein und die Krankenberichte über die zwanzig Kranken in der Gemeinde, von

denen er und der Doctor die Hausnummern und den letzten Befund in Händen haben, heute noch aufzuschreiben, damit der Doctor weiß, was für Arzneien er morgen für einen Jeden mitbringen soll.

Eine andere Frau bittet, die Frau Mutter wolle ihrem Mädchen ein Jäckchen zuschneiden, und die Jungfer Thesi wolle ihr dies neue Kopftuch auf der Maschine schön einsäumen, sie wollten dann gerne, wie im vorigen Jahr, jede Wirthin einen Boßen Hanf geben, denselben Abends bei der Frau Mutter spinnen, auch das Garn gerne weben und der Frau Mutter das fertige Tuch übergeben — sie soll nur verzeihen, daß man sie so viel plagt, und der Herr Vater soll dann, wann die Frauen nachbarschaftsweise am Winter in's „Gespinn" kommen, auch ihnen aus den schönen lustigen Büchern vorlesen, nicht nur ihren Männern in der Schule, am Lese-Abend.

Eine Dritte bringt ebenfalls ein Huhn und bittet die Frau Mutter, sie wolle darüber eine kräftige Suppe kochen, wie sie es verstehe, für ihr krankes Kind, das mit „aller Gewalt" nur etwas von der Frau Mutter essen wolle und immer nur nach Solchem verlange (gômern) was sie in ihrem Hause nicht hätten. — Auch um einen „Löffel voll" alten Wein bittet sie für ihren Mann, der die Blutkrankheit habe, denn im Wirthshaus ist nur neuer und schlechter zu bekommen, aber es soll nicht viel sein — nur zur Arznei!

Die Frau Hännin (Frau des Ortsvorstandes) hat erfahren, daß die Frau Mutter morgen in die Stadt fahren soll. Sie will schön gebeten haben, die Frau Mutter solle ihr Baumwolle zum Eintrag (in's Gewebe) mitbringen, auch ein Pfund Zucker und ein Pfund vom besten Kaffe. Denn der Herr Stuhls-Inspector, den man nun Szolgabiro heißt, kommt nächster Tage in's Dorf und soll nach den Straßen sehen. — Zwei Kaffeetassen hat sie schon, aber die Frau

Mutter soll gebeten sein und ihr sagen, ob man die Kaffeebohnen mit kaltem oder mit heißem Wasser beisetze und ob man sie sehr weich kochen müsse oder weniger? — Sie will sich gerne dankbar beweisen, wenn sie's mit etwas vergelten kann; und ihr Mann, der Hann, wird sich es für eine Ehre schätzen, wenn er die Frau Mutter mit seinen vier Pferden in die Stadt führen kann; es sei ja jetzt keine dringende Feldarbeit und es sei ja ohnehin Pflicht der Gemeinde, dem neuen Pfarrer die drei ersten Jahre hindurch die Vorspann zu geben, wenn er irgend wohin zu fahren habe, und ihm die Grundstücke von „Gemeindewegen" anzubauen.

Während dieser Unterredungen rüstet die tugendsame Frau Mutter zugleich zum Abendessen. Sie weist die freundlich angebotene Mithilfe der hinzugekommenen Bäuerinnen nicht ab.

Die Hofmagd ist ohnehin noch mit den Arbeitern und Knechten auf dem Feld, und bei den vielen Gästen reicht die Hilfe der Stubenmagd knapp aus. Im „Handumdrehen" hat die Frau Mutter Jeder eine Küchenschürze umgebunden, damit die mitgebrachte Sonntagsschürze geschont werde. Für die Arbeit des Hühnerrupfens, Tellerwischens ꝛc. trägt dann jede Mithelferin ein Stück Hanklich oder Apfelkuchen oder ein paar Pletschinten „Denen daheim" mit nach Hause.

Der Kaufmann aus der Stadt aber und seine Frau verwundern sich, wie die Frau Mutter trotz ihrer vielen anderen Arbeit so schnell ein so reiches Abendessen ohne Köchin habe herstellen können, und den vielen Studenten kommt es absonderlich vor, daß die Frau Pfarrerin bei den zahlreichen Hausgenossen und Gästen auch für jeden Einzelnen von ihnen ein besonderes Bett mit Polster und Decke auf dem Fußboden des großen Capitelzimmers hinlegen konnte.

In der nächsten Nacht aber wollen sie um der Poesie des Wanderns willen auf den gewaltigen Heuvorräthen in der Pfarrersscheune schlafen, was ihnen die Frau Pfarrerin

auch zugesteht; auch hat sie durchaus nichts dagegen, daß sie nächsten Sonntag Abends einen Ball im Capitelsaal abhalten wollen, nur hätte ihr der älteste Sohn doch ein wenig früher etwas davon sagen sollen, daß die umwohnenden Pfarrerstöchter und mehrere Mädchen aus der Stadt dazu schon eingeladen sind. — Denn so etwas kann man nicht „aufblasen", man muß ja die Adjuvanten bestellen, den Fußboden reiben, gar Manches aus der Stadt bringen, die Tänzerinnen aus der Stadt durch den Altknecht abholen lassen 2c.

„Mutter," sagt der Sohn, „in dieser Beziehung verlassen wir uns ganz auf dich; eine Pfarrerin, die zweien Töchtern die Hochzeit gegeben hat, fürchtet einen ländlichen Ball und seine Mühseligkeiten nicht; das Schwerste, das Tanzen in dieser Hitze, besorgen ja doch wir und die Mädchen, und ich weiß es ja, daß du über unsere Freude mehr Freude hast als wir selbst. Ich habe ja Alles nur um deinetwillen eingefädelt; verzeihe mir, daß ich dir so spät davon sagte. Die Sache fällt immer besser aus, wenn sie, wie der Lateiner sagt ex abrupto kommt, als wenn sie von langer Hand vorbereitet ist. Und damit empfehle ich mich und meine Comilitonen deinem mütterlichen Wohlwollen und wir wünschen dir insgesammt eine gute Nacht."

Eine gute Nacht! Allerdings, die gebührt sich auf einen so reichbewegten Tag. So reich bewegt sind sie freilich nicht alle. Wo nähmen auch Pfarrer und Pfarrerin Kraft und Muth, Rath und — Hühner her, um allen Pflichten und Rücksichten zu entsprechen, die wir hier auf einen einzigen Kalendertag zusammengedrängt haben. Und doch ist nur ein kleiner Theil derselben hier vorübergehend angedeutet worden, und kennt das sächsische Pfarrhaus Tage, glückliche Tage, an denen es so vielfach in Anspruch genommen und — geehrt ist wie an dem geschilderten.

Gar mancher Sonntag bringt in der That so viel Mühe und Freude. Denn der Sonntag ist der Tag, an dem der Bauer sein Herz ausschüttet, an dem er, namentlich nach der Vesper, bestellt, erwägt und bespricht, wozu ihm die schwere Berufsarbeit der Woche keine Zeit ließ.

Am Sonntag ist der Pfarrer auch Advocat und Secretär seiner Gemeinde, nicht nur in öffentlichen, sondern auch in Privat-Angelegenheiten. Werfen wir denn zum Schluß noch einen flüchtigen Blick in's Pfarrhaus an einem Sonntag Nachmittag.

Die amtlichen Aufgaben des Tages liegen hinter ihm. Er sitzt im Lesestübchen und will die neueste Zeitung lesen, da klopft es an die Thüre. Auf ein lautes „Herein!" tritt in militärischer Kleidung und Haltung ein stattlicher junger Mann herein und führt ihm in sächsischer Mundart eine junge Wiener Dame als seine Frau auf. Der Pfarrer hat eine unbeschreibliche Freude an diesem Besuch. — Liegt doch in diesem Besuch die vollste Rechtfertigung einer Ueberschreitung der geistlichen Amtsgewalt, deren er sich nicht ohne Stachel des Gewissens bewußt blieb, bis eintrat, was nach seiner festen Ueberzeugung eintreten mußte. — Der Mann, der eben eingetreten, ist österreichischer Armeecapellmeister. Er war vor Jahren Glöckner in der früheren Gemeinde des Pfarrers. Der Pfarrer, selbst musikalisch gebildet, entdeckte in dem Bauernknaben ein hervorragendes Talent für Musik. Sein Vater wollte nichts wissen vom Antrag des Pfarrers, ihn musikalisch ausbilden zu lassen, da nahm ihn der Pfarrer auf einer Amtsreise nach Hermannstadt mit und als der Jüngling, begeistert von den Klängen der Militärmusikbande, es als das höchste Glück pries, einer solchen Bande je anzugehören, da sagte der Pfarrer: „Gerade darum habe ich dich ja mitgebracht, Hans; es ist beim Herrn Obersten Alles bestellt, morgen sollst du einstehen; den Zorn deines Vaters

will ich über mich ergehen lassen, es ist dein Glück; ich bin fest überzeugt, daß du es zu etwas bringen wirst."

Das Regiment war bald ausmarschirt, wiederholt hatte der Pfarrer von seinem Schützling gute Kunde erhalten. Heute kam er als decorirter Armeecapellmeister zu ihm, um ihm dankbar die Hand zu drücken und erzählte, wie ihm im Lager bei Olmütz der russische Kaiser auf die Schulter geklopft und in Gegenwart seines Kaisers zu ihm gesagt habe: „Es war brav, mein Sohn!" weil seine Musikbande von Zwölfen die beste gewesen.

Sein Vater freilich hatte diese Freude nicht erlebt, war aber mit dem Gewaltstreich des Pfarrers, der ihm den Sohn unter das militärische Röckel gebracht, ausgesöhnt, sobald er die ersten guten Früchte der kühnen That gesehen.

Wieder klopft es an die Thüre. Eine junge Bäuerin tritt herein mit einer beschriebenen Correspondenzkarte in der Hand.

„Warum seht ihr so sauer, Nachbarin," fragt der Pfarrer; „ist das Art einer jungen Frau?"

„Wie sollte Unsereins nicht sauer sehen," antwortet die junge Frau, deren Mann als Reservist vor vier Monaten einberufen worden ist und auf Bereitschaft nach Bosnien steht; „der Herr Vater soll nur lesen was mein armer Mann hier schreibt!"

„Ist das Alles?" fragt der Pfarrer, der die Karte laut auflieſt; „ich vermuthete, er werde schwer krank im Spital liegen: es steht ja hier nur:

„Meine liebe Frau! Ich fühle mich nothgedrungen, dir auch einige Paar Wörter von meinem jetzigen Befund (Befinden) mitzutheilen. Gequält, das kannst du dir schon denken, bin ich. Seit vier Wochen haben wir alle Tage exercirt; was nun geschehen wird, wissen wir nicht.

Dank sei dem Obigen (dem Oben = Gott), gesund bin ich — aber die Gedanken nach der Heimat fressen

mich. Schreibe mir bald zurück wie es dir geht? Dein treuer Mann Michael."

Ihr wollt nun gewiß, ich soll ihm eine Antwort zurückschreiben?"

„Ja, Wohlehrwürdiger Herr Vater, einen schönen, schönen Brief soll ihm der Wohlehrwürdige Herr Vater schreiben; ich will auch einmal etwas zu Gefallen thun; man soll in den Brief auch einsetzen, daß die weiße Kuh gekalbt hat u. s. w."

„Laßt das nur Alles auf mich," sagt der Pfarrer; „morgen Früh könnt ihr um den Brief kommen." Während sich die junge Frau, im Voraus für die Gefälligkeit dankend, verabschiedet, kommt eine ganze Gesellschaft Männer hinein, die verschiedene Sorgen drücken. Der Herr Pfarrer soll ihnen ungarische Schriften lesen und übersetzen, damit jeder sehe, wo er d'ran sei, ob er seinen Proceß gewonnen oder verloren habe. — Sie sollen morgen kommen und nachfragen, denn der Herr Vater muß die Schriften auch erst mit dem Lexikon in der Hand übersetzen und verstehen lernen, dann will er ihnen Alles genau auslegen.

Während der Herr Capellmeister sich vom Pfarrer verabschiedet, um ihn im Verkehr mit seinen Kirchenkindern nicht weiter zu stören, tritt zuletzt ein bekümmerter Vater ein. Sein Sohn, der auf dem nahen Seminarium studirt, hat sich durch seine Aufführung den Unwillen des Herrn Rectors zugezogen. Der Herr Vater soll gebeten sein, seinem Sohne in einem strengen, strengen Brief die Leviten zu lesen und ihm zu schreiben, daß diese Nachricht ihn fast in's Grab gebracht habe; dem Herrn Rector aber, dem großen Schulmeister in der Stadt, soll er schreiben, daß er seinem Sohne noch einmal möge verzeihen und Gnade für Recht ergehen lassen.

„Eurem Sohn," sagt der Pfarrer, „schreibe ich heute noch, denn Dem darf man keine Zeit lassen weitere Dummheiten zu machen; mit dem Herrn Rector, meinem guten

Freunde, will ich ausführlich über euren Sohn reden, wenn ich in die Stadt fahre; zum Verzeihen wird's bis dahin nicht zu spät."

Es treten zwölf „Lader- oder Bittknechte" in's Lehrstübchen; sie laden den Herrn Vater und die Frau Mutter sammt dem ganzen „Hausgesinde" zu den zwölf Hochzeiten ein, die am nächsten Mittwoch in den 24 Häusern der Hochzeitväter an reichbesetzten Tischen gefeiert werden sollen. Der Herr Vater sagt freundlich zu; er weiß wie viel Ehre, aber auch wie viel Kraft dazu gehört an einem Tage 24 Mahlzeiten beizuwohnen, ohne den Vorwurf auf sich zu laden, das Hochzeitskraut oder den — zu Ehren des Pfarrers gar gezuckerten — Hühnerbraten zu „verschmähen".

Noch tritt ein alter Mann bedächtig herein. Er will wissen wie alt er ist. In der Bibel, die er von seinem Vater geerbt, war es ordentlich aufgeschrieben; dahin hatte er auf den inneren Deckel auch die Geburtstage aller seiner Kinder sorgfältig angemerkt, aber der dumme Buchbinder hatte diese Aufzeichnungen, als er die alte Bibel neu einband, sammt dem alten Deckel verworfen und er hat sie nicht so gut im Sinn halten können als das Buch. Der Wohlehrwürdige Herr Vater soll nun im „Lebensbuch" (Taufmatrikel) nachsehen. Er wird's leicht finden können, es war Korn im obern Feld, als er auf die Welt kam, im zweiten Kukuruzhacken; seither ist noch vierundzwanzigmal Korn dort gewesen und über's Jahr soll man wieder dorthin säen, das muß zusammen, wenn der Wohlehrwürdige Herr Vater gut rechnet, etwas über die 73 Jahre thun.

„Dreiundsiebzig Jahre und vier Monate sind's," sagt der Pfarrer; „dies Buch hält gar gut im Sinn! Zur Leichenpredigt für euch, lieber Bruder, brauche ich aber mindestens sechs Jahre und acht Monate. Ihr müßt es demnach mindestens auf achtzig bringen."

„Wenn unser Herrgott will, so habe ich nichts dagegen," sagt der Alte; „wenn er mich aber früher abfordert, so will ich seinem Ruf willig folgen."

Als Letzter an diesem Tage tritt ein langer, hagerer Mann mit hellem, blitzenden Auge ein. Sie heißen ihn im Dorf nur den Schesser Mächel, weil er seines Handwerks mehr Jäger als Landbauer ist. Er fragt ob der neue Herr Vater kein Liebhaber der Jagd sei und morgen Früh nicht mitkommen wolle auf junge Hasen; er zieht dabei einen schönen jungen Hasen unter dem Zonder (Mantel) hervor und will dem neuen Pfarrer auch etwas verehren von dem, was ihm sein Pflug, die Flinte, eintrage.

„Ein Prachtkerl ist's," sagt er, über den Rücken des Hasen mit flacher Hand streichend, „ich könnte bei der Stadt meinen guten Gulden dafür haben; er muß mindestens seine 4 Monate haben und kann schon um den Kleinschenker Jahrmarkt gefallen sein, höchstens zwei, drei Tage früher oder später, man sieht's hier, an den abgewetzten Krallen und den langen schwarzen Streifen an den Ohren und den schon etwas stumpfen Zähnen. Sein Bruder und die alte Häsin sind noch bei Wege. Mein Waldmann findet sie gleich, wenn ich ihn loslasse. Wenn der Herr Vater morgen Früh — es muß aber vor dem Kuhhirten sein! — mitkommt, so stelle ich ihn an einen Strauch unweit des großen alten Birnbaums im Atelsloch, wo der Hase vorbeikommen muß. Der Wohlehrwürdige Herr Vater soll dann nur grad' halten!"

„Ich danke Euch, Mächel," sagt der Pfarrer; „ich werde euch nicht begleiten, ich war wohl auch einmal Jäger, aber ich habe die Jagd aufgegeben. Es ist ein angenehmes Vergnügen, aber zum Handwerk soll es Keiner machen, am wenigsten der Bauer. Euer freundliches Geschenk nehme ich gerne an und als Gegengabe gebe ich euch die Hälfte von Pulver und Blei, die mir noch übrig geblieben sind aus der

Zeit, da ich auch Jagdliebhaber war, die andere Hälfte behalte ich, falls mich die Lust anwandelt, dann und wann an einer Treibjagd Theil zu nehmen und einem Wolf das Licht auszublasen."

Auch dieser Tag, und mit ihm eine Woche ist um; eine neue beginnt. Möge sie eine recht freundliche sein und ihr viele gleich freundliche Wochen und Jahre folgen. Möge es dem neuen Pfarrer und der neuen Pfarrerin gelingen, ihrer Gemeinde das auch durch die That zu werden, was sie heißen: ein Wohlehrwürdiger Herr Vater und eine tugendsame Frau Mutter!

X.

Tod und Begräbniß bei sächsischen Bauern.

Dem Dît æs Némest ze stårk.

Sächsischer Volksspruch.

Eine böse Kunde durchzieht das friedliche Dorf. — Kaum ist der stattliche Wortmann, dem die Agyakfalver Waldfrevler den Kopf „an sieben Enden" eingeschlagen hatten, von den Wunden genesen, die er sich aus dem Kampf für das Gemeinde-Eigenthum geholt, da überfällt die böse Hagymás (Typhus) den tüchtigen Ortshannen. Es ist schon der dritte Tag, daß er „äußerlich" (außer sich) ist, nichts mehr von sich weiß und in einemfort irre redet. Vierzehn Tage hat er die Krankheit auf den Füßen getragen und ist mit den Borgern in Feld und Wald herumgeritten, um auch in dieser Richtung seines schweren Amtes zu walten. Denn die Musnaer und Derser Heerden brechen von allen Seiten aus der dürren Hutweide in die wogenden Saatfelder. Ohnmächtig sank er vor drei Tagen auf dem Hattertgescheide unter dem großen Birnbaum zusammen, und der Borger hatte seine Noth, ihn auf dem treuen „Deres" nach Hause zu bringen.

„Euer Weisheit, Herr der Hann!" sagte er, als er ihn in's Wohnhaus geführt hatte, „ich habe diese verfluchte Hagymás auch einmal gehabt — ich gönne sie auch meinem Todfeind nicht! — nur nicht laßt euch! Haltet euch auf den Füßen und macht euch stark; denn wenn euch diese verfluchte Krankheit einmal überkommt (überwältigt), so müßt ihr den

„Zwälkstock“[1] niederlegen; der Herr Inspector hängt euch die Füße nicht mehr unter den Tisch und ißt kein gebratenes „Hühnergethier“ mehr bei unserer Frau Hännin.“

Und er ließ sich nicht! Aber es half nichts; denn die Krankheit war stärker als der gewaltige Mann. Bald nachdem der Borger ihn verlassen, war er auf der Lehnbank umgesunken. Halb todt fand ihn da die Hännin, als sie mit den Arbeitern aus dem Fruchtschnitt heimkehrte. Auf die Frage: „Honnesó, was fehlt dir?“ war keine Antwort erfolgt. Mitleidig umstanden die Arbeiter den Kranken. — „Nina,“ sagte Midi, der Hauszigeuner, „der Stepune (Wirth) hat die Hagymás; es soll Eins sein[2], wenn er aufkommt!“ — „Laßt ihn nur nicht schlafen,“ erscholl es wie aus einem Munde; „weckt ihn auf; er muß herumgehen, sonst hat der Hahn über ihn gekräht; nur keinen Doctor! sonst ist es aus mit ihm.“

Unterdeß hat die siebzehnjährige Tochter, die Vorsteherin der Schwesterschaft, auf einen Wink der Mutter den mächtigen Topf mit dem vorsorglich bereiteten Abendessen hervorgeholt und theilt in kleinen Töpfen jedem der Arbeiter seinen Theil von der schmackhaften „Biertremkächen[3] zu, damit das Volk schnell aus den Füßen komme und Ruhe werde im Krankenhaus. Während die Einen unterwegs die düstere Kunde geschäftig verbreiten, eilen Andere zur heilkundigen Bednerin, damit sie mit ihren Salben, Kräutern und Zauberformeln dem Kranken zu Hilfe komme.

Die besorgte Hausmutter aber eilt zum Wohlehrwürdigen Herrn Vater, dem Pfarrer, um Rath und Hilfe zu suchen, und erzählt bestürzt, was sich mit ihrem Manne zugetragen.

---

[1] Zeichen der Hannenwürde.

[2] Ein Wunder sein!

[3] Suppe mit Estragon (Artemisia Dracunculus), beliebtes Küchenkraut.

Der will nur schnell ein zwistiges Ehepaar versöhnen und einen Täufling in's Buch des Lebens eintragen, dann sogleich kommen und rathen und helfen, wie er's versteht.

Bald tritt er zur Thüre herein, denn der Kranke ist nicht nur sein lieber Gevatter, sondern überhaupt ein Mann nach seinem Herzen, auf den in jedem Fall sicherer Verlaß ist. — Eben verklingen die letzten Laute der leise gesprochenen Zauberformel gegen die Hagymás; mit gehobener Stimme spricht die Alte, scheu auf den eintretenden Pfarrer hinschielend, den Schluß: „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ — Gegen die heilige Dreifaltigkeit kann und darf freilich auch der Pfarrer nichts einwenden; und doch zieht sich die Quacksalberin scheu hinter die Thüre zurück, denn unfehlbar kommt sie nicht ohne ein „hartes Latein“ davon und wird sicherlich am nächsten Sonntag „ausgepredigt“ sammt Allen, die an ihre Heikunst glauben.

Geschäftig wirft nun der Pfarrer die schwere „Loslenk“ weg, mit der sie den Kranken zugedeckt, nimmt ihm die Pelzmütze vom Kopf und läßt ihn entkleiden und behutsam in's Bett legen. „Es ist Typhus,“ sagte er, „Hagymás wie ihr es nennt, hier braucht's den sachverständigen Arzt. Laßt einspannen, und bis der Arzt kommt macht ihr kalte Umschläge, wie ich sie jetzt machen werde, und zwar alle fünf Minuten, das wird dem armen Gevatter sehr wohl thun.“

„Gott Lob,“ sagt der anwesende „Gelassenhann“, „nun sehe ich, daß dieser vermaledeite „Gålemwogen,“ die Eisenbahn, die uns unsere besten Aecker und Wiesen verunehrt und allerlei fremdes Gesindel in's Land gebracht hat, auch zu etwas gut ist. In einer halben Stunde geht der Zug ab und in kurzer Zeit können wir den Doctor haben. Ich habe ohnehin etwas in der Stadt zu thun; ich fahre selbst hinein und bringe den neuen Herrn Doctor mit, der dem Honnes am Graben den Stein aus der Blase geschnitten, er soll

erster Classe fahren und die Communalcasse soll's tragen, denn unser Hann hat's verdient um die Gemeinde. Hätte er den beschwerlichen Dienst nicht angetreten und wäre nur seiner Wirthschaft „gestanden", er hätte jetzt unfehlbar keine Hagymás. Er hat sich die Krankheit im Dienst zugezogen, sechs Wochen hat er kein Bett gesehen und sich nur am Sonntag ausgezogen (umgekleidet), immer ist er auf dem Felde gelegen, und die Nächte sind kühl."

„Macht's wie es am besten ist," sagt der Pfarrer „aber schafft schnell Hilfe, denn sie thut noth: ich gehe auf einige Stunden nach Hause und werde bald wieder kommen und nachsehen. Der Herr Doctor soll zu mir in's Quartier kommen und der Kranke soll Ruhe haben!"

Bald füllt sich indeß das Krankenzimmer mit theilnehmenden Freunden und Verwandten, die alle ihrer tiefsten Bestürzung Ausdruck verleihen und die Besorgniß laut aussprechen, der Kranke werde „es nicht überstehen", sondern unfehlbar sterben. — Jedes andere Verhalten würde wie Mangel an Theilnahme aussehen, denn bei schwerer Krankheit erfolgt das Gegentheil von dem, was man befürchtet oder hoffend ausspricht.

Der Arzt tritt ein. Er schüttelt, nachdem er den Kranken sorgfältig untersucht, bedenklich den Kopf, denn man hat die Krankheit zu sehr überhand nehmen lassen. Er will Alles thun, was in seinen Kräften steht, aber man soll, meint er, auf Alles gefaßt sein, die Umschläge fortmachen, wie es der Herr Pfarrer angeordnet, und die Arznei pünktlich eingeben, die er in der Apotheke aufschreiben werde und persönlich wolle mischen lassen.

Die Nacht ist um. Harmonisches Glockengeläute grüßt die aufgehende Sonne. Es ruft zur Wochenfrühkirche, aber es klingt — böse Vorbedeutung! — „leicherisch". Schaarenweise strömen die Leute in die Ernte-Arbeit. Alle besprechen,

in Gruppen sich schaarend, die schwere Erkrankung des Ortshannen und Jeder weiß besser als der Andere, was der vermährte Doctor über den Kranken gesagt, und die andern Schicksalsgenossen im Dorf, denen er wie gerufen gekommen ist in einer Zeit, wo man nicht den Kranken und dem Doctor „nachgehen" kann. Je nach der Stellung, die der Einzelne zum kranken Hannen einnimmt, und je nach der Berührung, in die er mit dem strengen Amtsmann gekommen, spricht bald tiefe Theilnahme und ernste Besorgniß, bald leiser Hohn und Spott aus Worten und Mienen.

„Ihr werdet sehen," spricht Onjders, der wackere alte Kirchenvater, „der stattliche Mann segnet dies Zeitliche, und die Gemeinde bleibt für diesmal ohne Hannen." — „Ja, ja, so wird's kommen," ruft die Witwe am Riegel „die Eule hat diese Nacht auf dem Birnbaum in seinem Garten „wunder garstig gethan". Das war Leichengesang!"

„Er wird die „Augen zuthun" und uns und die Seinigen hier lassen," ruft des Kranken Nachbar, der Honnes am Gäßchen. „Denn ihr solltet nur gehört haben wie der Vigyáß die ganze Nacht hindurch unter dem Fenster geheult hat!

Der arme Hund! sein Herr hätte ihn nicht gegeben um einen Sattelhengst. Es ist euch aber auch ein Hund, dieser Vigyáß, der nicht zu bezahlen ist! Wißt ihr noch, wie er in der Nacht gegen den Retersdorfer Jahrmarkt den George Mafte vom „Rothen" (Pferd) herabgerissen hat, als er unserm Herr dem Hannen alle vier Pferde schon unter der eisernen Schiene der Stallthüre herausgezogen hatte und mit seinen Helfershelfern davonreiten wollte. Er hatte auch erst gebetet „doamne adjute",[1] als er sich auf den Rothen schwingen wollte. Hätte er nicht Fersengeld gegeben und

[1] Herr hilf!



wären wir so leicht zu Fuß gewesen, wie der Vigyäß, wir hätten ihm damals geleuchtet! — Aber die Diebe hatten gute Pferde in der Reserve und wir mußten sie dem Teufel befehlen, als wir sie eine Strecke verfolgt hatten.

Aber der Vigyäß hatte dem Galgenstrick tüchtig Blut gelassen. Acht Tage kannte man das Blut des Einen in den Spuren auf dem frischen Schnee, von der Stallthüre an bis hinauf in den Zäppenbäsch, wo sie die Pferde angebunden hatten."

„Er war aber auch allzulustig heute vor vier Wochen, als wir sein jüngstes Enkelchen zu den „auf den Mahren" tauften und bei der Kaimes (Taufschmaus) saßen. Es muß ihm damals etwas geahnt haben," sagt die junge Letztnerin.

„Und als wir Den auf dem breiten Hof vor acht Tagen begruben" — erwiderte ihr Mann — „da ging der Staub hoch auf aus dem Grabe und der Herr Pfarrer hat — wißt ihr's noch? — geniest während der Leichenpredigt; und wer auf so etwas achtet, der weiß, daß es nicht mehr lange währt bis zur nächsten Leiche."

„Ist es denn wahr," spricht, vor dem Fallthor angelangt und den glimmenden Zunder auf die Pfeife legend, der lahme Honnes, „daß die Amtsleute ihrer dreizehn bei Tische saßen, als die Hirten ihnen das Mahl gaben und den Almesch. Es heißt ja, wem Gott ein Amt gebe, dem gebe er auch Verstand. Ich habe das nicht an all' unseren Amtsleuten bemerkt. Da sind wir arme Teufel, an die keine Tractamenter kommen, doch besser dran als diese Dickbäuchigen. Hätten sie nicht können einen Hirten mitsitzen lassen an die Tokane, damit sie ihrer Vierzehn gewesen wären? Unser Pfarrer sagt zwar, das sei ein Katzenglaube mit den Dreizehn; aber ich lebe und sterbe drauf, wenn ihrer Dreizehn bei Tisch sitzen, so stirbt bald Einer, und der „Langzähnige", der eine bessere Sichel hat, als wir, fragt nicht ob Einer

lahm geht und alle Gemeinde-Arbeiten thun muß, oder ob er Hann ist und die Nase hoch trägt und Einem den Ochsen ausspannt, wenn man sich ein bischen Holz bringt in seiner Noth. Wenn ich wüßte, daß es im Himmel auch Hannen und Geschworene gebe, ich führe lieber in die Hölle, wenn mich der Herrgott von dieser Alten hier einmal scheidet. Ich habe ja schon einen gehörigen Vorgeschmack bekommen in unserer 40jährigen Ehe, es ist nicht Alles glatt abgelaufen. Wir haben gedahsen (gezogen) und geundulde t, aber doch manchen Stein Salz miteinander geleckt und dem Pfarrer keinen Staub über die Thürschwelle getragen. Jetzt aber laufen die jungen Leute um jede Katzenbirn auseinander und gehen auf's Scheiden, so daß man nun in jedem Capitel zwei Decanusse gemacht hat, einen Capitels- und einen Bezirks-decanus. Als ob immer etwas Besseres nachkäme!"

„Schweigt Alter!" sagt der mitgehende junge Borger in empörtem Amtsgefühl, „Ihr müßt nicht immer über die Obrigkeit reden. Thuet eure Schuldigkeit bei den Gemeinde-Arbeiten und gehet gerade Wege, dann wird euch Niemand etwas zu Leid thun. Bei euch aber trifft es ein, was die Leute sagen; man soll sich hüten vor denen, die der Herrgott gezeichnet hat."

„Hm," antwortet der Lahme, „in dir steckt schon auch ein Hann, du neugebackener Borger du! Weißt du, womit der Herrgott dich gezeichnet hat? — damit, daß er dich in's Amt gebracht hat, du fünftes Rad am Wagen! Sieh', daß du mir aus dem Wege kommst, und ihr Alle geht friedlich eurer Wege und seit dem Herrn befohlen; ich bleibe mit meiner Alten auf diesem halben Erdjoch hier und wir hoffen unsere zwölf Haufen heute zu schneiden."

Auch die Scholaren (Schullehrer) die nach beendigtem Frühgottesdienst vor der Pforte des doppelummauerten Kirchen-castelles stehen, besprechen augenscheinlich die schwere Erkrankung des Ortshannen. „Schade, wenn der „die Augen

zuthut", spricht besorgt der Rector; „er hat ein Herz gehabt für Kirche und Schule; ohne ihn hätte man die neue Schule nicht gebaut." „Und den Jahreslohn und die Coquin," meint der Campanator „hat er uns stets rechtzeitig und in guter Qualität eingetrieben."

„Ein Mensch macht kein Loch in die Welt," ruft mürrisch der alte Cantor, dem der kranke Ortshann einmal die Clarinette gepfändet hatte, weil er den Puls beim Läuten der Abendglocke weit unter 70 Schläge abgekürzt, und die drei Glockenschläge zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit in allzugroßen Zwischenräumen erklingen ließ. Ein andermal hatte er ihn unfreundlich aus den Federn gebracht, weil er zu spät in die Frühkirche läute, zum Schaden der Bürger, denen die Arbeiter nicht rechtzeitig in die Arbeit kommen. „Ihr werdet sehen und haltet meine Reden im Sinn: drei Tage werden nicht vergehen — und der Alte „kommt mir unter's Clarinett"; als sie ihn auf seinen „reifschlagigen" (dämpfigen) Deres vor drei Tagen nach Hause brachten, schlug mir die Stunde (Uhr) beim Abendläuten in die Glocke: ich bleibe dabei — er kommt mir unter's Clarinett." „Er kommt in Otch, (Attig), unter den Dresch (Rasen), in den Hontert (Hollunder), in die Nesseln", flüstern vorübergehende Bursche, denen der kranke Hann am letzten Sonntag den Tanz verboten hatte, weil sie die Feldbrunnen nicht gehörig gereinigt und mit neuen Rinnen versehen hatten. Er wird „den letzten Zins zahlen" und bald „ausgetrunken" haben, ruft der faule Nachzügler, der Hurler Mierten, dem der kranke Hann mit dem Steuersammler wegen Steuerrückständen zwei Wagenräder gepfändet, auf die sie im Wirthshaus einen halben Eimer Wein nach Ortsgebrauch getrunken hatten.

Unbekümmert um diese Befürchtungen, Vermuthungen und Wünsche, die sich den verschieden gestimmten Herzen ent-

ringen, trifft der Tod seine Vorbereitungen. Zwei Löffel nur von der angekommenen Arznei hat der Kranke zu sich genommen. „Versorgt sie," hatte er in einem lichten Augenblick zu den Seinen gesagt „falls noch jemand von euch krank wird; ich brauche keine Arznei mehr; meine Stunde ist gekommen, Gott wolle mir gnädig sein und mir alle Sünden vergeben, die ich wissentlich oder unwissentlich begangen. Geht nach dem würdigen Herrn, dem Herrn Prediger, er soll kommen und mich „berichten" (das Abendmahl reichen).

Glühend brennt die Sonne vom Mittagshimmel auf die rüstigen Schnitter herab; nur Kranke und Greise weilen im freundlichen Dorf, das wie ausgestorben daliegt. Der Tischler, nächst dem Schuster der einzige Handwerker des Dorfes, hat lange vergebens auf Arbeit gewartet. Es leidet ihn nicht mehr zu Hause. Er sucht den kühlenden Schatten des Wirthshauses und will sich nebenbei erkundigen, wie es um den kranken Hannen stehe, ob man seine Arbeit nicht brauchen werde. Der alte Cantor — zugleich Burghüter — steckt eben den Kopf und die lange Pfeife zu dem vom mächtigen Akewitzenbaum beschatteten Fenster heraus. „Grüß Sie Gott, Herr Gevatter Cantor", ruft er leise, „wie steht's um den Hannen?"

„Eben ist der Gevatter Prediger hingegangen, um dem alten Tyrannen „die Eisen abzureißen", der pfändet mich nicht mehr in diesem Leben; und in dem andern haben wir Geistliche gewonnenes Spiel."

„Ich sehne mich aber auch ordentlich darnach, in dieser erwerblosen Zeit wieder einmal Einem den Rock machen zu können," meint der Gemeindetischler. „Diesmal hoffe ich die Pfostenbretter anbringen zu können, die mir die Engländer als ungeeignet beim Eisenbahnbau verstießen. Es kommt Allem die Zeit. — Kommen Sie nicht mit auf ein Glas Wein?"

„Das ist gegen die Visitations-Artikel," antwortet der Cantor; „ich bleibe daheim und sehe mir nach den Bienen."

„Sie haben's nach diesen neuen Kirchengesetzen aber auch gut und sitzen im kühlen Schatten, seit Sie nicht mehr mit dem Pfarrer in's Heu müssen und Herrendienste thun."

„Ja, Gevatter, das verträgt sich nicht mehr mit der neuen Pädagogik und gefällt uns nicht übel; grüßt die Frau Gevatter und denkt auch an mich, wenn ihr von dem Rothen trinkt, ich bleibe diesmal daheim und sehe mir nach der Wirthschaft."

Unterdeß erklärt der Kranke im Vorgefühl des nahenden Todes in Gegenwart des Predigers seinen letzten Willen. Der Hof soll selbstverständlich dem jüngsten Sohn zufallen, der seine Geschwister dafür aus dem übrigen Erbe entschädigen soll. Doch hat die Witwe lebenslängliches Wohnrecht im hintern Zimmer und darf die Wirthschaftsgebäude mit benützen. In jedem Feld behält sie zu sechs Kübel Aussaat und in jeder Hanfau ein Hanfland, dazu zwei Joch Wiesen in jedem Felde. Alles Andere soll nach dem Gesetz getheilt werden. An die Kirche „vermacht" er die Wiese in der Bekel. — Dem Herrn Pfarrer sollen zwei Ducaten für die Leichenrede verabfolgt werden, den Scholaren und Adjuvanten eine anständige Leichengebühr, dem Amt und der Communität ein ausgiebiger Ehrentrunk verabreicht werden. Den todten Körper sollen sie unter die große Linde, die vom Gottesacker auf's Haus herabschaut, einsenken und ihm einen schönen Grabstein setzen, auf den der Herr Pfarrer eine Inschrift aufzusetzen gebeten sein soll. — Nachdem der Kranke sich von den anwesenden Familiengliedern verabschiedet, den Kindern die Mutter in treue Pflege empfohlen, sich mit Allen versöhnt hat, empfängt er mit ihnen den Leib des Herrn, und drückt dem scheidenden Geistlichen stumm die Hand.

Erschöpft sinkt der Kranke in's Bett zurück. Der Todeskampf beginnt. Behutsam wird das Federbett unter dem Sterbenden weggezogen, denn auf dem Strohsack stirbt

man leichter, namentlich aber auf einem Polster mit Erbsenstroh gefüllt, das sofort unter den Kopf geschoben wird.

Ein Tuch wird über das Antlitz des Sterbenden gebreitet, damit dem Sterbenden wie den Lebenden der markerschütternde Anblick der Leiden erspart bleibe', die der Tod über Beide verhängt. Ein letzter schwerer Seufzer, ein letztes Anspannen aller Muskeln, und der Tod hat sein Zerstörungswerk vollendet. Familie und Gemeinde haben ihr Haupt verloren. — Starr liegt der sechs Fuß lange Leichnam da!

Hatte früher Todtenstille im Hause geherrscht, damit der Sterbende durch Klagen und Thränen nicht im Todeskampfe gestört („verzuckt") werde, so füllt nun laute Wehklage das Haus, die weithin in die Gassen dringt durch das schnell aufgerissene Fenster, zu dem hinaus die vom Leib erlöste Seele entfliehen soll.

Schnell füllt sich das Trauerhaus mit Leidtragenden und Neugierigen, die den Todten noch einmal sehen, und den Hinterbliebenen ihre Hilfe und ihren Beistand anbieten wollen. Denn es gibt nun viel zu thun und es gilt rasch zu handeln, denn die 48 Stunden, die der Todte „über Erden" liegen muß, vergehen schnell. — Der Dienstknecht schirrt die Pferde an, um auf die Kokel zur Mühle zu fahren, denn in der heimischen Bachmühle nisten die Sperlinge und hungern die Mäuse, weil im ausgetrockneten Bach Gras wächst.

Die zwei Borger wollen eben zur Heerde gehen, um zwei Hammel zum Leichenmahl zu holen. Da begegnet ihnen der Wortmann mit der Nachricht: es habe sich gerade gut getroffen; der benebene (rechts eingejochte) Ochse des Mierte Seimen habe in der Heerde ein Bein gebrochen. Er wolle eben durch das Nachbarzeichen in den vier Nachbarschaften umsagen lassen, wie viel Fleisch davon ein jeder Wirth nehmen müsse, damit der Beschädigte keinen Schaden leide. Wenn man einen Centner für das Leichenmahl un die Ge-

bühren zurückhalte, so komme auf einen ganzen Wirthen nur ein Pfund und auf halbe Wirthe und Witwen ein halbes Pfund. — Der ältere Sohn bestellt den Sarg beim Tischler, und ruft den Nachbarvater, damit er die Leiche anzeige und Grab und Beerdigung bestelle.

Unterdessen haben sich ältere Frauen aus der Verwandtschaft und Nachbarschaft erboten, dem Todten die letzte Ehre zu erweisen und ihn zu waschen. Die Thüre wird abgesperrt, der Todte vom Bett gehoben und auf Stroh oder eine auf den Fußboden gebreitete Decke gelegt und sorgsam gewaschen.

Die Kleider, in denen er gestorben, werden an Zigeuner verschenkt; denn vererben sie, so stirbt bald, wer sie anzieht. Linnene Unterkleider werden dem Todten angelegt und dieser auf die vom Nachbarvater abgeholte Todtenbank gelegt. Der Herr Cantor tritt ein, um, in Ermangelung eines Dorfbarbiers, dem Todten den Bart zu scheeren. Als Lohn für die Mühe steckt er nach altem Recht das Rasirmesser zu sich, mit dem der Verstorbene sich früher rasirte und das ihm der ältere Sohn aus Italien geschickt hatte, als er dort bei dem kaiserlichen Volk diente.

Bevor der Leichnam erstarrt, wird ihm der vollständige Todtenanzug angelegt. Weinend holt die Witwe aus der langen Truhe das Bräutigamshemd hervor, das sie ihm, sorgfältig ausgenäht, vor 46 Jahren am Hochzeitsmorgen zum Geschenk gemacht und sorgfältig für diesen letzten Gebrauch aufgehoben hatte. Ueber dasselbe wird der reichgestickte Brustpelz angelegt, der breite Ledergürtel leicht über den Leib geschnallt, die blauen Hosen werden angezogen und die neuen langröhrigen Stiefel.

Der Nachbarvater tritt im Sonntagskleid ein, um nach den Bestimmungen der Artikel seines Amtes zu walten. Er bedauert den Verlust, den die Nachbarschaft und in diesem Falle die ganze Gemeinde erlitten, wird mit Wein und Brod

geehrt, empfängt die zwei Ducaten für die Leichenrede und geht zunächst auf den Pfarrhof, um die Leiche anzuzeigen und den Termin der Beerdigung zu erfragen. Das geschieht in wohlgesetzter, sinniger, wenn auch zuweilen sehr breiter Rede. In's Amtszimmer des Pfarrers tretend, spricht er:

„Ich hätt' ein Wort zu reden zum Wohlehrwürdigen Herrn. Erstlich will ich nicht unterlassen, dem lieben Gott zu danken für die vielfältige Gnade und Barmherzigkeit, die er täglich, stündlich und augenblicklich an uns erweiset, daß er uns hat wollen erhalten bis auf diese Stunde in ziemlicher Gesundheit wie in einem mittelmäßigen Frieden. Unter Anderem haben wir aber auch erfahren, wie der Herr eine uns'rer Nachbarinnen schwer angegriffen und ihren Gatten N. N. in ein schweres Krankenbett gesetzt hat, da er nicht hat genesen können, als durch den zeitlichen Tod. Da wir nun aber wissen, daß ein solcher todter Körper kein Bleiben unter den Lebenden hat, sondern verscharrt werden muß in die kühle Erde, die unser Aller Mutter ist, so komme auch ich und halte bittlich an beim Wohlehrwürdigen Herrn, damit unser Freund christgebührlicherweise beerdigt werde. Der Wohlehrwürdige Herr wolle uns beistehen mit Glockenklang und Schülergesang, und mit einer schönen Leichenpredigt die bekümmerten Herzen aufrichten."

Nachdem der Pfarrer sein Bedauern ausgedrückt über den herben Verlust, den die Familie und die Gemeinde erlitten, erbittet er sich vom Nachbarvater die erforderlichen Anhaltspunkte, um das Alter des Todten zu bestimmen, ihn aus dem Buch des Lebens (Taufmatrikel) zu streichen und in das Buch des Todes einzutragen. Der Nachbarvater hilft dem Pfarrer auf den rechten Weg durch die Angabe, der selig Entschlafene sei am Repser Hauptjahrmarkt im zweiten Kukuruzhacken geboren, als im obern Feld Kukuruz war; seither sei gerade noch zwanzigmal dort Kukuruz gewesen, das werde zusammen um die sechzig Jahre ausmachen.

„Ihr habt Recht, lieber Herr Nachbarvater," sagt der Pfarrer, nachdem er einige Minuten im Buch des Lebens geblättert. „60 Jahre und 23 Tage ist der Selige alt, Gott lasse ihn in Frieden ruhen! Die Leiche wollen wir Sonntag Nachmittag halten und nicht nur die Nachbarschaft, sondern die ganze Gemeinde kann und wird sich dabei betheiligen. Der Leichenpredigt werde ich den gewünschten Text zu Grunde legen, nehmt einen guten Tag und den Ausdruck meines herzlichsten Mitleids in's Trauerhaus mit; Gott wolle die Leidmüthigen trösten."

Der Nachbarvater bittet hierauf auch den zweiten Geistlichen, den Prediger, um seine Mitwirkung und bestellt beim Rector Musik und Gesang, Geläute und Leichenbegleitung. Der „Seelenpuls" (ein Geläute von einer Viertelstunde) soll Samstag Punkt 4 Uhr Nachmittags, und zwar, weil der Entschlafene Ortshann gewesen, mit der großen Glocke geläutet werden. Beim Zusammenläuten werden ausnahmsweise nicht sechs Männer aus der Nachbarschaft, sondern sechs Communitätsherren mithelfen.

Der Nachbarvater entsendet nun die sechs Grabmacher, an denen die Reihe ist, das Grab zu bereiten und läßt durch den Nachbarzeichen alle Verpflichteten zur Leiche einladen. Ein Gleiches thun in diesem Fall auch die drei andern Nachbarväter. Gleichzeitig läßt auch der Altknecht die Bruderschaft und Schwesterschaft, der Gelassenhann das Amt, und der Wortmann die Communität „warnen". Auch die Schuljugend soll sich am Leichenzug betheiligen.

Der Abend ist gekommen, wieder sind die Leute aus der schweißerfüllten Arbeit heimgekehrt und von allen Seiten kommen theilnehmende Freunde und Verwandte in's Leichenhaus, um die Nachtwache beim Todten zu übernehmen. „Gott tröste die Betrübten," sprechen die Eintretenden, „und erfreue eurem Todten die Seele im ewigen Leben."

„Wir danken euch", antworten die Leidtragenden, „und Allen, denen es leid ist um diesen Todten; er hat ein Hartes gehabt und hat es nicht überstehen können, Gott wolle uns beistehen und trösten und euch vor Aehnlichem bewahren."

Um Mitternacht tritt die Communität, geführt vom Wortmann, ein. „Ihr habt ausgehütet!" ruft er zu den Wachenden und wendet sich an die Familienglieder, die im hintern Zimmer ein wenig ausgeruht haben, mit den Worten: „Es dauert uns vom Herzen das Schicksal, das euch und die Gemeinde betroffen, und daß wir unsern lieben Hannen und Freund schon breit haben (zu besitzen aufgehört haben). Tröstet euch mit den Andern."

„Wir bedanken uns der Freundschaft und Liebe," antworten die Verwandten, „setzt euch zu uns und nehmet Theil an unserem Leid."

Nachdem die Vorräthe an Speise (Käse und Brod) und Trank ergänzt worden sind, begeben sich die Verwandten zur Ruhe. Die erst nur leise angeknüpften Gespräche der Wachenden werden immer lauter und drehen sich zunächst um das Leben und die Schicksale des Todten nach dem alten Grundsatz: de mortuis nil nisi bene; dann um Gemeinde-Angelegenheiten, zuletzt um Alles, was Gegenwart und Zukunft des Standes bewegt, der im Schweiße des Angesichtes das tägliche Brod für Alle schafft.

Der jüngere Borger hat inzwischen die Gläser gefüllt und den Männern gereicht, die in ernster Runde im Zimmer herumsitzen. Der Wortmann erhebt sich und „grüßt" (erhebt das Glas) mit den Worten: „Gott tröste die liebe Seele des Entschlafenen in der Ewigkeit und habe sie aufgenommen in sein Reich; er helfe aber auch uns dahin, wenn es dereinst sein göttlicher Wille sein wird."

„Er wolle uns helfen!" klingt es in gedämpftem Tone, aus dem Munde Aller zurück, und die leeren Gläser werden geräuschlos zurückgestellt.

„Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben," ruft „Der vom breiten Hof". — „Ja, ja!" antwortet der bibelkundige Nachbar, „Der am Riegel", „der Mensch ist im Leben wie eine Blume, wie Gras, das heute noch steht und morgen in den Ofen geworfen wird."

„Laßt das dem Herrn Pfarrer, wir heizen ja, Gott Lob! noch nicht mit Gras," ruft augenblicklich der starke Honnes, der sechs Jahre Corporal gewesen bei den „Kaiserlichen"[1] und den sie bei der letzten Wahl in die Communität gezogen, „wir haben hier von Anderem zu reden, sprecht lieber, wem soll die Gemeinde den Zwälfstock anvertrauen in dieser bösen Zeit? Die Beamten mit den rothen Krägen und den gelben Knöpfen hatten uns Frieden verschafft in unseren Wäldern. Nun brechen die untreuen Nachbarn von der großen Kokel wieder gemeindeweise in unsere Waldungen ein und hauen nieder, was ihnen vorkommt. Gestern haben sie uns auch die herrliche Eiche auf Ohlesgraben, die wir für Zeiten des Bedarfs zur Thurmspindel ausersehen hatten, vor unseren Augen abgehauen und weggeführt, denn sie kamen mit sechzig Wägen und wir waren nur unser Viere und jeglicher Widerstand unmöglich. Ich sage euch, ihr Herren, die Zeiten kommen wieder da fast täglich die Sturmglocke erklang und die Bürger zum Kampf auf Leben und Tod um das Gemeinde-Eigenthum rief. Wo ist heute ein Mann zu finden, wie der alte Bedner Mächel, den sie anno 13 unter dem großen Malzbaum auf Ohlesrücken todtschlugen, nachdem er vier Lehmdörfer zu Krüppeln geschlagen, die man auf demselben Wagen heimbrachte, auf dem der stattliche Hann todt in die Gemeinde einzog.

Die Zeit will ihre Leute haben, und ich sage euch, nicht Jeder kann seinen Mann stehen, wie Dieser."

---

[1] „Die Kaiserlichen" = Soldaten.

„Ja, ja!" sagt der alte Wenyelt, „solche Leute sind dünn gesäet! Und ungarisch muß der neue Hann können wie deutsch, und wie es der Ehrenmann konnte, der hier vor uns liegt, damit er die Schriften verstehe, die die königlichen Beamten uns schicken."

„Es mag gut sein, Wenyelts Batju," erwidert der starke Honnes, „wenn er's kann. Aber was helfen uns Worte und Schrift, ob ungarisch ob deutsch, wenn Keiner von uns weiß, ob er noch ein Pferd im Stalle findet, wenn er um Mitternacht nachsieht; oder ob unser Hann nach zwanzig Jahren noch einen Zwälkstock schneiden kann in unseren Wäldern. Der neue Hann soll ein Mann sein, der Ihr heißt, und den Stock nicht umsonst tragen, und wir Bürger dürfen keine Hasenfüße und Lehmpuppen sein. Denn seit sie den Galgen abgeschafft haben und die Räuber und Diebe in guter Kost halten, arbeiten wir nur für diese.

Die neuen Gesetze aus der kaiserlichen Zeit und die jetzigen passen nicht für unser Land. Und solange wir den Roßdieben, die auf unseren Pferden reiten, das Mehl zum Palukes anbieten, damit sie uns nicht auch diejenigen stehlen, die sie uns noch mitleidig gelassen haben, oder so lange wir auf das Urtheil warten, das die Herren einen Tag vor dem jüngsten Gericht über diese Galgenvögel sprechen, kommen wir zu nichts und verlieren das Hemd vom Leibe.

Wir müssen uns zur Wehre setzen und einstehen Einer für Alle und Alle für Einen. Die Herren können sich die Tinte ersparen, und der Dreschflegel und die große Axt reden die Sprache, die Jeder versteht."

„Mäßige dich, Honnes," ruft spöttisch der „gelehrte Mächel" — der „Federpfuscher", wie sie ihn auch nennen, weil er dem Herrn Inspector, wenn er zuweilen in's Dorf kommt, schreiben und die E-Tabelle rectificiren hilft — „du wirst doch jetzt noch nicht Hann und die Faust und der

Stock sind nicht zur Herrschaft berufen in unserer aufgeklärten Zeit; nur Schule und Bildung können uns helfen!"

„Elender Federpfuscher du, und Zigarrenraucher, der du nun bald Kaffee frühstücken und Pantalonhosen anziehen wirst, ich will auch nicht Hann werden. Aber du und dein Inspector, ihr werdet der Gemeinde mit euren Schriften und Tabellen nicht aufhelfen. Du hast auch etwas von Bildung und Gelehrsamkeit läuten gehört und glaubst schon Pfarrer oder Minister werden zu können. — Was hat's euch geholfen, daß ihr unter den Radler-Eichen anno 62 bei der großen Criminal-Untersuchung soviel Bogen vollkritzeltet als der Wald Blätter hat, über den kahlen Menschenschädel und die paar Rippenknochen, die man im Gesträuch gefunden hatte. Die zwei gelehrten Doctoren haben nur feststellen können, was jedes Kind weiß, daß es Menschenknochen waren, und der Bezirksrichter hat nur festgestellt, daß hier eine große Unthat geschehen sein müsse. — Und ich sage dir, daß Die, die diesen Schädel mit Allem, was d'ran und d'rum war, in die Sträuche warfen, unserem Bezirk mehr genützt und unserer Allodialcassa weniger gekostet haben als eure Untersuchung und die Fuchsjagden, die sich d'ran knüpften. — Schade um die Wölfe, die am Fleisch crepirt sein müssen, das sie von jenen Knochen genagt. — Mehr als hundert Pferde hat der Galgenstrick aus unseren Ställen und Heerden entführt, dem jener Schädel und die Rippenknochen angehörten, die ihr so sorgfältig beschrieben habt. Ich hätte der Commission sagen können, in welcher Matrikel der Erschlagene eingetragen ist, und in welcher Gemeinde man ihn begraben hätte, wenn er als ehrlicher Mann gestorben wäre — nur nicht, wer ihn kalt gemacht und ihn in's Gesträuch begraben hat. — Zwei Stunden von hier in M.... dorf hätten sie ihm den Seelenpuls geläutet und es hätte geklungen: „stîn deánkel kald ârbes" und der Pfarrer hätte einen langen Bart gehabt, und nicht ungarisch und nicht deutsch gepredigt.

Aber ich sage euch, hier unter uns — weil ich nun einmal auf die Pfarrer zu reden gekommen bin — auch unser Pfarrer gefällt mir Einem nicht. Wir brauchen keinen so gelehrten und frommen, der immer über den Büchern sitzt und nur von Frieden predigt, wo Alles uns den Krieg erklärt hat. — Da gefällt mir Einem der von Altdorf besser. — Was sie ihm nachsagen, daß er durch das Kirchenfenster von der Kanzel aus einen Hasen gesehen und nach dem Amen hinausgegangen und ihn geschossen habe, das halte ich für keine große Sünde. Es ist gut, wenn man Eines und das Andere kann! Neulich half er mir in der Beckel zwei Königsdorfer pfänden, die die Aexte gar bald sinken ließen, als er die Hähne an seinem Jagdgewehr spannte und die Kapsel [1] in der Sonne blinkten.

Ich weiß zwar nicht viel davon, was eine rechtschaffene Predigt auf sich hat, aber ich sage euch — ich habe ihm am ersten Ostertag einmal zugehört — er stellt auch in der Kirche seinen Mann und steht auf der Kanzel „wie ein Räuber".

Bedenklich schütteln die Aeltern und Besonnenern unter den Communitätsmitgliedern zu diesen Aeußerungen den Kopf, während die Jüngern tapfer zustimmen. „Laß das, Honnes!" sagt vermittelnd der alte Wenyelt, „hier ist nicht der Ort, das Alles zu bereden; erst wollen wir diesen Leichnam ehrlich begraben, wie er's in seinem Leben verdient hat, dann wird Gott der Herr die Herzen der Bürger schon so leiten, daß sie den rechten Mann in der Gemeinde finden."

„Ja ja!" entgegnet der Starke, „Einige wird der Inspector, Andere der Pfarrer, Andere der Wein leiten, und einen Schriftgelehrten oder ein Weib in Manneskleidern, oder einen Augendiener werden sie wählen, der die Gemeinde zu Grunde richtet. Ich meinerseits, Bruder Wenyelt, und alle

[1] Zündhütchen.

meine Kameraden — wir geben euch die Stimme: aber wir sagen es euch offen: ihr seid zwar ein verständiger, guter und ehrlicher Mann, aber in dieser schweren Zeit doch nur ein Nothnagel. In zwei Jahren, hoffen wir, soll sich der rechte Mann aus unserer Mitte (er will heute kein Wort reden und doch ist er sonst nicht stumm) herauswachsen. Wenn nicht, so sind wir geliefert und wir kommen in die Haruppen unter den Lehmberg und die „Rauhfüßigen" wohnen in unseren steinernen Häusern und schauen zum Fenster hinaus."

„Ich danke euch," erwidert Wenyelt, „für eure gute Meinung vom Nothnagel; aber greift nur in Gottes Namen weiter und sucht euch einen würdigeren Nachfolger dieses Todten. Mit dir allein, Starker, könnte ich ja nicht fertig werden, geschweige mit der ganzen Gemeinde. Höre aber auch meine Meinung über dich und halt' im Sinn, was der alte Wenyelt dir wohlmeinend sagt. Mit dem Schädel kann man nicht durch die Wand rennen und des Mannes Stärke allein thut's nicht; du sollst dir deine Hörner noch ein wenig ablaufen; dann kannst du einst ein tüchtiger Hann werden, und wenn darüber auch nicht nur zwei, sondern sechs oder acht Jahre in's Land gehen sollten. Lebe ich dann noch, so sollst du meine Stimme haben. Und das viele unbedachte Raisonniren ist auch für die Katze: es thut nicht gut; es untergräbt das Ansehen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, und in Kurzem wird weder der Pfarrer noch der Inspector etwas bei euch gelten. Denkt ihr aber, daß der Hann dann noch Kraft haben werde? Mit dem Stock allein läßt sich nicht mehr regieren, und wer sich will „Euer Weisheit" nennen lassen, darf sich nicht nur auf das Zwälfstöcklein verlassen.

Doch lassen wir das, ihr guten Herren! der Tag graut, die leidmüthigen Bewohner dieses Trauerhauses sind schon aufgestanden; überlassen wir ihnen diesen Todten und gehen wir an unsere Arbeit und zu den Lebenden. Heute muß die Frucht

in die Haufen kommen, denn morgen ist Sonntag, und Regen oder Hagel käme unerwünscht in die vollen und trockenen Garben." — Mit den Abschiedsworten: „Wir wollen euch nun sammt eurem lieben Todten dem Herrn befehlen!" scheiden die ernstgestimmten Männer von den Leidtragenden und aus dem Trauerhause.

Die Verwandten bleiben allein, denn die Ernte-Arbeit nimmt alle Kräfte in Anspruch.

Am Todten stellen sich indessen die Zeichen der Verwesung ein. Ein Lappen, in Weinessig oder Branntwein getaucht, wird auf das Antlitz gelegt, eine Sichel oder ein zinnerner Teller auf den schwellenden Leib und ein Schaff mit frischem Wasser unter die Todtenbank gestellt.

In der Nacht ist der Dienstknecht aus der Mühle heimgekehrt; es wird gebacken und alle Vorkehrungen zum Leichenmahl werden getroffen. Es ist 4 Uhr Nachmittags, der Seelenpuls erklingt vom hohen Thurm in's feierliche Dorf herab, und so weit er im gesegneten Kornfeld vernommen wird, ziehen sie auf einen Augenblick den Hut und sprechen: „Gott gebe ihm eine selige Ruhe." — Der Tag scheidet wieder, die Nacht bricht ein. Freundliche Theilnahme hilft sie auch diesmal verkürzen. Das Amt hat die Nachtwache bei dem Todten übernommen, und kommt und scheidet mit den üblichen Beileidsbezeigungen.

Ein freundlicher Sonntagsmorgen ist angebrochen. Reges Leben herrscht im friedlichen Dorf. Es schlägt 5 Uhr, Männer und Weiber strömen durch die geöffnete Pforte in's Kirchencastell zu den stattlichen Thürmen und Basteien, die zu friedlichen Speckkammern geworden sind.

Jeder schneidet sich in Gegenwart des Nachbarvaters von den mit Name und Hausnummer bezeichneten Speckseiten den Bedarf für die nächste Woche ab und legt im Vorbeigehen ein kleines Almosen von Speck in die große

Schüssel, die der Herr Cantor und Burghüter auf ein sauber gedecktes Tischchen in die Pforte hineingestellt hat.

Harmonisches Glockengeläute ertönt. Alles strömt in die Kirche, nur das Todtenhaus hält seine Bewohner, Lebende und Todte, fest.

Eben ist der Sarg vom Tischler angekommen und der Leichnam wird in seine enge letzte Behausung gehoben. Ihr Boden ist mit Hobelspänen bedeckt, über die ein großes Leintuch gebreitet wird, dessen ausgeschlagene Enden auf allen Seiten weit herabhängen. Der Kopf des Todten ruht auf einem kleinen Polster, der mit duftenden Blumen und Kräutern gefüllt ist, die für etwaige Todesfälle seit geraumer Zeit getrocknet in Bereitschaft gehalten wurden. Der Anzug des Todten wird nun vollendet, indem ihm der kostbare Marderhut, der nur an hohen Feiertagen getragen wurde, aufgesetzt wird.

Auch das Grab ist fertig geworden und die treuen Nachbarn, die es gruben, erhalten eine ausgiebigere Gebühr und Ehrengabe, als sie in den Nachbarschafts-Artikeln festgesetzt ist.

Es schlägt 3 Uhr. Die große Glocke erklingt vom Thurm herab eine volle Stunde hindurch, denn der Verstorbene hat sich im Leben nichts zu Schulden kommen lassen, wodurch er der Ehre verlustig geworden wäre, die man dem gestorbenen Hannen erweist. Kurz vor dem Schlag der vierten Stunde hört das Läuten auf, denn der Glöckner muß sorgen daß die „Stunde nicht in die Glocke schlägt", weil sonst bald wieder Jemand stirbt. Zehn Minuten hindurch folgt nun das Geläute mit allen Glocken, während dessen sich die Theilnehmer am Leichenbegängniß versammeln.

An willigen Händen ist kein Mangel, denn den muntern Schulknaben ist's Ehre und Vergnügen den Thurm zu ersteigen, auf die Brüstung des Umlaufs sich zu setzen, die Beine kühn hinunterhängen zu lassen und die Glocken in gewaltigen Schwung zu setzen. Cantor und Glöckner gewähren

der Jugend gern die erbetene Ehre, die ihnen als Pflicht des Dienstes auferlegt ist.

Unter dem „Pfarrerspuls“, einem kurzen Geläute mit einer Glocke, sammeln sich die Geistlichen, Lehrer und Adjuvanten (Musikgehilfen) vor der Kirche, und begeben sich — die Schuljugend voran — vor das Leichenhaus. Hier schließt sich die erwachsene Jugend an die Schulkinder an. Die Verwandten sind, soweit der Raum es zuläßt, im Hause versammelt und beklagen laut den Todten, ihn anredend, seine Verdienste preisend, für erwiesene Freundschaft und Liebe ihm in sinnigen und ergreifenden Worten dankend.

Im Hofe sind Amt und Communität versammelt und der Gelassenhann (Amtsvorgänger des Verstorbenen) ist „Leichenvater“, das heißt officieller Vertreter des Hauses, und redet und handelt in seinem Namen und Auftrag. Der Nachbarvater an der Spitze der ihn begleitenden Mitglieder der Nachbarschaft tritt an ihn heran und spricht: „Wir haben erfahren, wie der Herr diesen guten Nachbar in ein Krankenbett versetzt hat. Da hat nun die Krankheit nicht abnehmen wollen, sondern immer mehr zu, bis Gott endlich mit seiner Hilfe gekommen ist und hat seine unsterbliche Seele in sein Reich genommen und ihn aus diesem mühseligen Leben erlöst. Da wir nun wissen, daß dieser verwesliche Leib nirgends besser ist, als daß man ihn ehrlicherweise in die kühle Erde begrabe, die unser Aller Mutter ist, so habt ihr dies aus euren Kräften nicht vollführen können, sondern habt eure Zuflucht zur geistlichen Obrigkeit, zur ehrsamen Nachbarschaft und zu guten Freunden genommen, sie sollten euch diesen letzten Ehrendienst helfen leisten. Nun sehen wir, daß sie sich auch ziemlicherweise eingestellt haben. Wollte Gott, daß wir euch von einer anderen Seite in Diensten gestanden wären. Hat es Gott aber so haben wollen, so werdet ihr euch in „das Schicksal Gottes“ ergeben müssen.“ — Der Angesprochene

antwortet darauf: „Es ist dem also, wie daß Gott der Herr diesen unsern Freund aus diesem mühseligen Leben abgefordert hat; so haben wir dieses aus unsern eigenen Kräften nicht vollführen können, sondern haben eine ehrsame Nachbarschaft ansprechen müssen, daß sie uns in diesem Trauerfall an die Hand gehe. Nun erfahren wir, daß ihr kommt uud stellt euch auf unser Verlangen ein; so bitten wir nun, uns Beistand zu leisten."

Während nun ein von Instrumentalmusik begleitetes Sterbelied gesungen wird, begibt sich das Amt in's Haus und fordert den Todten ab. Der Sprecher schließt seine Ansprache mit den Worten: — — — „Ferner ist euch wohl bewußt, daß dieser Todeskörper nichts mehr nütze ist in diesem irdischen Hause, als daß wir ihn helfen befördern zur dunklen Gruft, die ihr ihm habt bauen lassen. Denn wir sind von Erde gebildet und sollen auch wieder zur Erde werden. Da nun der Todeskörper fortgetragen werden soll aus diesem irdischen Hause auf den Gottesacker, so bitte ich euch herzlich, ihr wollet ihn diesen meinen Brüdern lassen folgen."

Darauf wird der Sargdeckel hereingebracht, damit der Sarg geschlossen werde. Der Reihe nach verabschieden sich nun die nächsten Verwandten vom Todten. Weithin schallend erklingt die Klage der Gattin: „Ach, warum seid ihr nicht noch bei uns geblieben; wir hätten euch noch so gern gesehen, ihr hättet noch Platz gehabt, wer wird nun unser Versorger sein?" — Die Klage der Söhne: „Seid bedankt um Alles was ihr uns Gutes gelehrt und erwiesen, seid auch bedankt um Alles was ihr uns hinterlassen habt." — Die Klage der Töchter: „Seid bedankt um Alles und verzeihet, wenn wir uns nicht so betragen haben, wie es uns zugestanden, ruht wohl bis auf den lieben jüngsten Tag!"

Der Sarg wird nun zugeschlagen. Während die Hammerschläge erklingen, entsendet der Nachbarvater vier junge Nach-

barn, den Sarg abzuholen. „Ihr benamten vier Nachbarn,“ sagt er, „wäret gebeten und erweiset unserm guten Nachbar den letzten Dienst!“ Sie haben indessen nur eine Form zu erfüllen. Denn das Amt läßt sich die Ehre nicht nehmen, den Todten selbst herauszutragen.

Der Sarg wird auf die vor der Hausthüre stehende, der Nachbarschaft gehörende Todtenbank gestellt. Die nächsten Verwandten umstehen ihn und erheben, nicht nur dem Drang des Herzens, sondern auch den Anforderungen der äußeren Schicklichkeit entsprechend, wiederholt die laute Todtenklage. Im geräumigen, sauber gekehrten Hofe stehen im Halbkreis entblößten Hauptes die Männer, an den Wänden des Hauses die Weiber.

Auch der Inspector ist da, durch seine Gegenwart den Todten ehrend und dessen Verdienste um die Gemeinde anerkennend. So weit die Trauerkunde von dem Tode gedrungen, sind auch die Amtsgenossen aus den Nachbargemeinden zur Leichenfeier gekommen; ja es fehlen selbst die Ortshannen der zwei ungarischen Nachbargemeinden nicht, mit denen der Entschlafene so oft in freundliche und unfreundliche amtliche Berührung kam.

Feierlich und langsam bewegt sich unter Musik, Gesang und erneuertem Grabgeläute der Trauerzug nach dem Friedhof hin. Vorn die Schuljugend; dann die confirmirte Jugend. An sie schließt sich die Geistlichkeit (Pfarrer, Prediger und Lehrer mit dem Musikchor). Unmittelbar darauf folgt der Sarg, diesmal nicht von Mitgliedern der Nachbarschaft, sondern von Amt und Communität getragen.

Dem Sarge unmittelbar folgen die männlichen Verwandten, und diesen die Nachbarschaft, an ihrer Spitze der ältere und der jüngere Nachbarvater. Auf die männliche Leichenbegleitung folgen die Weiber, voran die Verwandten. Zur Rechten der gebeugten Witwe geht die „Leichenmutter“ (diesmal ist es die Frau Pfarrerin), der Witwe und den

Töchtern Trost spendend. Der Sarg wird an das offene Grab gestellt und erst wenn der ganze Zug angekommen ist, unter Grabgesang versenkt.

„An die Hauen, ihr jungen Nachbarn!“ gebietet der Nachbarvater. Dumpf erklingt der Sarg unter den rasch niederfallenden Erdschollen. — „Wechselt die Hauen!“ „Müht euch!“ erschallt es nach kurzen Pausen, und in einigen Minuten füllt sich das Grab und wölbt sich der mächtige Todtenhügel über demselben.

Alle Hauen werden nun in den Grabhügel eingesteckt und Männer und Weiber vollziehen in langsamem, feierlichen Schritt den Umgang um das Grab.

Von einem erhöhten Punkt, in der Regel von einem der nächsten Grabhügel herab, redet der Nachbarvater die Trauerversammlung also an: „Wäret gebeten, höret ein wenig zu, ihr ehrlichen guten Freunde! Ihr sollt wissen, daß sie vorhanden sind, diese armen betrübten Kinder mit der ganzen Freundschaft. Sie danken euch guten Leuten: erstens geistlichen Vätern und weltlichen; Alten und Jungen, Großen und Kleinen, wie euch Gott der Herr zusammengeführt hat auf diesem lieben Gottesacker, daß ihr nachgefolgt seid und habt ihren werthgewesenen Vater ehrlicher Weise helfen zur Erde bestatten, dahin wir Alle werden verordnet werden zu seiner Zeit. Sie versprechen den lieben Gott zu bitten, der euch hier auf Erden viel Heil und Glück wolle bescheeren. Dabei halten sie bittlich an durch mich, wenn er in seinem Leben oder in seinem Krankenbett Jemanden wird haben betrübt, so solltet ihr gebeten sein und solltet ihm verzeihen und solltet seine Seele Gott befohlen sein lassen.“

Darauf erwidert der älteste Nachbar: „Es wird Niemand ein solcher Unchrist sein, daß er ihm nicht sollte verzeihen. Wir sind Alle nur fehlerhafte Menschen. Wir wollen ihm die ewige Ruhe gönnen.“

Alle beten hierauf ein stilles „Vater Unser“, an dessen Schluß der Leichenvater laut ruft: „Amen! Gott gebe dem Verstorbenen eine selige Ruhe und eine fröhliche Auferstehung!“

Wiederum erklingt die große Glocke. In geordnetem Zuge begibt sich die Leichenbegleitung in die Kirche zum Trauergottesdienst. Den Mittelpunkt desselben bildet die Predigt. Dem Wunsche des Entschlafenen gemäß hat der Pfarrer die Texteswo rte Röm. 14, 7 und 8. zu Grunde gelegt: „Denn Keiner lebt ihm selber und Keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“

Tief ergriffen entspricht er seiner ernsten und schweren Pflicht. Er ist diesmal nicht gezwungen, sich in allgemeinen Betrachtungen über Leben und Tod zu ergehen. Das reiche, dem Dienst der Gemeinde gewidmete Leben, das hier seinen Abschluß gefunden, bietet ihm Gelegenheit an einer ausführlichen Darstellung des Lebenslaufes die Frage zu beantworten: wer ihm selber, und wer dem Herrn lebe und sterbe. Es ist ihm gelungen, die Leidtragenden zu trösten, die entfernter Stehenden zu erbauen und aufzumuntern, und selbst der starke Honnes ist diesmal mit der Predigt zufrieden, denn der Pfarrer hatte in den laut gepriesenen Vorzügen und den leise angedeuteten Schwächen des Verstorbenen darauf hingewiesen, wie der Mann beschaffen sein müsse, der in so ernster Zeit berufen sein werde, des Entschlafenen Nachfolger zu werden.

Ernst gestimmt verläßt die Leichenbegleitung das Gotteshaus. Die Nachbarschaft gibt den Leidtragenden noch das Ehrengeleite bis zum Hausthor und verabschiedet sich hier von ihnen mit den Worten: „Gott tröste euch!“

Während des Leichenbegängnisses haben zurückgebliebene entferntere Verwandte das Haus gelüftet und gereinigt und

sorgfältig gerüstet zum ausgiebigen Leichenmahl (Torr, Lechenzîchen, Thränenbrod): Außer den Verwandten nimmt der Nachbarvater mit den zwei nächsten Nachbarn und der Prediger regelmäßig daran Theil. Oft auch der Pfarrer. — Suppe, Braten und Backwerk (leider oft in verschwenderischer Fülle) bilden die drei, in langen Zwischenräumen aufeinander folgenden Gänge. Auch bei diesem Mahle fehlen die üblichen Reden und Gegenreden nicht. Der Nachbarvater eröffnet dasselbe, indem er am Schlusse einer längeren, den Verlauf des Begräbnisses darstellenden Rede hinzufügt: „Um den erwiesenen Dienst können diese Leidtragenden nicht genug danken mit guten und geringen Worten, sondern sie kommen hervor mit einem aufgesetzten Essen. Sie reden so durch mich, ihr sollet darum gebeten sein und sollet angreifen und es genießen; wenn ihr es hättet genossen, sollte der liebe Gott es einem Jeden zu Fleisch und Blut bescheeren. Sie sind auf dem Weg, auch einen Ehrentrunk zu reichen."

Unter ernsten, zuletzt wohl auch heiteren Gesprächen ist unterdeß die Zeit weit vorgerückt und der Nachbarvater hebt in später Nachtstunde die Tafel auf mit den Worten: „Ich danke dem himmlischen Vater, der uns am heutigen Tage glücklich gemacht hat, daß wir mit diesen ehrlichen guten Freunden von Mühe und Arbeit haben ablassen können und ihnen ihren werthgewesenen Hausvater ehrlicherweise haben begraben helfen. Gott wolle ihm nun seine Gebeine selig ruhen lassen und gebe ihm eine fröhliche Auferstehung. Gott tröste aber auch die Hinterbliebenen! — Für das aufgesetzte Essen und für den Ehrentrunk, mit dem sie gegenwärtig sind gewesen, sind wir sehr dankbar. Gott wolle ihnen die Stätte zuheilen, daher es geflossen ist, damit sie es nicht möchten spüren. Ich will euch aber alle miteinander dem lieben Gott anbefehlen. Er lasse euch die heutige Nacht selig ruhen und am nächsten Morgen mit frischer Gesundheit aufstehen."

Unterdessen haben die Scholaren und Adjuvanten in der Schule die „Leichencoquin" verzehrt und sind Amt und Communität mit reichen Gaben von Trank und kalter Speise geehrt worden.

Der nächste Tag findet Alle an der gewohnten Arbeit. Auf dem frischen Grabhügel des verstorbenen Ortshannen beginnen die Gräser zu sprießen, und Mutter Natur breitet freundlich ihren grünen Teppich über denselben. Nach wenigen Wochen aber erglänzt auf dem schmucklosen Grabstein die sinnige Inschrift:

„Wohl stirbt der Mensch, der gute, nie
Für sich und Gottes Ruf zu früh.
Doch stets zu früh verlieren wir
Die Guten — ach! so selten hier;
Drum weinen wir um sie."

Anhang.

XI.

Deutsches Badeleben in Siebenbürgen.

Im wälder- und quellenreichen Széklerland, rechts von der Straße, die von der Oláhfalver Hochebene über den Tolvajos in das schöne Thal der Csik führt, sprudelt in ununterbrochener Fülle und preiswürdiger Güte auf Lövetéer Gemarkung in einem romantischen Thälchen eine prächtige Heilquelle, Kiroly oder Kéroly genannt, die alljährlich eine Anzahl bescheidener und anspruchsloser Stammgäste zu einem in vieler Beziehung originellen, immer aber sehr gemüthlichen Badeleben um sich versammelt. Das Thal, in dem sie quillt, ist mit dem Wagen nur von zwei Seiten zugänglich und auch da nur mit starken und gutbeschlagenen Rädern. Entweder man fährt das Varjas-Thal hinauf und biegt in das Nebenthal des Kérolyer Baches ein (Repser Weg) oder man fährt von Oláhfalu aus bis an die nächste Anhöhe des von der Straße durchschnittenen Hargitta-Zuges und biegt rechts auf die Oláhfalver Heuwiesen ein, um bald auf einem unbeschreiblichen Wege in's Thal hinab zu gelangen (Udvarhelyer Weg). Wer diesen Weg je fahren will, wird, wenn ihm sein Leben lieb ist, absteigen, und auch wenn er zu Fuß geht, am Weg noch genug auszusetzen finden. Gelangt er aber glücklich — und ein oder zwei gebrochene Räder dürfen dies Glück nicht stören — unten im freundlichen Thale an, so entschädigt ihn

schon der erste Anblick desselben für die überstandenen Gefahren. Er steht an einem klaren, rauschend dahinbrausenden Gebirgsbach, an dem Gergely's naturwüchsige Walkmühle in unregelmäßigen Schlägen ein vaterländisches Industrieproduct von grobem Wollenzeug mürbe klopft und einige gleich ursprüngliche Sägemühlen mit ihrem eigenthümlichen Rauschen das Thal erfüllen. Die Thalwände fallen zu beiden Seiten rasch und schroff ab und sind von hochstämmigen schönen Buchen bedeckt, aus denen die dunklen Fichten ihre zierlichen Wipfel hervorstrecken und zerklüftete Trachytfelsen geisterhaft ihre Häupter erheben. Mitten im Thale sprudelt, umgeben von einer Anzahl häuserähnlicher Wohngelegenheiten, aus einem ausgehöhlten Buchenstamm die neungradige Mineralquelle die von fast gleicher chemischer Zusammensetzung ist wie die Borßéker und Homoroder Quelle und sich nur durch etwas hervorstechenderen Eisengeschmack auszeichnet.

Hinter ihr steht als unzertrennlich treue Hochwacht eine Reihe prächtiger Felsmassen von denen der höchste von den Badegästen schlechtweg „Fels" genannt, fast aus dem Bache senkrecht emporsteigt und die Höhe von 280 Fuß erreicht. Nur wenige krüppelhafte Birken und Fichten, aus denen die purpurrothen Beeren des Vogelbeerbaumes hervorgucken, fristen hie und da an dem kahlen Riesen ein kümmerliches Dasein. Mit dem Oberleib und dem etwas verflachten Kopf lehnt er sich an ein ausgedehntes, bis an die Csiker Straße hinlaufendes Plateau, das seines Wälderschmuckes entkleidet und nur hie und da von einzelnstehenden Erlen-, Hasel-, Fichten- und Birkengestrüppen bedeckt, blos als Wiesenboden dient. Von diesem Plateau führt ein Fußweg durch ein duftiges Wachholdergebüsch auf den Felsen.

Seine Nachbarn sind kleiner, gewähren aber durch ihre verschiedene, oft wild zerrissene Form und ihre mannigfache Gruppirung sehr angenehme Bilder.

Mit dem Kérolyer Bach, der von der Hargitta herabfließt, vereinigen sich noch zwei aus anmuthigen Seitenthälern kommende kleinere Bäche, die sich bald unterhalb des Bades in den Varjas ergießen, den Kalkgebirgszug ober Homorod Almás durchbrechen und an der äußerst romantisch gelegenen Almáser Höhle vorbeifließen.

In der unmittelbaren Umgebung des Bades sind die Wälder zwar etwas gelichtet, weiter hinüber aber, gegen die untere Csik zu, ziehen sich gewaltige Buchenwaldungen in unübersehbarer Ausdehnung hin.

Die Vegetation ist, wo der Trachyt zu Tage tritt, getreu der Natur dieses Minerals, sehr pflanzenarm; wo die Dammerde aber mächtige Lagen bildet, auf der das Thal umgebenden Hochebene und an den Bächen ist sie nicht nur sehr manigfaltig, sondern oft riesenmäßig entwickelt.

Die Bäche sind reich an Forellen und andern kleinen, weniger schmackhaften Fischen und beherbergen ungeheure Schaaren von Krebsen. An den Ufern derselben fließen ungenützt eine große Menge guter Sauerquellen, darunter namentlich am Varjas-Bach eine bittersalzreiche vortreffliche Quelle, die, flösse sie in Deutschland, schnell eine Stadt und munteres Leben um sich würde entstehen sehen. In den Wäldern gibt's eine Menge flüchtiger Rehe und Hasen, schlauer Füchse und lauernder Katzen. Wölfe und Bären hausen nicht gar weit vom Bade und gehören im strengen und rauhen Winter zu den Stammgästen. An Vögeln ist die Gegend verhältnißmäßig arm. Der Tannenheher, der Schwarzspecht, die Flußdrossel und das Haselhuhn sind die hervorragenden Vertreter dieser Thierclasse. Muntere Eidechsen und langsame Blindschleichen sonnen sich an den Bergabhängen, unschädliche Nattern schlängeln sich oft über den Weg; hie und da lauert auch die Kreuzotter auf ihre Beute, mit der schon weniger zu spaßen ist. Käfer und Schmetterlinge gibt's in Masse und von vorzüglicher Schönheit.

Im Kérolyer Bad, dem Felsen gegenüber stehen und trauern die Ruinen einer mit einem Hammerwerk verbundenen Eisenschmelze über ihre einstige Blüthe.

Der Kronstädter Hüttenverein hat es auf dem Gewissen, den alten ehrlichen Szekler, der mit der ursprünglichen Kunst Thubalkains, des „Meisters" in allerlei Erz- und Eisenwerk (1 Mos. 4, 22), zur Unterhaltung und Belustigung der Badegäste hier Eisen schmolz, um's Brod gebracht zu haben. Und doch machte er nur geringe Ansprüche an's Leben und an seine Kunst. Er schmolz selten mehr als er zum Beschlagen eines Wagens, zu einer Holzaxt und einigen Schuh- und Lattennägeln brauchte, rauchte dabei mit behaglichem Genuß aus kurzer Pfeife das verstohlen gebaute Tabakkraut und erklärte jedem Wißbegierigen willig seine unübertreffliche „Maschina" und die kunstvolle Einrichtung des originellen Gebläses.

Mit ihm ist ein typischer Charakter aus diesem Thale verschwunden.

Weiter oben befindet sich, umgeben von einer nothdürftigen Bretterumfriedung die Badequelle (Lobogó), deren Wasser eine Temperatur von 11° R. zeigt und durch ein niedergeschlagenes Eisenoxyd gelb gefärbt ist. Außer zwei armselig gepflegten Gärten, welche den das ganze Jahr hindurch hier ansässigen zwei ungarischen Familien gehören, gibt es in diesem Bade nichts weiter, was von menschlicher Cultur zeugte. Alles Andere ist schöne, reiche, unentstellte herrliche Natur. Von Gasthäusern, Promenaden, Casinos und anderen Bedürfnissen des verfeinerten und gekünstelten Sinnelebens, Gott sei Dank, noch keine Spur!

Der Besuch dieses Bades bedarf daher einiger Vorbereitungen und frommt und behagt auch nur solchen Personen und Familien, die selbst noch etwas Naturwüchsiges an sich haben und an das Leben nicht zu große Ansprüche machen.

Wie sie sich dabei benehmen, welche Vorkehrungen sie zum Besuch des Bades zu Hause treffen müssen, was sie im Bade selbst Alles thun und lassen, soll kurz erzählt werden.

1. Aufbruch in's Bad.

Wenn man in's Kérolyer Bad als ständiger Badegast ziehen will, so muß man, wie wir sächsisch sagen, „daheim her kommen", d. h. man muß sich mitnehmen was man gern ißt und trinkt, und will man sein Essen menschlich und bürgerlich zubereiten, seinen Wein aus Gläsern trinken und nicht auf dem Fußboden schlafen, so darf man auch eine kleine, den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Rechnung tragende Haus- und Kücheneinrichtung nicht zu Hause vergessen.

Wenn in Schäßburg, Mediasch oder in Reps — denn hier wohnen hauptsächlich die Stammgäste des Kérolyer Bades — eine Hausfrau an einem Markttage im Juli eine stattliche Heerde langhalsiger Gänse vor sich hertreiben läßt, und wenn ihr die dienstfertige Magd mit einigen Körben voll Hühnern und Eiern keuchend zur Seite geht, oder wenn sie vom Materialhändler ungewöhnliche Massen von Zucker, Kaffee und Gewürzen einkauft, und nicht etwa eine Tochter oder einen Sohn ausheiraten soll, so stecken die Nachbarinnen geschäftig die Köpfe zusammen und flüstern sich mit ganzer Entschiedenheit zu: „die Nachbarn sollen in den Kéroly fahren; nun, die können's haben, sie bekommen einen großen Gehalt und haben nichts zu thun; wohl bekomm's ihnen!"

Und in der That mehren sich bald die Anzeichen, die auf ein solches Vorhaben mit Sicherheit hindeuten. In dem sonst so friedlichen Hofe schnattern Gänse und Enten, gackern Hühner ohne Zahl, gurgeln vielleicht gar die rothhalsigen Truthühner. In der Küche füllen sich die Speiseschränke mit Schmalz, Speck, Butter, Eiern, mit in- und ausländischen Gewürzen; daneben stehen die langen Säcke mit Mehl und

Körnerfrüchten aller Art und das nach der Größe der Familie berechnete Weinfäßchen! — anderer Kleinigkeiten zu geschweigen. Eine gute Büchse Tabak und Branntwein, als die gangbarsten Artikel im Tauschhandel gegen Forellen, Krebse ꝛc.; Hammer, Bohrer, Zange, Axt und Säge dürfen nicht fehlen. In die leere Badewanne werden Töpfe, Deckel, Schüsseln, Teller, Messer, Gabeln, Löffel, Gläser, Flaschen, Tassen gepackt. Ein guter Mantel oder Pelz gegen die Einflüsse der Witterung und zum Schutz des Leibes an den hier schon kühlen August-Abenden darf nicht zu Hause bleiben.

Endlich erscheint der ersehnte Tag des Aufbruches. Nachdem das in den Familien forterbende Verzeichniß, in welches gottselige Vorfahren genau aufgeschrieben haben „alle Sachen, so man im Kéroly brauchet und dahin mitnehmen muß", noch einmal mit prüfendem Blick durchgegangen und mit den eingepackten Vorräthen verglichen worden ist, wird abgefahren. Voran fährt der wohlbespannte Packwagen. Zwei Paar langhörniger Rinder ziehen in der Regel die schwere Last. Oben auf der anderweitigen Einrichtung stehen die langen Körbe und Ställe, aus denen langhalsige Gänse und Enten neugierig hervorschauen, und wohlgespornte Hähne zum Aufbruch krähen. Hinten im Wagen liegt, auf Stroh weich gebettet, das junge Büffelkalb, und an den Wagen gebunden schreitet nachdenklich die geduldige Mutter nach.

Hinterdrein fährt der Familienwagen. Mit wohlgefälligem Behagen ruht der Blick des Hausvaters auf dem kunstvoll gethürmten Packwagen, mit ängstlicher Sorge denkt die Hausfrau an die enggepferchten Hühner und Gänse, froh jubeln die Kinder dem lustigen Leben entgegen, von dem man ihnen schon im Winter erzählte. Unterwegs muß mehrmals große Fütterung gehalten und die gesammte Menagerie getränkt oder wohl gar in der Kokel gebadet werden, damit sie die Hitze leichter ertragen. Wehe, wenn dabei zufällig die Thüre

einer Arche aufgeht, und das mitgenommene Gethier aller Art, Männlein und Fräulein, davonfliegt. Gewiß keines kommt um die Vesperzeit mit dem Oelzweig zurück, wie Noah's dankbare Taube, Alle gleichen sie dem undankbaren Raben, der nimmer wiederkehrte.

Unter allerlei Mühen und Sorgen, unter allerlei Hoffnungen und Befürchtungen ist der Ort der Bestimmung endlich nahe; schon hört man das Rauschen des Baches, das Klopfen der Walkmühle und das lustige Treiben im Bade.

2. Die Ankunft im Bade.

Die Ankunft eines neuen Gastes ist immer ein Fest für die Gesellschaft. Kaum dringen die ersten Stöße und Seufzer eines am Berge langsam hinabrollenden Wagens in's Thal hinab so erhebt der junge Nachwuchs der Badegesellschaft, der unten im Thale fischt, krebst, Frösche erschlägt oder Schmetterlingen nachrennt und Hosen und Stiefel systematisch zerreißt, kurz sich in kindlicher Unschuld und jugendlichem Uebermuth in Lustbarkeiten und Thorheiten aller Art ergeht, ein unaussprechliches Gejodel. Die Nachtwächter sind bald auf den Beinen und entlocken den, aus Fichten- und Erlenrinden gezimmerten Naturinstrumenten fürchterliche Töne; donnnernde: „Heraus!" von den Kindern und Erwachsenen geschrieen und bis zur Heiserkeit wiederholt, bringen bald die ganze Gesellschaft auf die Beine, die Gewehre werden abgefeuert, die Hunde heulen, die Gänse schreien laut auf und von tausendstimmigem Echo erschallen die Thalwände.

Noch weiß man nicht, wer der neue Gast ist, er mag sein, wer er wolle, und heißen, wie er wolle, er ist, wenn er in guter Absicht kommt, vom Augenblick seiner Ankunft Mitglied der „Gemeinde", wird standesgemäß verpflegt und freundlichst berathen. Größer natürlich ist die Freude, wenn ein bekanntes Mitglied der Gesellschaft aus früheren Jahren

oder einer von den Trägern des lustigen Gemeindelebens, ein alter witziger Stammgast, seinen Einzug in das wohlbekannte Thälchen hält. Er hat gegründeten Anspruch darauf, vom Wortmann der Gemeinde mit passender Anrede empfangen zu werden und die Huldigung des gesammten Ortsamtes unten am Bach-Uebergang entgegenzunehmen.

Hier an diesem Bachübergang ist manches Freundschafts-, wohl auch manches Liebesband geknüpft worden, das nur der Tod hat trennen können oder noch trennen soll — aber noch lange nicht!

Nach den ersten Grüßen und Bewillkommnungen thut der Hann der Gemeinde die officielle und stereotype Frage: ob an dem nachfolgenden Wagen nichts gebrochen sei und ob der Gast der Hilfe der Gemeinde in nichts bedürfe? Ist das erstere — wie gewöhnlich — der Fall, so werden vom Hannen kraft seines Amtes einige junge Nachbarn zu Hilfe geschickt und der neue Ankömmling in entsprechende Verpflegung genommen. In der Regel erhält er im ersten Augenblick schon so viel Einladungen zum Frühstück, Mittag- oder Abendessen, als Familien im Bade sind, und es erwächst daraus für ihn, wenn er nur ein durchziehender Gast ist, die angenehme Verpflichtung, um Niemanden zu beleidigen, so lange zu bleiben, bis er allen Einladungen entsprochen hat. Paßt der Gast zur Gesellschaft, so beschweren sich die, bei denen er nur frühstückte, über Hintansetzung und laden ihn auch zum Mittagmahl, wodurch die Uebrigen das Recht erlangen, denselben nun auch zweimal zu bewirthen. Kurz Hunger leidet hier Niemand. Ist der Gast ledig, so kommt er entweder in die Gemeindeherberge, der freilich das Dach vollkommen fehlt und bei der Aufboden und Keller bei der Mangelhaftigkeit des Fußbodens und der Decke mit dem eigentlichen Wohnzimmer in einen einzigen Raum zusammenschwinden, der astronomische und meteorologische Studien vom

Bett aus begünstigt, oder er geht wie ein Nachbarzeichen von Tag zu Tag von einem Haus zum andern, von einem Tisch zum andern.

Reiset der Gast mit Familie, so wird er, wenn kein naher Verwandter einen besonderen Anspruch auf ihn geltend macht, in dasjenige Haus einquartiert, in dem am meisten Platz ist, kömmt er aber als Gast, um einen längeren Aufenthalt im Bade zu nehmen, so hat er von irgend einem Hauseigenthümer im Voraus schon sich eine Wohnung gemiethet.

Die lustigsten, zugleich anspruchlosesten Gäste sind in der Regel fahrende Studenten, die auf ihren Ferienreisen an dem bekannten gastlichen Bad selten vorübergehen, ohne auf einige Tage einzusprechen. Treffen die hungrigen Cumpane aus mehreren Gymnasialstädten zu gleicher Zeit ein, so kostet's allerdings dem Wortmann manchmal die ganze Kraft seiner Beredsamkeit, um in einer zusammenberufenen Volksversammlung die vortheilhaften Seiten eines solchen Heuschreckenzuges in's gehörige Licht zu setzen und die milden Gaben an Betten und Eßwaaren reichlich fließen zu machen. — Erwachen aber auch bei den älteren Herren durch das muntere Treiben der Musensöhne die Erinnerungen an die frohen Jugendtage, wo man mit sechs Gulden eine vierwöchentliche Reise machen konnte und, obwohl man noch drei davon nach Hause brachte, doch „ganz nach eig'ner Weis" leben konnte, so füllt sich nach dem ersten Schrecken bald die Gemeindestube mit Betten und reichlichen Beiträgen an Speise und Trank, und das luftige Gemeindehaus erschallt von den muntern Liedern der frohen Gesellen oft bis in die tiefe Nacht hinein; und wenn der Hann kraft seines Amtes hingeht und mahnt: Ruhe sei die erste Bürgerpflicht, so erlebt er oft den Schmerz, daß in den zwei Nachtwächtern und den Borgern der alte Student auch wach geworden ist und er erhält von den pflichtvergessenen Dienern wohl gar noch

die fromme Antwort: „Wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wachen die Wächter umsonst.“

Bis der neue Ankömmling abgespeist hat — es geschieht da, wo etwas Fertiges ist, und wenn es ausreicht, setzt sich auch die Begleitung, ohne auf die Einladung zu warten zur Tafel — ist auch der Wagen da. In der Regel enthält er eine Menge, den Badegästen von Hause aus zugeschickter Gemüse-, Fleisch-, Fruchtvorräthe und sonstiger Nahrungsmittel, die Leib und Seele zusammenhalten, und die von Tag zu Tag schmäler werdenden Vorräthe in der Speisekammer ergänzen.

Mißtrauisch überwachen die freigewählten Nachtwächter (gewöhnlich junge Leute) den Packwagen und bringen, während sie geschäftig abladen helfen, beim Eigenthümer allerlei lustige Bitten an um standesgemäße Nahrungsmittel und Getränke, wofür sie allezeit treue Nachtwächterdienste versprechen.

Ist der Wagen entladen, so geht's zum Brunnen. Die Pfeifen werden gestopft, Zigarren angesteckt, die Stricknadeln kommen in Bewegung, und der Gast muß erzählen, wie es in der civilisirten Welt noch zugeht und „was in den Zeitungen noch kommt“.

3. Der erste Tag.

Wenn der, durch den freundlichen Empfang bewirkte Rausch vorüber und die erste Nacht, wie es eben möglich war, durchschlafen ist, geht's am frühen Morgen des ersten Tages an die Einrichtung des Wohnhauses.

Die Wohnhäuser, wahre hinterwäldlerische Blockhäuser, sind ausschließlich Privat-Eigenthum. Deutsche aus Udvarhely, Reps, Schäßburg und Mediasch haben sich sie erbauen lassen und zahlen jährlich für die Quadrat-Klafter eine unbedeutende Summe an die Kirche der Gemeinde Lövete, auf deren Gemarkung das Bad liegt. Die Häuser bestehen aus langen,

aufeinanderliegenden, im Viereck zusammengefügten Fichtenstämmen, deren Zwischenräume mit Lehm, Moos und Rasen verstopft sind. In der Regel enthalten sie ein Schlafzimmer, ein Speisezimmer, eine Vorrathskammer und eine Küche, durch welche Räume auch die Hauptbeschäftigungen der Gäste während der Zeit ihres Aufenthaltes am treffendsten bezeichnet sind. Vor jedem Hause läuft der Länge nach ein gedeckter Gang hin, der Aufenthaltsort der Gäste bei regnerischem Wetter. Ueber dem, im Oláhfalver Styl aufgeführten Unterbau erhebt sich ein in der Regel sehr lückenhaftes Dach von Brettern oder Schindeln. Zwei oder drei Löcher in den Seitenwänden nennt man Fenster; Licht fällt von allen Seiten und auf verschiedenen Wegen in die luftigen Zimmer.

Ein gedungener Aufsichter besorgt den Winter über die seiner Obhut anvertrauten Häuser, d. h. er hält in einzelnen derselben seine Ziegen und Kälber.

Da Natur und Kunst die langen Winter über viel dazu beitragen, diese Wohnhäuser schadhaft zu machen, so gilt die erste Arbeit des neuen Badegastes der Herstellung des Hauses. Axt, Säge, Hammer, Bohrer, Nägel, die man von Hause her mitbrachte, finden reichliche Anwendung. Getreue Nachbarn und desgleichen stehen mit Rath und That zur Seite, von den nahen Sägemühlen werden Bretter geholt und das starke Geschlecht besteigt das Dach, um die vorhandenen Lücken auszufüllen, während, wenn's zufällig unter dieser Operation regnet, das schöne Geschlecht unter aufgespanntem Regenschirm im Zimmer Sachen auspackt. Nicht selten kommt es vor, daß man den Regenschirm Abends mit zu Bette nimmt, um gegen alle Eventualitäten gesichert zu sein und im Trocknen zu schlafen, wie denn auch manchmal die im Gemeindehaus wohnenden Studenten bei regnerischem Wetter am Tag zu Bette gehen, damit die Betten nicht — beregnet werden.

Ist das Dach hergestellt, der Fußboden und die Decke ausgebessert, so geht's an die innere Einrichtung des Hauses. Ringsherum, nahe an der Decke der Zimmer, sind lange hölzerne Nägel eingeschlagen, auf welche Bretter gelegt werden, die zur Aufnahme der verschiedenartigsten Einrichtungsstücke und Lebensbedürfnisse dienen. An den Wänden hängen Kleidungsstücke, Flinten, Jagdtaschen, Aexte, Sägen und andere Bedürfnisse des Urwaldlebens. Auf zwei oder drei schnell zusammengezimmerten Bänken liegen drei bis vier Bretter, die, mit Heu, Moos oder Strohsäcken überlegt, in der Nacht als Betten, den Tag über als Sophas dienen.

Nun geht's an die feinere Einrichtung und an die Luxusbedürfnisse. Aus einer der mitgebrachten Kisten werden — Fenster ausgepackt und mit langen, schief über die Rahmen eingeschlagenen hölzernen Nägeln angenagelt. Denn, wenn in dem langen Winter der Wolf mit der Ziege um die Wette durch diese Gucklöcher springt, oder der Fuchs sich unbemerkt hineinstiehlt, um nach einem zurückgebliebenen Knochen zu spähen, so braucht's kein gläsernes Hinderniß, das dazu die menschliche Umgebung, die das nöthige Licht nur durch Thierhäute in ihre Wohnungen einfallen läßt, ohnehin nur zur Uebertretung eines Gebotes verleiten würde, das hierzulande häufig genug verkannt wird.

Die Ritzen zwischen den Balken werden verstopft, um den Zug zu mildern oder aufzuheben, ja in neuester Zeit werden die Wohnungen sogar ganz mit Lehm ausgestrichen und überweißt. In die Speisekammer werden die mitgebrachten Geschirre, Lebensmittel 2c. gestellt und für das Speisezimmer ein Tisch und Bänke zum Sitzen in ortsüblicher Weise gezimmert.

In irgend einer Ecke wird ein Toilettetisch, oft sogar ein Schreib- oder Studirtisch gestellt, auf welchen einige Bücher gestellt sind, die sich später im Tabak und der Zigarren-

asche verlieren. — Auf dem Gang wird in einem Verschlag, der mit Rohrdecken und Leintüchern verhängt ist, eine Badewanne für warme Bäder angebracht. Zuletzt wird die Eingangstreppe ergänzt und die Thüre mit einem neuen hölzernen Riegel zum Zusperren versehen oder gar ein mitgebrachtes eisernes Schloß angelegt, das aus begreiflichen Gründen bei der Abfahrt wieder mitgenommen wird.

Bis die nothwendigsten Ansprüche, die man an ein Wohnhaus machen kann, befriedigt sind, ist ein Tag dahin und der neue Gast ist nun Herr über seine Zeit und ordnet sich in das Gemeindeleben und die gewöhnlichsten Geschäfte des Tages ein.

Der Anfang wird mit einer Visite gemacht, wobei das neue Glied der Gesellschaft entweder mitten in die Gemeinde steht und durch eine nach allen vier Weltgegenden gemachte tiefe Verbeugung der Gesellschaft anzeigt, was sie schon weiß, nämlich daß es nun auch im Bade sei, oder von Haus zu Haus geht, und sich als als neues Mitglied der Gesellschaft aufführt. Ein Nachtwächter leistet dabei willige Dienste und sorgt dafür, daß jeder Besuch nicht über eine halbe Minute dauert. Dabei zum Vorschein kommende Handschuhe wurden früher confiscirt und zum Besten der Gemeinde licitirt. Jetzt kann leider sogar die Crinoline mit ihrer Herrin ungestört herumgehen und dort zur frischen ungekünstelten Natur den lächerlichsten Gegensatz bilden.

4. Das Badeleben im Allgemeinen.

Obwohl die liebe Sonne im engen Kérolh-Thale etwas spät aufgeht, findet sie doch den größten Theil der Gesellschaft in der Regel noch in tiefer Ruhe. Nur die Jäger sind schon mit Tagesanbruch auf's edle Waidwerk ausgegangen und sprengen mit ihren zahlreichen Hunden das scheue Reh oft bis an die Wohnungen der Gäste heran. Mit den zum Opfer

fallenden wird in der Regel in ritterlicher Weise die ganze Gesellschaft betheilt. Ein Stammgast aus Mediasch hat sich in dieser Beziehung als „Gemeinde-Fleischer" unsterbliche Verdienste erworben, die leider noch nicht hinlänglich von der Gemeinde gewürdigt worden sind, während die lärmenden Verdienste des Nachtwächters längst durch großartige Orden anerkannt sind. Es geht halt auch hier wie in der großen Welt! Zwischen 5 und 6 Uhr wird in der Regel die ganze Gesellschaft munter und geht zum Trinkbrunnen. Jedes Mitglied erscheint, wie auch den ganzen Tag über, in der möglichst einfachsten Toilette, natürlich unter entsprechender Wahrung des nöthigen Anstandes. Luxus ist durch Herkommen verboten und kann nach Umständen auch geahndet werden. Nach einer Stunde wird gefrühstückt und zwar viel gefrühstückt. Hierauf folgen kleinere Spaziergänge, Zusammenkünfte beim Brunnen oder in den Lauben einzelner Häuser, wobei Tagesfragen der großen Politik oder Lebensfragen der Gesellschaft verhandelt werden. Unterdeß bringen die zurückkehrenden Jäger die geschossenen Böcke heim und binden den aufmerksamen Zuhörern ihrer Abenteuer manchen noch ungeschossenen Bären auf.

Unterdeß lodert vor jedem Haus ein gewaltiges Feuer. Auf den brennenden Fichtenstämmen liegen mächtige Steine, welche glühend in die Badewanne geworfen werden und das eingefüllte Wasser für schwächliche, alte oder kranke Personen erwärmen.

Inzwischen treffen die geschäftigen Hausfrauen die umfassendsten Vorbereitungen für das schnell herannahende Mittagmahl, bei dessen Verzehrung die durch Bewegung in der gesunden frischen Luft und durch den stärkenden Genuß des Sauerwassers gekräftigten Verdauungsorgane Unglaubliches zu leisten im Stande sind. Vorher aber wird in dem Lobogo ein kaltes Bad genommen, wenn nicht etwa eine

Büffelkuh den Spaß verdarb, die durch die leichte Umfriedung in's Bad drang und ein unfreiwilliges Bad nahm, aus dem sie, nach amtlicher Aufforderung durch den Hannen, vom männlichen Theile der Gesellschaft unter Anwendung von Hebel- und Rollenkraft herausgezogen wird, wofür der Eigenthümer um eine „Hanklich" und einen guten Trunk gebüßt wird.

Um 12 Uhr wird gespeist. In den vornehmen Häusern dauert die Mahlzeit oft ungebührlich lange. Dabei kommt's nicht selten vor, daß, wer früher fertig wird, dem Andern freundlichst mithilft. Auch ladet man sich öfter gegenseitig zum Essen ein und eröffnet dem Geladenen nach Tisch, daß er seine eigenen Gänse, Hühner oder Krebse gegessen hat, die man ihm nach ortsüblichem Recht gestohlen hatte.

Nach Tische wird nach kurzem Intermezzo durch ein Nachmittagsschläfchen das geistreiche Leben des Vormittags fortgesetzt. Die Weiber stricken oder backen Brot in dem Gemeindebackofen, die Männer rauchen, machen aus abgeschnittenen Kronen junger Fichten sogenannte Sprudler, Stöcke, Pfeifen oder Cigarrenröhrchen aus Wachholder oder lesen auch manchmal zur Abwechselung.

Um 4 Uhr werden kleinere Ausflüge in die benachbarten Seitenthäler oder auf die anstehenden Felsen gemacht, wobei es oft sehr lustig hergeht. Damit man das Essen nicht verlerne, werden Mundvorräthe mitgenommen, die namentlich dann wohlschmecken, wenn die Gesellschaft gefischt oder gekrebst hat. Zu diesem Zwecke werden die Gebirgsbäche abgeschlagen und die trockengelegten Stellen nach Forellen und Krebsen durchsucht. Trägt das für zarte Fußsohlen und Hände beschwerliche Handwerk etwas Ersprießliches ein, so wird am nächsten Tag nicht selten ein gemeinschaftliches Mahl veranstaltet, bei dem freilich die gemachte Beute nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Dasselbe geschieht auch, wenn Gäste von Distinction in's Bad kommen. Es wird eine lange Tafel unter freiem Himmel gedeckt und jede Familie liefert nach vorhergegangener Repartition durch den Hannen ihre Beiträge an Speisen und Getränken.

Häufig unternimmt die Gesellschaft größere Ausflüge entweder in die nahe Karlshütte, in die romantische Umgebung der nahen Almáser Höhle, in das herrliche Thal der Csik bis hinauf nach St. Domokos oder bis hinab zum Büdös und St. Annensee.

Außerdem wird von beiden Geschlechtern noch mancherlei Kurzweil getrieben, die in keine feste Tagesordnung hineinpaßt.

Nach dem Abendessen versammelt sich die ganze Gesellschaft am Brunnen, das weibliche Geschlecht mit Stricknadeln, die Männer mit Pfeifen. Vor dem Brunnen brennen auf erhöhten Steinen wohlriechende Kienspäne, in deren traulicher Beleuchtung das munterste Leben beginnt, an dessen Erheiterung, sobald die beiden Nachtwächter ihr donnerndes „Heraus!" durch die Gassen gerufen haben, Jung und Alt gleichmäßig theilnimmt. Naturwüchsige Productionen auf verschiedenen Instrumenten, von der Panspfeife und dem aus Erlenrinde kunstvoll gefertigten Fagott des Gemeindenachtwächters bis hinauf zu den seelenvollen Klängen virtuos gespielter Violinen, finden abwechselnd statt. Gesangsolos, Quartette, Chorgesänge ordnet an und leitet der Gemeindecantor.

In den Zwischenacten werden allerlei Witze gemacht, Anekdoten und Jagderlebnisse 2c. zum Besten gegeben.

Zum Schlusse tritt der Gemeindezeitungsschreiber auf und gibt längere spaßhafte satyrische Producte zum Besten, oft reitet er mit ungezügeltem Pegasus in verschiedenerlei Mund- und Dichtungsarten rücksichtslos mitten durch die Gesellschaft. Wer klug ist lacht dazu, wenn ihn der Dichtergaul etwas unsanft auf die Hühneraugen tritt, und erkennt die gute

Absicht, wer empfindlich ist wird ausgelacht. — Am Brunnen werden bei vollzählig versammelter Gemeinde besonders ausgezeichnete Mitglieder der Gesellschaft unter passenden Anreden des Wortmanns mit schön aufgeputzten Orden decorirt und mit entsprechenden Diplomen für treugeleistete Dienste versehen; je nach Bedürfniß werden auch pflichtvergessene Beamte, denen jedoch vorerst der Proceß vor der versammelten Gemeinde gemacht werden muß, in den verdienten Ruhestand versetzt.

Mitten in der heitersten Unterhaltung und dem lebhaftesten Drängen um den Brunnen hört man fast allabendlich ein dumpfes Brausen und Zischen, als wenn etwas Schweres in's Wasser fiele. Es ist auch in der That also. Vier Schritte vom Brunnen ist ein hölzerner Wasserbehälter in die Erde eingegraben, in welchem das aus dem Trinkbrunnen abfließende, zu Bädern verwendbare Wasser sich sammelt. Es gehört zur Romantik des Kérolyer Badelebens, diesen Wasserbehälter durch keine Schutzwehr zu umgeben und allabendlich Jemanden hineinfallen und auf Gemeindekosten herausziehen zu lassen, wenn ihn nicht früher schon das homerische Gelächter der Badegäste ohne Beihilfe heraustreibt. Oft erst gegen 12 Uhr Nachts ertönen die Hörner und Stentorstimmen der Nachtwächter, welche auf Befehl des Hannen zum Aufbruch mahnen.

Finden die Nachtwächter nach der Polizeistunde Jemanden auf der Gasse, so arretiren sie ihn und geben ihn nur gegen ein Trinkgeld oder gegen ein Mittag- oder Abendessen wieder frei. — Gegen Geburts- und Namenstage einzelner Gemeindeglieder oder nach der Erwählung in Gemeinde-Ehrenämter werden entsprechende Katzenmusiken abgehalten, die mit einer passenden Anrede des Wortmannes endigen, in welcher den Gefeierten zugleich deutlich auseinandergesetzt wird, was sie der Gesellschaft für ihre „Mühe" schuldig sind.

Oft wird es erst lange nach Mitternacht möglich die Augen zu schließen, um am nächsten Morgen zu dem gleichen

Tagewerk zu erwachen, wenn nicht ein improvisirter Ball die Gesellschaft bis zum Tagesanbruch vereinigt.

Das Alles ist nun freilich keine übermäßig geistreiche und weltbeglückende Beschäftigung; aber man treibt sie ja nur wenige Tage im Jahre — im Leben; und dabei ist es eine heitere, gemüthlich erfrischende und stärkende Beschäftigung, die Leute aus den verschiedensten Gegenden des Vaterlandes schnell zu einer heiteren Familie mit einander verschmilzt und Bekanntschaften anbahnt und Freundschaften schließt, die nur mit dem Tode erlöschen.

5. Die Gemeindebeamten.

Damit die obengenannten wichtigen Geschäfte des Tages in gehöriger Weise vor sich gehen und die Gemeinde sich der bürgerlichen gesetzlichen Ordnung der Dinge nicht entwöhne, wird auf breitester demokratischer Basis ein Ortsamt mit ausgedehnter Machtvollkommenheit gewählt. Die Gemeinde einigt sich in einer Volksversammlung und wählt zunächst einen Hannen. Er hat für die Aufrechterhaltung der Gemeinde-Ordnung, die auf bloßen Gewohnheitsrechten beruht, Sorge zu tragen, die Gemeinde in allen Angelegenheiten zu vertreten, den Fleischboten, die Postmagd und den Büffeljungen, der die Gemeindeheerde hütet und von Haus zu Haus beköstigt wird, zu dingen, Strafen zu dictiren und zu exequiren, für die Unterkunft ankommender Gäste Sorge zu tragen, Wege machen zu lassen, Bälle anzustellen, kurz das Beste der Gemeinde nach Kräften zu fördern. Wegen der durch die Wahl ihm angethanen Ehre darf er sich durch ein Essen oder durch einen Trunk Wein mit der Gesellschaft abfinden.

Der ebenfalls frei gewählte Wortmann nimmt die Gemeinde gegen etwaige Uebergriffe des Hannen in Schutz. Er vertritt die Interessen der Gemeinde namentlich durch

das hier unbedingt freie Wort. Er empfängt Gäste von Bedeutung mit passenden Anreden, führt die officiellen Gratulationen bei Namenstagen und Katzenmusiken, erhebt im Namen Einzelner oder der Gemeinde das Wort zur Abstellung von notorischen Uebelständen, zur Einführung zeitgemäßer Verbesserungen; er fordert auf zu milden Gaben an Bettzeug, zur Beistellung von Quartier und Kost für erwartete oder angekommene Gäste und muß — was zu den schwierigsten Seiten seines Amtes gehört — so oft die Gesellschaft will, über die beliebigsten Themata passende Reden halten.

Der freigewählte, durch musikalische Talente hervorragende Gemeindecantor hat für Musik und Gesang zu sorgen, bescheidene Talente an's Licht zu ziehen, übermüthige Natursänger niederzuhalten und muß in guten und bösen Tagen bei guter und böser Laune gleich schön und bereitwillig singen können.

Die beiden Borger sind dem Hannen ad latus gegeben, und führen seine Anordnungen aus; sie sagen Strafen an, gebieten auf die Gemeindearbeiten und verrichten die untergeordneten Geschäfte der Gemeindeverwaltung.

Die zwei freigewählten Nachtwächter haben Nachts die Stunden auszurufen; die wichtigsten Zeiten des Tages, 7 Uhr (Frühstück), 12 Uhr (Mittagessen) und 8 Uhr (Abendessen) durch Anschlagen an das beim Brunnen aufgehängte Futterbrett der Gesellschaft bekanntzugeben; für die Sicherheit der Gemeinde, namentlich der Gänse- und Hühnerställe und der Krebshalter Sorge zu tragen, die Brunnenbeleuchtung jeden Abend in einem besonderen Hause anzusagen, die auf dem Felsen aufgestellten großartigen Pyramiden trockener Fichten Abends anzuzünden, endlich alle bedeutenden Neuigkeiten, die aus der civilisirten Welt auf Privatwegen in diese Wildniß gelangen, unter Hörnerschall auszurufen und mit passenden Glossen zu begleiten.

Ist zufällig ein Arzt unter den Badegästen, so erhält er tax- und kostenfrei das Anstellungsdecret als Gemeindearzt.

Diese Beamtenschaft führt das Ruder und lenkt das unruhige Gemeindeschifflein; sie bezieht keine Gehalte und lebt blos vom Regieren. Die Gemeinde muß Alles, was sie anordnet, für gut halten und pünktlich gehorchen, wie in jedem ordentlichen Gemeinwesen.

Doch existirt hier keine unbedingte Verpflichtung dazu.

6. Die Rückkehr.

Dieses Schlaraffenleben, nach welchem vielleicht mancher Leser Lust bekommen hat, während einem Andern vielleicht die Haare zu Berge stehen, falls er welche hat, oder falls er sie nicht mit Stahlreifen festgequetscht hat, dauert vier bis sechs Wochen. Mancher stellt während dieser Zeit die im ernsten Amtsdienste zerrüttete Lebensmaschine wieder her; mancher Schwindsüchtige trinkt neues Leben aus der trefflichen Quelle; mancher Gesunde erfrischt Geist und Gemüth zu neuer rastloser Thätigkeit, Alle lernen die schönen Vorzüge eines natürlichen, zwanglosen, heiteren Zusammenlebens im Gegensatze zur gekünstelten, erzwungenen und beengenden Art des verbildeten modischen Umgangstones kennen und schätzen, Alle fühlen sich vier oder sechs Wochen hindurch als freie, sich selbst zurückgegebene glückliche Leute.

Doch die schöne Freiheit dauert nicht lange!

Die zu Ende gehenden Ferien, die ablaufenden Urlaube die nahenden Ernten, die kürzer werdenden Tage und kühlen Nächte, die die Nähe des Septembers verkünden, mahnen zum Aufbruch.

Die schmäler gewordenen Vorräthe werden in gleiche Theile getheilt, um für eine bestimmte Anzahl von Tagen auszureichen, einzelne Gäste, von den Zurückbleibenden eine Strecke weit begleitet, verlassen das Bad. Die einreißenden

Lücken bringen nach und nach eine Verstimmung hervor, die tagelang nachklingt und den allgemeinen Aufbruch wünschenswerth macht. Die nöthigen Vorbereitungen dazu werden langsam getroffen, die bestellten Packwagen treffen ein und werden beladen. Am letzten Abend versammelt sich der Rest der Gesellschaft noch einmal beim Brunnen oder vereinigt sich zum geselligen Abschiedsmahl, bei dem alle noch vorhandenen Vorräthe auf den Tisch kommen. Die Colonie wandernder Löffelzigeuner, die unweit vom Bad ihre Zelte aufgeschlagen, und die Gesellschaft mit Körben, Trögen, Löffeln und mit scheffelweise zugetragenen prächtigen Himbeeren versehen hat, erscheint mit Kind und Kegel bettelnd an der Tafel und nährt sich von Brosamen, die heute reichlicher denn je von der Herren Tische fallen.

Die jungen Fichten, die um den Brunnen und an den Häusern aufgestellt waren, die übriggebliebenen Kienspäne die zur Beleuchtung dienen sollten, der Rest der vorhandenen Brennholzvorräthe werden zu einem gewaltigen Holzstoß zusammengethürmt, und während die riesige Flamme knisternd emporschlägt, ergreift der Hann den Abschiedsbecher und trinkt auf's fröhliche Wiedersehen im nächsten Jahre.

Am nächsten Morgen ist die Gesellschaft früh auf den Beinen. Noch ein letztes Bad, ein letzter Trunk aus der frischen Quelle, ein letzter Gruß an das herrliche Thal und heimwärts geht's an die schweren Geschäfte des Tages. — Unten am Bach da trennen sich die Wege nach links und rechts; die Büchsen knallen zum Abschied, die Felsen erdröhnen, noch ein Händedruck, ein Abschiedskuß und das fröhliche Leben und Treiben ist verschwunden.

Noch einmal tönt's wie aus einem Munde „auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" seufzt das Echo in den Bergen nach — doch nicht Alle sehen sich wieder.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



